This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

F26038

Oesterreichische

Flugblätter.

Von

Ignaz Schik.

---

1. Bändchen: **Portofreie Briefe.**

Verlag von Paul Kormann.

1870.

LG

DB86
S3
v.1

Vorrede.

Die folgenden Aufſätze waren bereits im Feuilleton des Prager Journals „Politik“ veröffentlicht und ihr neuerlicher Abdruck iſt eigentlich gar nicht zu rechtfertigen. Ich werde denſelben daher auch nicht zu entſchuldigen verſuchen und will hier nur für Leſer, die in die Verhältniſſe Böhmens und Cisleithaniens, d. h. Weſtöſterreichs, nicht eingeweiht ſind, denen demnach die nachfolgenden Aufſätze nicht immer ganz verſtändlich ſein dürften, einige Worte zur Orientirung ſagen.

Die Aufſätze ſind zweierlei Art, die eine Hälfte in Briefform iſt unter dem Titel „Portofreie Briefe“ zuſammengefaßt, die andere trägt die Ueberſchrift „Vermiſchte Aufſätze“, beide zuſammen jedoch waren dazu beſtimmt, ein Regime zu charakteriſiren, das unter der hochgeſchwungenen Fahne des Liberalismus eigentlich nur den kraſſeſten Abſolutismus in conſtitutioneller Toilette verbarg.

Als dieſer conſtitutionelle Liberalismus oder Conſtitutionalismus ſeinen Höhepunkt in dem A-

zustande fand, den das liberale Ministerium über Prag und dessen Umgegend verhängte, wußte sich der Verfasser dieser Blätter, um nicht mit Behörden in ewigen Conflict und durch diesen in's Criminal zu kommen, nicht anders zu helfen, als daß er seine Kritik verschiedener zu einer solchen geradezu herausfordernder Handlungen in der Form harmloser, an eine Dame gerichtete Briefe kleidete, und so dem Ernst die Maske des Schalks vorzuhalten. So entstanden die „Portofreien Briefe", sie begannen mit dem berühmten constitutionellen Ausnahmszustand, sind aber in dieser Sammlung nicht vollständig abgedruckt, da ich nur die allgemeinen und charakterisirenden herausgriff, während ich die mit localem Inhalte beiseite ließ.

Die „Vermischten Aufsätze" sind mehr Gelegenheitsschriften, den einzelnen Vorkommnissen angepaßt, und der freundliche Leser wird ersucht, das jeweilige Datum zu berücksichtigen, durch welches ihn vielleicht manche an diesen Tage datirende Geschichte einfallen wird.

Nach diesen wenigen Orientirungsworten empfehle ich die Schrift der Gunst des Publikums; der Zweck derselben ist zu klar, als daß er einer Erörterung bedürfte.

Prag, im April 1870.

Der Verfasser.

Portofreie Briefe.

I.

25. October 1868.

Madame! Das Gehenktwerden muß ein miſerables Gefühl ſein, viel ärger, als das Gehenktſein. Sehen Sie, wenn der Strick bereits zuſammengezogen iſt, dann iſt's auch aus — der Louis iſt fertig und baumelt höchſtens mit den Beinen in der Luft herum, oder neigt melancholiſch das Haupt auf die eine Seite; aber wenn der Strick erſt loſe um den Hals hängt und die Ausſicht auf die koſtenloſe und überaus raſche Beförderung in's Jenſeits unmittelbar bevorſteht, dann muß das Gefühl, das den armen Sünder beſchleicht, ein fürchterliches ſein. Wiſſen Sie, was Todesangſt iſt, Madame? gewiß nicht, und ich Gott ſei Dank auch nicht, wir waren Beide glücklicherweiſe noch nicht in der Lage, es giebt aber Momente im menſchlichen Leben, wo Einem eine Frage frei ſteht, an das Schickſal und wo man, ohne ſichtbaren Galgen nnd ohne ſichtbaren Strick, Todesangſt empfindet und ein Gefühl Einem die Bruſt beſchleicht, daß man vor ſeinem Schreibtiſch mit den Füßen baumelt und den Kopf melancholiſch nach der einen Seite hängen läßt. O es iſt fürchterlich, Madame!

Kennen Sie das Gefühl des jähen Schreck's, wo man die Zunge nicht zu bewegen vermag, um zu schreien, und die Füße nicht rühren kann, um zu laufen und vollends gelähmt da steht? Sie haben gewiß auch schon böse Träume gehabt, wie ich, ehe ich Sie gekannt habe — seit dieser Zeit träume ich nur von Ihnen —, Träume, wo man von bösen Menschen gehetzt und gejagt wird, oder wo Einem die Brücke unter den Füßen zusammenstürzt, oder wo ein Haus über Einem todesschwanger zusammenbricht, oder wo man plötzlich in einen tiefen finsteren Kerker gesperrt wird, wie ein ruchloser Missethäter — und dann versuchten Sie zu fliehen, oder zu schreien; aber die Beine waren wie festgekittet, die Zunge wie angebunden, der Mund wurde Ihnen heiß, die Stirne feucht und Sie keuchten und athmeten schwer, bis — bis Sie erwachten. Es giebt solche Zustände im Leben, auch ohne daß man träumt, man kann nicht schreien und nicht laufen und es ist Einem, — als ob man den Strick um den Hals gelegt hätte.

Madame, ich bin melancholisch! böse, schwere Gedanken plagen mich bei Tag und bei Nacht und ich kann sie nicht los werden — o, wäre ich die Anderen los! Und das kömmt davon, weil mir bang ist, weil ich plötzlich so allein stehe, so vereinsamt; denn um mich herum ist Alles gestorben und nur ich allein rage empor über dem Schlachtfelde, ringsum lauter Leichen, junge schöne Leichen, die alle Ihre lieben Züge annehmen, daß ich traurig, tief traurig werde, im Herzen schmerzlich verwundet. Mich haben junge Leichen immer wehmüthig,

gemacht, namentlich wenn ich die Personen bei Lebzeiten gekannt habe und wenn sie keines natürlichen Todes verblichen sind, als da sind Marasmus oder andere Uebel, an welchen man 75 Jahre lang stirbt.

Und wenn ich ganz unglücklich bin und es mir dünkt, als müßte ich tropfenweise verzweifeln, dann schaue ich mir die Ankündigungen des Herrn Ciniselli an, wenn der Elephant darauf gemalt ist, der auf zwei Beinen steht und allerlei Kapriolen macht. Madame, dieser Elephant heißt „Zara" und hat ein sehr lustiges, ja beinahe fideles Gesicht. Er lacht und steht dabei auf zwei Füßen, und das ist mein Trost, Madame! Denn kann ein Elephant, wenn er so qualvoll dressirt wird und auf zwei Beinen steht, noch lachen, dann kann es auch ein Mensch, und ich will daher lachen, so viel und so gut es geht, und zwar mit Ihnen, Madame, und wir lachen dann ein Duett.

Wir gehen selbst miteinander in den Circus und lachen über Toni und Pepino, wenn sie so altklug ihre Künste produciren. Toni und Pepino, Madame, sind zwei Pudel, die Herr Zanfretti dressirt hat, sie sind sehr anstellig, laufen auf drei, auch auf zwei Füßen, ganz wie es Herr Zanfretti befiehlt, sie springen durch Reifen und setzen sich auf Stühlchen. Das Schönste aber ist, wenn Herr Zanfretti scheinbar losschießt und Toni und Pepino ihre Gehwerkzeuge von einander strecken, als wenn sie todt wären. Zanfretti lockt, pfeift, schnalzt, Toni und Pepino rühren sich nicht; wenn aber das richtige Zeichen gegeben wird und die Peitsche des Meisters

nicht mehr über ihrem pudeligen Haupte schwebt; dann, Madame, springen Toni und Pepino wieder lustig auf und tanzen und tummeln sich herum, frisch und lebendig. So ist es, wenn man scheintodt ist, und Toni und Pepino könnten auch allegorische Figuren sein, wenn man heutzutage noch auf Allegorien was geben würde.

So der Pudel, er ist ein närrisches Thier, und wenn man will, so hüpft er, und wenn man will, so hockt er. Für ein Stückchen Zucker gehen Toni und Pepino ins Feuer. Sie machen nicht in Aktien, Madame! es wird Sie also auch die Emission der österreichischen Nordwestbahn-Aktien nicht interessiren, mich speciell interessirt sie auch nicht, freilich aus etwas verschiedenen Gründen, ich mache höchstens in Liebe zu Ihnen und nicht in Aktien, wozu man Geld braucht; aber es ist doch komisch, wenn man erwägt, wie namenlos einmal die meisten Wiener Blätter gegen dieses Unternehmen geschimpft und gewüthet, wie sie Steine auf die Konzessionäre geworfen; und das Projekt im Interesse der Staatsbahn verdammt haben. Jetzt sind sie alle bekehrt, jetzt ist die Sache schön und rentabel, jetzt wird sie in ungeheueren Artikeln dem Publikum vorgeritten. Sehen Sie, Madame! das ist auch ein Circus, Toni und Pepino machen auch hier ihre Künste, und wenn ihnen Zanfretti ein Stückchen Zucker giebt, dann hüpfen sie, oder hocken sie, ganz wie ihm beliebt. Ja, Madame! der Zucker, den die k. k. priv. Nationalbank druckt, das ist ein süßes Ding und für ein Stückchen solchen Zuckers wird der Kardinal und die Minister und die Czechen und andere

Geſchöpfe Gottes ganz nach Belieben erkauft. Hier im Kleinen, dort im Großen.

Emma Ciniſelli, Madame! iſt zum Schrecken all ihrer Bewunderer plötzlich verſchwunden. Emma Ciniſelli iſt eine ſchöne, ſchwarzäugige Italienerin und Reiterin und ſoll ſich nicht allein auf die Dreſſur der Pferde, ſondern auch auf die der Männer verſtehen. Mit dieſer prachtvollen Eigenſchaft begabt, wußte ſie auch den Ré galantuomo, den erweiterten Sardenkönig, zu beſtricken, und gehört mithin ebenfalls in die Weltgeſchichte. Ich weiß nun nicht, ob Sie Se. Majeſtät veranlaſſen wollte, mit der ſpaniſchen Freiheit einen Ritt zu machen, oder ob ſie irgend eine andere diplomatiſche Miſſion hat; Faktum iſt, daß ſich nicht allein ſchöne Reiterinnen oder ſchöne Frauen überhaupt auf die Dreſſur von Männern verſtehen, daß ſich vielmehr auch Männer mit dieſem Geſchäfte befaſſen. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, Madame! daß die Frauendreſſur viel angenehmer als die iſt, mit welcher man z. B. uns beglückt; Sie, Madame! wiſſen mich mit einem Blick aus Ihren ſchönen ſtrahlenden Augen, mit einem Druck von Ihrer kleinen zarten Hand gefügig zu machen; andere Leute thun das anders, nicht ſo ſehr durch Liebe, als durch Gewalt. In der „Zauberflöte“ ſingt „Saraſtro“: „Zur Liebe kann ich Dich nicht zwingen, doch gebe ich Dir die Freiheit nicht!“ Sehen Sie, Madame! ſo ſteht es mit der Dreſſur der Saraſtros aus. Emma Ciniſelli wird zurückkehren und mit ihrem ſüßen Lächeln und ſanften Streicheln ihre Anbeter und Pferde beglücken, die männlichen Emmas

sind aber noch gar nicht fort und doch wäre es schön, wenn sie Alle zum — — Könige von Italien gingen.

II.

8. November 1868.

Madame! als ich zum ersten Male verliebt war — erschrecken Sie nicht, denn jeder Mann und jedes Weib sind des Oefteren verliebt gewesen, woher kämen denn die vielen Romane? — also, als ich zum ersten Male verliebt war — es ist dies schon lange her — da war ich eigentlich ein recht unleidlicher Kerl. Eifersüchtig, wie der verrückte Mohr von Venedig, krakehlsüchtig, ohne Grund und erfüllt von jenem süßen Weltschmerz und blöder Sentimentalität, die man kräftig mit dem Gattungsnamen „Jugendeselei" zu bezeichnen pflegt. Am meisten konnt' ich mich giften, wenn irgend Jemand an meiner süßen Anna etwas auszustellen hatte, ihr irgend einen Fehler nachwies; dann wurde ich roth, wie ein Truthahn, wenn man ihm ein buntes Tuch zeigt, und hätte, gleich dem Truthahn, dem Spötter in's Gesicht springen können. Die jungen Leute sind schon einmal so, und naiv genug, den Gegenstand ihrer ersten Liebe für einen Engel aus jenen sonnenstrahlreinen Höhen anzusehen, wo die Engel, einem unverbürgten Gerüchte zufolge, noch vorzukommen pflegen.

Wenn man älter wird, Madame! so wird man erfahrener und sieht den Gegenstand seiner Verehrung nicht mehr als wandelnden Lilienstengel an — Sie machen natürlich eine

Ausnahme — man ist nicht blind für etwaige kleine Fehler und denkt daran, daß wir ja alle Menschen sind und mit mehr oder weniger kleinen oder großen Buckeln in der Welt herumlaufen.

Madame! das wiederholt sich überall im Leben, die Liebe macht kurzsichtig und die erste Liebe — blind. Hat man z. B. Vorliebe gefaßt für eine gewisse Staatseinrichtung, aus persönlich wohlmotivirten Gründen, dann ergeht es den Anbetern dieser Staatseinrichtung gerade so, wie es mir mit der süßen Anna gegangen ist, sie werden zornig, wenn man an dem Gegenstande ihrer Verehrung Fehler und Mängel entdeckt, ganz so, wie ich truthähnlich wurde, wenn Jemand an meiner Anna etwas auszusetzen fand; nur waren die Fehler der letzteren klein. So geht es, wenn man die Liebe noch nicht gewöhnt ist, man wird eifer- und krakehlsüchtig, endlich auch ungerecht.

Die Liebe, Madame! ist nämlich ein Ausnahmszustand, den man nur schwer zu rechtfertigen im Stande ist. Hundert Schriftsteller, Philosophen und dergleichen preßgerichtliche Individuen haben es bereits versucht, diesen Ausnahmszustand plausibel zu machen, und wenn sie die Unmöglichkeit dieses Vorhabens nicht eingestehen wollten, so liegt das im Eigendünkel, der all' diese Leute erfüllt. Der Belagerungszustand des Herzens ist auch eine ganz wunderliche Sache, man ruft wohl eine „Hetze" der Gefühle zu Hilfe, spricht auch nöthigenfalls von „leidenschaftlicher Verfolgung", von „massenhafter Verletzung der Person", vom „tödtlichen Angriff gegen

die Polizei des Herzens" — im Ganzen aber erreicht man nichts mehr, als daß man sich vor Gott und der Welt blamirt und den Verstand zur Ordnung ruft, wenn er das Herz zur Mäßigung ermahnen will.

Und doch sollte man meinen, sei die Sache keine Hexerei! Man sagt einfach, der notorische Gassenbub' Amor hat Steine gegen das Herz geworfen, dabei einige Fensterscheiben der linken Herzkammer zertrümmert und dadurch zu verschärften Maßregeln gezwungen. Gegen Amor Belagerungszustand und Bajonnette! Madame, lachen Sie nicht, Sie sind unvorsichtig und vergessen ganz — — Heutzutage sind schöne Augen keine Assekuranz gegen §. 300 oder 65 ad a. des Strafgesetzes.

Wir zwei, Sie Madame und ich, sind vernünftigere Leute, wir lieben uns mit Verstand, und wenn ich Ihre süßen Lippen küsse, dann vergesse ich nicht, daß auch andere Leute auf der Welt sind und dazu gewissermaßen auch ein Recht haben. Nur dürfen Sie nicht so empfindlich sein, daß Sie bei jeder Differenz, die sich zwischen unseren sonst gleichgestimmten Seelen entwickelt, mir sofort die Liebe kündigen. Sehen Sie, wenn so Alles ohne Opposition im Leben abliefe, da würde am Ende diese Vermittlungsstation zwischen Wiege und Grab ziemlich fade. Sie erinnern sich doch noch an jenen biederen Staatsmann Schmerling, der öffentlich seinen ergebenen Abgeordneten versicherte, daß man sich erst eine Opposition schaffen müßte, wenn sie noch nicht existirt. Und trotzdem und alledem giebt es noch Leute, denen jede zarte

Regung von Opposition das Blut in den Kopf treibt und die sofort mit der Demission — ihrer Liebe bei der Hand sind.

Das dürfen Sie sich nicht angewöhnen, Madame, daß thun nur Kinder oder solche, die es werden wollen, die, wenn sie ärgerlich sind, gleich ausrufen: Ich spiel' nicht mit. Die großen Kinder lachen dann darüber und denken: Du drohst mir lange gut! oder: Bange machen gilt nicht! Dieses Demissionsspiel, Madame, ist übrigens auch gefährlich! Sie wissen, selbst das Pferd gewöhnt sich an die Kanonade; wenn man nun denselben Schreckschuß immer nnd immer wieder vorgeritten bekömmt, dann härtet man sich gegen denselben ab, und schließlich wird Einem selbst die Wirklichkeit gleichgiltig.

Uebrigens weiß ich, daß Ihnen das Portefeuille meiner Liebe zu werth ist, als daß Sie dasselbe an den ersten besten Baum hängen oder an den nächst besten Nachfolger verschenken würden, wir wollen demnach ruhig abwarten, was da kommen wird. Zunächst aber bitte ich Sie, Madame, heute nicht auf den Weißen Berg zu gehen. Sehen Sie, es ist „Herbst", die Bäume haben ihren Kronenschmuck, die Blätter*, abgeschüttelt, ein tüchtiger Nebel verdichtet die Luft, und es ist so frostig und schneidig, daß man nicht wissen kann, wie man sich einen Katarrh zuzieht und wem man damit einen Gefallen erweist. Bleiben Sie hübsch ruhig zu Hause, wärmen Sie Ihre Füße am Kamin und wenn Sie Langweile haben,

* Die meisten Journale in Böhmen waren suspendirt.

dann lesen Sie die Reichstagsverhandlungen aus dem Jahre 1848 oder die Schlacht am Weißen Berge Das Lesen in seinen vier Mauern ist noch nicht verboten und dürfte, gleich dem Denken, für die nächste Zeit ebenfalls dem Ermessen freier Staatsbürgerinnen anheimgestellt bleiben.

III.

15. November 1868.

Madame! mein Gemüth trägt Trauer, aber von inwendig, weil das nicht gut beanständet werden kann. Wissen Sie, was ein inwendig trauerndes Gemüth ist? Ein Gemüth, Madame, welches schmerzlich zusammenzuckt, wenn es eine traurige Thatsache sich vollziehen sieht, das aber dieses Zucken nicht verrathen darf; ein Gemüth, welches äußerlich heiter erscheint, während es selbstverleugnend nach Fassung ringt; kurzum, ein Gemüth, welches Witze macht, während es lieber ganz was Anderes — machen würde: das, Madame, ist ein inwendig trauerndes Gemüth, gewöhnlich zu beklagen, gegenwärtig zu beneiden.

Wissen Sie, wenn mein Gemüth äußerlich trauern würde, etwa einen leichten schwarzen Flor in die herbstlichen Lüfte flattern, oder sich schwarz austapeziren ließe; dann wäre es in Gefahr arretirt, d. h. gefangen zu werden*, so aber

* Alle in Trauer gekleideten Kirchenbesucher wurden am Jahrestage der Schlacht am Weißen Berge arretirt.

ist es bloß befangen, und das ist ein großer Unterschied. Wenn man nämlich bloß befangen ist, dann kann man ruhig und ganz ungenirt herumspazieren, in welcher Gewandung es Einem oder dem Schneider beliebt; wenn man bloß befangen ist, dann darf man auch in die Kirche gehen und Gott bitten, daß er die Befangenheit, die, einem Trauerschleier gleich, auf unserer Seele liegt, von uns nehme; wenn man bloß befangen ist, dann wird man nicht arretirt und muß nicht über die „Wandelbarkeit" der Dinge auf Erden und über die Richtigkeit des Ausspruches jenes berühmten Rabbi nachdenken, der da weise ausrief: „Ist Alles schon dagewesen!" — — — wenn man aber gefangen ist, Madame! so ist das was ganz Anderes, und dann kann es Einem passiren, daß all' die Unannehmlichkeiten auf den Gefangenen herabregnen, von denen der Befangene verschont blieb.

Ich lobe mir deshalb mein Gemüth, weil es bloß von inwendig trauert, während es von auswendig Ihnen entgegenlächelt, sich Ihnen in heiterer Traulichkeit nähert, als wenn die Geschichte einmal über ein verhängnißvolles Jahr und über einen gewissen verhängnißvollen Tag in diesem verhängnißvollen Jahre hinübergestolpert wäre, wodurch dann der Gregorianische Kalender ein unausfüllbares Loch erhalten hätte.

Und warum soll die Geschichte nicht auch einmal stolpern können, sie, die Jahrtausende hindurch mit gravitätischem Schritt einherschreitet, den Kopf, respektive die Nase, hoch tragend, und den gewissen eisernen Griffel und die gewisse eiserne Tafel in der Hand, auf die sie mit demselben Ma-

teriale bald tändelt, bald zürnt, bald blutig, bald fröhlich malt. Madame, Frau Klio ist ein Frauenzimmer, wie alle anderen, und das beste Frauenzimmer kann im Wirbeltanze der Geschehnisse einmal stolpern, zumal ihr so viele gleichartige Dinge passiren.

Haben Sie schon die „Antigone" gesehen, Madame? gewisse Leute sagen, daß durch deren Aufführung auf dem deutschen Theater eine Verjüngung desselben herbeigeführt wurde. Ohne meinen Collegen in's Handwerk pfuschen zu wollen, muß ich doch behaupten, daß Gärtner eine andere Art der Pflanzenverjüngung betreiben, da durch die Okulation eines alten Reises ein Stamm kaum verjüngt wird, und man hiezu nur frische, junge Triebe verwendet, ohne Herrn v. Sophokles nahe treten zu wollen. Wenn Sie die „Antigone" also noch nicht gesehen haben sollten, Madame, so will ich Ihnen erzählen, daß darin ein König vorkommt, der Kreon heißt und ein Sohn des Menökeus war. Dieser Mensch ist urplötzlich durch die Fehde zweier Brüder, des Eteokles und Polynices, zur Macht gelangt,, da beide Brüder im Kampfe gefallen sind, wo sonst Sophokles nicht hätte die Tragödie schreiben können, die einst die Griechen und jetzt die Prager so sehr entzückt und wozu Mendelssohn-Bartholdy die Musik geschrieben hat. Besagter Kreon also verbietet, daß über den einen der gefallenen Brüder, Polynices, getrauert oder gar gejammert wird, und da sich solches Schwester Antigone nicht nehmen läßt, so wird sie ergriffen und eingesperrt und endlich gar in den Tod getrieben, wobei sie vor Männern

das voraus hat, daß sie nicht, beim Trauern ertappt, gesteinigt wurde. Die alten Griechen waren viel größere Barbaren, als solche z. B. in der Gegenwart vorkommen, wo man solche grausame Strafe gar nicht kennt und höchstens auf einige Tage zu Wasser und Brod verurtheilt wird.

Sie sind sehr unvorsichtig, Madame! jetzt zu lachen, ich habe Ihnen das bereits einmal gesagt; Sie sind aber auch herzlos, da zu lachen, wo Antigone brennend heiße Thränen weint; lernen Sie von Antigone, die ein sehr braves Mädchen war und sich vor Kreon nicht gefürchtet hat, die Situation mit Ernst betrachten und Sie werden nicht lachen, wo es sich um den Ausdruck wahrer Trauer handelt. Aus Allem aber werden Sie bereits ersehen haben, daß Ben Akiba ein grundgescheidter Herr war und daß sein Wahlspruch verdient, von allen vernünftigen Leuten besonders geachtet zu werden.

Denn es ist wirklich bereits Alles passirt, und zwar Manches mehrere Male. So wie z. B. Kreon in einem Falle das Trauern und Jammern verboten hat; so verbot einst der selige (?) Statthalter von Russisch-Polen das Trauern im Allgemeinen und ließ sämmtliche Damen einkasteln, die es gewagt haben, den Befehlen Kreon-Murawiew's zuwider zu handeln. Das ging in jenem Russisch-Polen oft in's Spaßige. So kam z. B. im Jahre 1861 ein englischer Gentleman nach Warschau. Als er des Abends vor einem der größten Hotels aus dem Fiaker stieg und zahlen wollte, wurde er von einigen Sicherheitsmännern ergriffen und auf die Hauptwache geschleppt, weil sein Hut mit einem Trauerflor umwunden

war. Man nahm ihm den Hut ab und ließ ihn 10 Rubel zahlen. L'appetit vient en mangeant — man zog dem entrüsteten Engländer den Ueberrock aus, und siehe da, es erschien ein neues schwarzes Jaquet! Er wurde des Jaquets entledigt. Da zeigte sich ein schwarzes Uhrgehänge aus Jett, und der Engländer zahlte weitere 10 Rubel und wurde nebstbei um Uhr und Weste erleichtert. Nun blieb er im weißen Oberhemde und schwarzen Beinkleidern — bekanntlich die polnischen Trauerfarben. Neue Kontribution und neue Beraubung, endlich zeigte es sich, daß seine schwarzen Glanzlederstiefeln weiß ausgenäht waren — es war klar, daß der Engländer ein verkappter polnischer Emissär war; nun erst mußte er in die berüchtigte Citadelle, aus welcher ihn endlich der verstorbene Pam glücklich befreite.

Warum ich Ihnen das erzähle, Madame! um Ihnen zu beweisen, daß der ehrwürdige Ben Akiba Recht hatte, und daß nicht nur die Kultur, sondern auch andere Dinge mit der täglich aufsteigenden Sonne von Osten nach Westen schreiten, um auf einzelne Länderstriche, feurigen Meteoren gleich, niederzufallen. (Siehe Böhmen.)

Madame, wir lieben uns schon lange und noch weiß ich nicht, zu welchem politischen Glaubensbekenntnisse Sie schwören. Es ist wahr, die Liebe hat längst schon die interkonfessionellen Gesetze eingeführt, lange, ehe die Einführung derselben Oesterreich gerettet hat, und ich habe nie auf Ihre Lieblings-Zeitung und immer nur auf Ihre Augen gesehen, deren wunderbarer Glanz alle Evangelien der Welt enthält;

aber wissen möchte ich doch, ob Sie eine richtige „Czechin" sind, und wenn dies der Fall, zu welcher Sekte dieser, nach den Wiener Buffons klassificirten jugendlichen Raubthiere Sie gehören. Sind Sie vielleicht eine „Czechin" kurzweg, oder eine „schwarze Czechin", oder gar eine „Pußtaczechin"; das ist für einen Liebhaber sehr wichtig zu wissen, von wegen der politischen Civilehe. Ich bitte Sie daher, mich diesbezüglich aufzuklären, gleichzeitig aber die Versicherung hinzunehmen, daß keine der bezeichneten Racen meine Liebe zu Ihnen zu beeinträchtigen im Stande ist.

Um Ihnen das zu beweisen, rathe ich Ihnen schon heute, Ihre lieben Anverwandten zu bitten, in der nächsten Zeit wenigstens nicht zu sterben, und dieses Geschäft für eine passendere Gelegenheit aufzuschieben. Ihr gutes Herz könnte Sie dazu verleiten, Trauer anzulegen und ich bitte — denken Sie an „Antigone". Auch würde ich Ihnen für die nächste Zeit den Kirchenbesuch abrathen, es könnte Ihnen was Menschliches oder Ausnehmendes passiren, und Gott wird mit dem guten Willen vorlieb nehmen und Ihnen den Kirchenbesuch verzeihen. Man kann in der Geschichte nicht so bewandert sein, um immer zu wissen, ob nicht da oder dort, in der Nähe der einen oder der anderen Kirche Jemand vor so und so viel hundert Jahren aus politischen Gründen hingerichtet wurde.

IV.

8. Dezember 1868.

Madame! Wenn Sie einmal einen Sohn bekommen sollten — ich bitte nicht zu erröthen — dann lassen Sie ihn nicht Ignaz taufen, lieber Kilian oder Kajetan, Paphnuz oder Serapion, Achaz oder Lazarus, nur nicht Ignaz; es giebt Namen im Kalender, die so gefährlich sind, daß sich selbst die ursprünglichen Heiligen davon nichts träumen ließen. So der Ignaz! und ich bin überzeugt, daß der große Jesuitengeneral, wenn er die Gefahr seines Vornamens geahnt haben würde, sich lieber Peter oder gar Schlemihl getauft hätte.

Madame! wenn Sie einmal einen Sohn bekommen sollten — ich bitte wieder nicht zu erröthen — dann lassen Sie ihn Fleckputzer oder Seifensieder, nur nicht Schriftsteller werden. Er könnte als solcher irgend einmal irgend wohin, meinetwegen in einen Landtag gehen, daselbst gesehen werden und schwups — die Geschichte wäre geschehen, denn der Verdacht, ein Vergehen begehen zu wollen, wäre — unwiderleglich sichergestellt. Wenn er aber in sich schon unwiderstehlich den Hang zum Allerweltsprügel, d. h. Tagesschriftsteller fühlen sollte, dann hüte er sich, seine Weisheit mit einem Buchstaben zu versehen; denn ich versichere Sie, so wie es im Kalender gefährliche Heilige giebt, so giebt es auch im Alphabet gefährliche Buchstaben, bei denen man ausrufen möchte: O wärst Du oder Dein Träger nie geboren! Scheinbar sind all' diese Sachen, der Ignaz und der Landtag, die

Schriftstellerei und der beiderseits ausgebauchte Buchstabe ganz harmlose Dinge; aber es giebt Momente im menschlichen Leben, wo man eine Frage frei hat an das Schicksal und die unschuldigsten Dinge über ein vorgestelltes Bein stolpern.

Ich gebe Ihnen diese Rathschläge, Madame! trotzdem die zwischen uns aufgeworfenen Streitfragen noch nicht beglichen sind, ich habe ein gutes Herz und namentlich gegen schöne Frauen und kann nicht zürnen; aber einen Ausgleich, wie Sie ihn wünschen, kann ich, ohne meinen männlichen Rechten Alles zu vergeben, nicht eingehen. Ich befinde mich, Ihnen gegenüber, in einem eigenthümlichen Zustande, Sie halten mich gefangen, pressen mir mit Ihren Händchen den Mund zu, was unter Umständen sehr angenehm ist, unter Zuständen (Ausnahmszustände) aber gefährlich, Sie binden mir die Hände und schleudern mir Sottisen in's Gesicht und ich sollte mich ausgleichen? Madame! Sie haben eine wunderbare Logik, Sie erinnern mich an Kindergeschichten, wo ein Junge den anderen prügelt und endlich von dem Geprügelten fordert, Abbitte zu leisten; Sie haben das Evangelium begriffen, aber in allzu egoistischem Sinne, denn Sie fordern, daß ich geduldig die andere Wange herhalte, wenn ich auf der einen den Backenstreich empfing. Diese christliche Demuth konnte eben nur ein Christus üben, aber zwei Heilande giebt es nicht auf der Welt.

Und erst Ihre Propositionen! Sie wollen sich verglei-

chen und bieten mir Ihre Hand zum Frieden, während Sie mit der Linken den Pantoffel schwingen. Madame! ich schmolle ja wegen des Pantoffels. Sie wollen mich versöhnen, die Herrschaft im Hause aber dennoch nicht aufgeben. Genug daran, daß ich meine angeborenen Rechte als Mann dahin reducire und Ihnen am häuslichen Heerde gleiches Recht einräume. Sie aber wollen herrschen, und unter solchen Auspicien werden wir uns nie ausgleichen. Das ist, weil Sie egoistisch sind und Egoismus kann unter Um- und Zuständen die allerschlimmsten Folgen haben.

Ich will Ihnen, Madame! ein altböhmisches Mährchen hersagen, das mir gerade einfällt. Ein Hähnchen und ein Hennchen gingen einst in die Welt und schlossen einen Vertrag, mit einander Alles zu theilen, was sie finden, um sich so leichter durchzuschlagen. Das Hennchen fand zuerst eine Nuß, rief das Hähnchen herbei und gab ihm eine Hälfte des Nußkernes, und die andere behielt es für sich. Nun gingen sie wieder auseinander, um zu suchen, und nun fand das Hähnchen eine Nuß, sagte aber dem Hennchen nichts, sondern wollte die Nuß allein verzehren, aber — und nun passen Sie auf, Madame! — die Nuß blieb ihm in der Kehle stecken. Das Hähnchen drehte den Hals hin und her, kreischte, schlug mit den Flügeln, scharrte mit den Füßen und streckte sie in die Höhe. Und wissen Sie, Madame, was das Hennchen that, als sie die Nöthen des Hähnchens sah? Sie lief zur Quelle, um Hilfe zu suchen und sprach: „Quellchen, Quellchen! Gieb mir einen Wassertropfen für

mein Hähnchen, das erſticken will.“ Und die Quelle gab zur Antwort: „Ich gebe Dir kein Waſſer, bevor Du mir nicht bringſt ein Blatt vom Lindenbaume.“ Und das Hennchen lief zum Lindenbaume und dieſer verlangte erſt ein Tüchlein von der Nähterin, und die Nähterin verlangte erſt Seide von der Kaufmannsfrau, und dieſe wollte erſt Schuhe vom Schuſter, und der Schuſter Borſten vom Wildſchwein, dieſes Hintergetreide von den Dreſchern, die Dreſcher Schmetten von der Schafferin und die Schafferin endlich ein Bündchen Gras. Und das Hennchen lief zu Allen, bis es die Schafferin befriedigte und endlich einen Waſſertropfen von der Quelle bekam. Doch ehe das liebe Hennchen alle dieſe Gänge vollendete und alle dieſe Gegenſtände hin und her getragen hatte, ehe es dem Hähnchen den Waſſertropfen bringen konnte: da war, Madame, das Hähnchen ſchon todt!

Und meine Mutter gab mir die Moral, daß der liebe Herrgott das Hähnchen mit dem Tode beſtrafte, weil es zu ſelbſtſüchtig, gegen das Hennchen ſo unaufrichtig war und den Vertrag nicht gehalten hat. Das Hähnchen, ſprach die Mutter, wollte das Hennchen betrügen und hatte ſich ſelbſt betrogen. Nun, Madame, wir ſind älter und ſehr geiſtreich geworden, und ich habe es nicht nothwendig, Ihnen eine Moral zu ſagen, halten Sie es nun mit der Ausgleichsgeſchichte der Nationen, wie Sie wollen, aber denken Sie an das Hähnchen und geben Sie Acht, daß die Freiheitsnuß, die Sie gefunden, und ſo ſchnell, für ſich allein, ſchlucken

wollen, Ihnen nicht im Halse stecken bleibt und daß Sie daran nicht ersticken.

Haben Sie sich, Madame, schon einen Nikolo gekauft? Wir haben das nicht erst nothwendig und die Ruthe klopft schon lange an unseren Fenstern, aber wir vergaßen den Strumpf hinzulegen und kommen um die Bescheerung, so fehlen die vergoldeten Nüsse und die Aepfel; aber es kommen die Weihnachten und dann bekommen wir beides und noch Stritzl.

V.

13. Dezember 1868.

Madame! Diese Woche ging ich in's deutsche Theater und sah dort „Maurer und Schlosser", eine liebliche Oper von Auber, und ich habe mich tüchtig geärgert, und zwar über die Türken, die mir als ein unverbesserliches Volk erschienen. Läßt da so ein Abdul, oder wie dieser Kümmeltürke in der Oper heißt, ein wunderhübsches Mädchen und einen muddelsauberen Offizier anketten an steinerne, aus Leinwand gefertigte Pfeiler, so mir nichts, dir nichts, als wenn keine Menschenrechte mehr auf der Welt existiren würden. Wie gesagt, ich habe mich tüchtig geärgert, erstens waren Sie nicht im Theater und ich konnte folgerichtig auch nicht mit Ihnen kokettiren, und zweitens über diese Türken, die da so sans gène über Herrn Becko, der nicht sprechen, und Fräulein Lauterbach, die nicht — — lachen kann, ein

ſo beklagenswerthes Schickſal ergehen laſſen. Sie machen's mit allen Chriſten und auch mit denen im Orient ſo, und ich fluchte, wie ein Kavallerieoffizier oder wie ein Infanteriekorporal, ich weiß nicht mehr, wie wer. Und dann kam ich in's Kaffeehaus und las Zeitungen. Madame, denken Sie ſich nur mein Erſtaunen, da ſtand, daß Abdul, nicht der vom Theater, ſondern der von Konſtantinopel, ein Manifeſt an Seine Völker erlaſſen will, um ſich vor ihnen zu rechtfertigen, weil er den freiheitsſüchtigen aber ungerathenen Nachkommen des Perikles und Sokrates ein Ultimatum geſchickt hat.

Ein Sultan und ein Manifeſt, — braucht denn der Türke wirklich Geld? Oder iſt ſelbſt dieſer Schlupfwinkel europäiſcher Gewaltherrſchaft von den modernen Ideen, die man kurzweg, aber fälſchlich, Konſtitutionalismus nennt, auch ſchon angeſteckt? Alſo der Großtürke, deſſen Vorfahr einſt Soliman, rühmlichen Angedenkens von Zrinyi, war, will freiheitlich regieren; ſelbſt er, dieſer verkörperte Begriff des franzöſiſchen Thronmotto's — L'état c'est moi — hat allmählig eingeſehen, daß man die Völker nicht nach Belieben knechten kann, und daß man zu ihnen endlich doch kommen muß — wenn man Geld oder Soldaten braucht; alſo endlich der Abdul mit dem rothen Fez, dieſem blutigen Abzeichen türkiſcher Despotie, iſt zur Ueberzeugung gelangt, daß die Völker nicht blos zum Regiertwerden und Steuerzahlen auf der Welt ſind, und das zum Leben nicht blos das Athmen und ein Bischen Eſſen und Trinken, ſondern

auch ein wenig Freiheit und Selbstbestimmungsrecht gehört — —

Madame, wenn Sie nächstens von mir hören, daß ich ein Türke geworden bin, und Pluderhosen und einen rothen Fez trage, dann wundern Sie sich nicht; erstens giebt's im ehemaligen byzantinischen Reiche keine Preßprocesse, dann tragen die Hunde keine Maulkörbe und endlich darf jeder großjährige Türke, neben anderen Freiheiten auch einen Harem haben, von welchen letzteren bei uns nur der Harem, wenn auch nicht gesetzlich, so doch stillschweigend erlaubt ist, was zu erweisen schließlich leichter wäre, als viele andere Geschichten.

Ah, Madame! es ist traurig; wir kommen jetzt um die besten Sprichwörter. Wenn uns früher etwas unbegreiflich erschien, so sagten wir: das ist spanisch oder türkisch. Wir nannten türkisch, wenn man von Verfolgungen aller Art, von Peitschen oder Knebeln, vom Hetzen oder Höhnen hörte; wir nannten spanisch, wenn man von den Kerkern der Inquisitionen, von Don Ignato de Zapato, von der Thätigkeit der heiligen Hermandad erzählte — und jetzt ist das mit einem Male anders geworden. In Spanien, diesem unglückseligen Prototyp der Despotie, hat man das Prototyp weggejagt und vorläufig auf die vacante Stelle die Göttin der Freiheit postirt; neben Marfori, diesem Silen einer modernen Heiligen, und Pater Claret wurden noch andere weggejagt, die nunmehr in Wirklichkeit „fern von Madrid" über die Wandelbarkeit der Dinge auf Erden und auf der

iberiſchen Halbinſel insbeſondere nachdenken können; in Spanien hat man die Preßfreiheit eingeführt und den Nepotismus abgeſchafft; kurz, man hat aus dieſer mittelalterlichen Ruine ein ſchönes, wohnliches Haus geſchaffen, auf welches Mancher, der auch in einer Ruine oder in einem Hauſe wohnt, welches äußerlich ſchön aufgeputzt, innerlich aber angefreſſen iſt, wohl mit Neid blicken wird und „ſpaniſch“ hat eine andere Bedeutung erhalten.

Nun wird uns auch die Hoffnung auf „türkiſch“ geraubt, unter welchem Gemeinnamen man den Divan und die Paſchas mit ein, zwei oder mehr Roßſchweifen bezeichnete, worunter man die Kadis verſtand, welche Urtheil und Rechtsſpruch nach dem Winde „von Oben“ einrichteten und der blinden Göttin willkürlich eine Naſe drehten. Nun ſoll auch das anders werden und, Madame, dem deutſchen Schriftſteller wird von all' den in Deutſchland populären Schlagwörtern nichts als — — die „böhmiſchen Dörfer“ übrig bleiben.

Verzeiht ihr böhmiſchen Dörfer, ihr idylliſchen Anſiedlungen meines ſchönen Vaterlandes, daß man es wagt, euch mit Spanien und der Türkei in eine Schlachtordnung zu ſtellen; das erſtere iſt mehr keine Schande, und im Schatten der Moſcheen da wachſen Roſen und tiefverſchleierte Mädchen. Man hat euch oft genug geläſtert, aber was in der Welt wurde nicht ſchon verleumdet? Julius Cäſar, der größte Römer, wurde beſchuldigt, weder in ſeiner Kleidung, noch in ſeinen Sitzen auf Reinheit gehalten zu haben; über

Alexander, dem seine Thaten den Beinamen „des Großen“ erwarben, sagte man aus, er habe sich der Trunkenheit hingegeben; über Herkules, den Vollbringer der zwölf Arbeiten, erzählte man, er sei weibisch und sittenlos gewesen, und so darf man es auch dulden, daß gewisse Hofpächter der Civilisation auf böhmische Dörfer und böhmische Dickschädel, kurz auf Alles, was böhmisch heißt und spricht und denkt, nur von Oben herab schauen; es kommen doch Zeiten, wo man diesen böhmischen Dickschädeln mit geheuchelter Zärtlichkeit das „Goderl“ kratzt, wo man die böhmischen Dörfer für würdig hält, Apostel der Civilisation unter ihre Strohdächer zu schicken und wo sich z. B. Herr Ritter Richard von Dotzauer hinsetzt, um an böhmische Schulmeister deutsche Liebesbriefe zu schreiben, damit sie bei der morgigen Wahl ja nur ihm und seinen Freunden ihre Stimmen geben.

Ihr böhmischen Dörfer könnt wahrlich nicht dafür, daß man Euch mit den ehemaligen spanischen oder türkischen vergleichen könnte; Sie, Madame, aber auch nicht, wenn ich so plötzlich in Ihrem Briefe ein Epistel an die böhmischen Dörfer richte. Das kommt davon, wenn man auf Reisen geht und vom heimathlichen Herde weg nach fremden Ländern Sehnsuchtsblicke wirft, um sich schließlich in der Türkei zu verirren und dort im Anstaunen einer süßen Perle des Orients hängen zu bleiben. Ich wollte diesen portofreien Brief mit der Taxe der Harmlosigkeit rekommandiren, damit er desto sicherer in Ihre Hände gelangt

und nicht irgendwo — ſtecken bleibt — daher die fernen Zonen!

VI.

14. März 1869.

Madame! meine ſchöne Frau,
Leb' wohl, mein holdes Leben!
Ich will nicht länger bleiben bei Dir,
Du ſollſt mir Urlaub geben —;

denn es wird Oſtern, ſomit die Zeit der Buße, und auch mein Herz füllt ſich mit frommen Gedanken, es regt ſich die „Liebe Gottes" und da muß jede andere Neigung in den Hintergrund treten. Sie kennen doch die Geſchichte von Tannhäuſer, Madame! Dieſer Sänger der Minne hatte Langweile und fiel vom Pfade der Tugend ab, um in die ſchönen Hände der Frau Venus zu fallen. Daſelbſt verblieb er volle ſieben Jahre, was um ſo weniger zu verwundern iſt, als ihn Madame (nicht Sie, ſondern Frau Venus) nicht nur mit Küſſen, ſondern auch mit anderen Delikateſſen, aus dem berühmten Keller des Komponiſten Binder, bewirthete. Dann bekam er das Alles ſatt, denn

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Von ſüßem Wein und Küſſen
Iſt meine Seele worden krank,
Ich ſchmachte nach Bitterniſſen."

Der Menſch verträgt nicht lauter Zuckerzeug. Alſo Ritter Tannhäuſer zog aus dem Venusberg und ging ſchnur-

stracks nach Rom, um sich vom Papste von der höllischen Leidenschaft zu Frau Venus kuriren zu lassen. Papst Urban war sehr bekümmert, ob so viel Lasters, und sagte Non possumus, was bekanntlich auch andere Päpste sagen. Da packte Freund Tannhäuser seinen Koffer, nahm seine Sünden und den Wanderstab in die Hand und wanderte schnurstracks in den Venusberg zu Frau Venus zurück, in deren Armen er Papst Urban, und das Non possumus und die anderen Geschichten vergaß.

Nun, Madame, die Zeit der Buße ist gekommen, und ich will auch nach Rom wallfahrten, weil das so Mode ist und es auch andere große Herrn thun, und wenn sie gleich stark von Sünden geplagt werden, wie ich und die großen Herren, und auch irgend ein frommes Bedürfniß fühlen, dann wandern sie mit mir; die Adresse der Herren Kavaliere werden wir beim Portier des Vatikans oder dem Kirchendiener von St. Petrus erfahren, wir werden dieselben dann bitten, die gewisse Adresse mitunterschreiben und der allgemeinen Pantoffelkuß-Audienz beiwohnen zu dürfen, und es müßte mit dem Dingsda zugehen, wenn wir keine Verzeihung erlangen sollten. Ich bin kein Tannhäuser, Sie sind keine Venus und Papst Pius ist kein Papst Urban; die Zeiten sind vorgeschritten, wenn man auch immer noch an teufliſche Gewalten glaubt.

Wir, Sie, Madame, und ich, werden uns vor St. Petri-Stuhl hinwerfen und Namens sämmtlicher böhmischer Liebesleute unsere Ergebenheit zum Besten geben; gerade so wie

andere Leute Namens Anderer, das Mandat borgen wir uns aus, ohne sonderliche Skrupel, denn Ausborgen ist heutzutage keine Schande. Heutzutage thut man Alles im Namen von Millionen, wenn die Millionen auch mitunter nichts davon wissen wollen; man dekretirt ja so Manches im Namen der Völker und sagt auch in ihrem Namen, daß sie ganz glücklich sind. Sie wissen's ja?

Uebrigens ist unsere Römerfahrt nicht halb so gefährlich, als die der böhmischen Grafen, und ich bin überzeugt, daß sich Graf Trautmannsdorf um uns gar nicht kümmern wird, höchstens werden die Wiener Blätter einige liberale Leitartikel über uns schreiben, was auch nicht viel zu bedeuten hat. Bezüglich der paar verunglückten Römerfahrten, welche die Weltgeschichte aufweist, brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen, uns kann weder das Schicksal Otto II. oder Otto III., noch jenes von Heinrich IV. schrecken, welch' letzterer bekanntlich im Schloßhofe von Canossa bei großer Kälte drei Tage barfuß, im härenen Gewande büßend stehen mußte. Wir nehmen uns Potschen mit und wohlgefütterte Pelze; übrigens wird es bis dahin in Italien warm geworden sein.

Freilich, für die Grafen hätte das gefährlicher werden können, denn in Italien ist man schlau und Otto III. wurde bekanntlich von der Gemahlin des Crescencius, der schönen Stephanie, durch Handschuhe vergiftet, was Einem in Prag nicht passiren kann. Auch hätten unsere Edlen bedenken sollen, daß man am Hofe des jetzigen Papstes lange nicht

so angenehm lebt, wie ehemals. Pius IX. ist kein Austernfreund, wie Papst Klemens XIV., der diese eleganten Mollusken mit großer Vorliebe genoß und dieselbe stets in jenen Kellern aufsuchte, wo sie von den hübschesten Mädchen kredenzt wurden. Das waren freilich andere Zeiten in Rom, wo Alexander VI., aus dem Hause der berüchtigten Borgia, oder Johann XXIII., oder der Mediciier Leo X. kleine Bacchanalien feierten, zu denen sie dann ihre Grafen zuzogen; das ist ganz anders geworden, denn damals war die halbe Welt Rom tributpflichtig und zahlte diesen Tribut; heute aber giebt man nur Peterspfennige und diese nur für Zuaven und fromme Chassepotsgewehre, die gerade so losgehen, wie die sündhaften.

Statt der lärmenden Freuden herrscht gegenwärtig in Rom lärmendes Leid, die Blitze haben ihr Feuer verloren und selbst die Glocken tönen nicht mehr so imposant, als einst, wo ihr Klang die halbe Welt erfüllte. Das, Madame, sind freilich nur Bemerkungen für die Grafen und die Anderen, die ausgezogen sind, um dem Papste ihre und Anderer Verehrung kund zu thun, während daheim der Ausnahmszustand eine Ergebenheit ganz anderer Art und Pfennige fordert, von welchen die Pilger kaum eine Notiz genommen haben.

Bei uns Beiden hat das Alles eine andere Bewandtniß, wir pilgern nach Rom, um unsere Sünden abzubüßen, und das ist im Ganzen weniger wichtig, obwohl die publicirte Ergebenheit der Anderen auch nicht viel zu bedeuten hat;

aber während man unſeren Kniefall in der modernen Welt, die bekanntlich nicht nur aus Chriſten, ſondern auch aus Juden beſteht, ſo ziemlich ignoriren dürfte, macht man aus dem Kniefall einiger Hochgeborenen ein Weſen, als wenn mit demſelben ganze Verfaſſungen wackeln würden, was freilich nicht ſo ſehr für die Hochgeborenen, als für die Verfaſſungen bedenklich erſcheint.

Wir gehen demnach getroſt nach der heiligen Stadt, will uns dafür Jemand beleitartikeln, ſo haben wir nichts dagegen; wenn wir zurückkehren, hat ſich vielleicht die nebelichte Atmoſphäre bereits geklärt, dann wirbeln vielleicht ſchon die Lerchen und die anderen Vögel, die aus dem Süden, über Wien, zu uns herüberkommen, ihre temperirten Ausgleichslieder gegen Himmel und begrüßen den Lenz, als die Entfeſſelung der Natur. Und wir? Nun wir ſingen, entſündigt, eben mit.

VII.

25. März 1869.

Madame! Nehmen Sie Hut und Shawl, denn obzwar es officiell Frühling iſt, bleibt die Luft dennoch rauh und kalt — und vergeſſen Sie ihren Muff nicht, wir gehen konſkribiren. Machen Sie kein verdrießliches Geſicht, die Geſchichte iſt nicht halb ſo langweilig, als Sie vielleicht denken, man kömmt in ſo verſchiedene Lagen und Quartiere — — Sie werden ſchon ſehen. Wollen Sie Unannehm-

lichkeiten vorbeugen, so fragen Sie die Damen nicht nach ihrem Alter — Sie wissen ja, Madame! das können die Frauen nicht leiden — und Juden nicht nach ihrer Konfession, denn Beides ist in den Augen der Betreffenden eine Sünde, und wir wollen doch in der heiligen Charwoche keine Sünden begehen, trotzdem der päpstliche Ablaß garantirt ist. Daß die Frauen sich nicht gern nach dem Alter fragen lassen, finde ich natürlich; daß aber die Israeliten beleidigt sind und geradezu Zeter und Mordio schreien, wenn man ihr Religionsbekenntniß zu wissen begehrt, ist geradezu unerklärlich. Wir leben gottlob nicht mehr in einer Zeit, wo das gewisse gelbe Bändchen — nach dessen Situirung im Knopfloche gegenwärtig doch so viele Bekenner Mosis streben — ein Stigma der Verworfenheit in der Gesellschaft war; im Gegentheile, der Fortschritt hat alle Grenzen vernichtet und jeder Religionsgenossenschaft das angeborene gleiche Recht in der Gesellschaft zuerkannt, warum also mit Illiberalismus, Feudalität, Intoleranz herumwerfen, wenn man statistisch feststellen will, wie viele Christen, Juden, Mahomedaner und Heiden in der königlichen Hauptstadt Prag wohnen? Ich glaube, die Letzteren sind in entschiedener Majorität, und P. Klinkowström hat Recht, wenn er über den Verfall der verschiedenen frommen Gemüther klagt.

Warum also haben so manche israelitische Bewohner unserer Stadt, die doch mit besonderer Zähigkeit an der Mitgliedschaft in der israelitischen Kultusrepräsentanz hängen, den konskribirenden Stadtverordneten die Angabe des Glau-

bensbekenntnisses verweigert? Wir wollen doch hoffen, daß sich diese Herren ihrer Religion nicht schämen! Woher diese statistische Renitenz? vielleicht weil dieses Bekenntniß in manchen Fällen sofort auch eine andere Rubrik ausfüllt? Dann wäre ja das Bild vom Hunde, der mit der Wurst um den Eckstein lief, oder die Wurst, die mit dem Hunde um den Eckstein lief, oder der Eckstein, der mit dem Hunde um die Wurst lief, nicht so ganz ohne!

Auch wäre es undelikat, Madame! einen Hausherrn, der große deutsche Parteien hat, oder den Besitzer irgend eines Bändchens, oder den Gevatter eines Regierungsrathes zu fragen, welcher Nationalität er ist. Der Arme kann durch diese Frage in die peinlichste Verlegenheit kommen. Glauben Sie, daß es für ein philiströses Gemüth so ganz gleichgiltig ist in einer Zeit, wo nicht nur Ausnahmszustand in seinem patriotischen Herzen, sondern auch der gleiche schöne Zustand in der Stadt herrscht, mir nichts dir nichts offen zugestehen, daß es patriotisch fühlt und denkt, d. h. daß ihm das Wohl des Vaterlandes nicht nur auf den Lippen, sondern auch im Herzen liegt?

Dann haben Sie falsche Ansichten, Madame! Es ist jetzt viel bequemer ein Regierungs-, als ein Oppositionsmann zu sein. Als ersterer kann man schimpfen, sich versammeln und auch schreiben, man hat dafür weder zu zahlen, noch zu brummen, noch anderweitig zu büßen. Wie können Sie es daher einem ruhigen Staatsbürger verdenken, wenn er mit bewunderungswürdiger Philosophie dem Konskriptionskommis-

für auf die Frage, welcher Nationalität er ist, zur Antwort gibt: Němec!

Der Mann hat wenigstens Entschiedenheit und gesteht kurzweg in böhmischer Sprache, daß er ein Deutscher ist; es gibt aber Individuen, die da glauben, daß die Erde rund ist und sich trotz den gegentheiligen Behauptungen faktisch dreht, die also hoffend befürchten, daß sich die Kugel wieder einmal drehen und die andere Seite sich der leuchtenden Sonnenscheibe zuwenden könnte; solche Leute sind daher für diesen Augenblick keine Oppositionsmänner, und in der Hoffnung, daß sie es möglicherweise noch werden könnten, auch keine Deutschen, und konskribiren sich kurzweg „Oesterreicher!“ Sehen Sie, Madame! das ist gescheidt, pfiffig könnte man sogar sagen, man verdirbt es nicht mit den Deutschen und nicht mit den Böhmen und hat sich dabei, möglicherweise, noch einen Stein im Brette bei der Regierung eingelegt. Runzeln Sie nicht Ihre schöne Stirn, daß solch' ein Gebahren charakterlos sei, solchen Herren ist eben Nationalität und Vaterland — — Wurst. Wenn der Hund mit der Wurst um den Eckstein lief — ꝛc. —

Nach alledem glauben Sie vielleicht, das das Geschrei wegen Einbeziehung der Nationalität in die Konskription ein durchaus ungerechtfertigtes war, und daß die Stadtvertretung besser gethan hätte, diese Zählung für eine Zeit zu lassen, wo der Wind etwas weniger scharf vom Südosten herüber wehen, und der Himmel nicht mehr so prœßgerichtlich-fahl, wie unter einem Donnerwetter, über die schöne, in Zählung

begriffene Stadt lagern und die opportunen Gemüther weniger geängstigt sein würden. Ja, Madame! gewissen Leuten kömmt es eben auf ein bischen Schreien mehr oder weniger nicht an, sie schreien immer, damit sie gehört würden; damit man ja nicht vergesse, wie sie und ihr Leben und ihre Nationalität in steter Gefahr sind, von den heißhungerigen Oppositions-leuten mit Haut und Haar verzehrt zu werden.

So, nun wären Sie vorläufig belehrt, nun geben Sie mir Ihren Arm und geben Sie Acht, nicht falsch oder gar in eine Pfütze zu treten. Junggesellen sprechen Sie böhmisch an, vielleicht denunciren sich die Armen, Ihren schönen Augen zulieb, als widerhaarige, ausgleichswidrige „Czechen"; Jung-frauen über 40 Jahre, die bereits ausgehofft, wenn auch nicht ausgeliebt, fragen Sie nach dem Befinden ihrer Hunde; gegen Hausmeister seien Sie freundlich; mit Hausherren sprechen Sie über schlechte Zeiten und hohe Steuern; mit Beamten von der angenehmen Ruhe, die jetzt in Prag herrscht; mit Verfassungsfreunden von der glücklichen neuen Aera und über die richtige Anwendung einer wohlthuenden Energie; mit Pensionisten über die „Prager Zeitung" und deren glückliche Auffassung der Steuerexekution, und mit den eigentlichen „Czechen?" — mit denen reden Sie gar nichts, denn diese werden Sie verstehen, noch ehe Sie Ihren schönen Mund geöffnet.

Also kommen Sie.

VIII.

4. April 1869.

Madame! die Aufschrift dieses Briefes ist falsch, er ist nämlich nicht portofrei, sondern wird in Wien, mit einer Fünfkreuzermarke versehen, aufgegeben, damit er straflos in Ihre schönen Hände gelange. Ich wollte nämlich probiren, ob ich Sie auch in der Ferne liebe, und darum nahm ich meinen Koffer, packte ihn sorgfältig und lokomotivte gegen Wien. Indem ich Ihnen hiemit meine Reiseerlebnisse, Betrachtungen und Erfahrungen vorlege, beweise ich Ihnen gleichzeitig, daß ich Sie auch par distance zu lieben im Stande bin, und das will viel sagen.

Ich kam also nach Wien, wo im vorigen Jahr das Schützenfest war und wo sich so viele Leute blamirten — nicht nur beim Schützenfeste. Schon in der Jägerzeile mußte mein Wagen stehen bleiben, da eben die erste Praterfahrt stattfand und eine endlose Reihe von Equipagen, numerirten und nichtnumerirten Fiakern officiell den Frühling begrüßten, indem sie, die Leute in den Wägen nämlich, einander anschauten und vorüberfahren ließen. Bei meinem unfreiwilligen Stillstande machte ich natürlich allerlei Betrachtungen, so z. B., daß in Wien kein Ausnahmszustand herrscht und daß man daselbst „alleweil fidel" ist; daß das Versammlungsrecht gestattet sei, da sich eben Alles, ohne Furcht vor einem Verbote im Prater versammelte; endlich daß man dort die Preßfreiheit kultivirt, denn die Leute preßten einander, daß es eine

Freude war, trotz des Herrn Schmeidel, der in der Donaustadt das ist, was Herr Dr. Hlawatschek in Prag, und was Herr von Jaroschy, ehe er Oberstaatsanwalt wurde, einmal war, nur etwas zahmer. Das kömmt auch vom Ausnahmszustande, der in Wien nicht herrscht.

An diesem Tage, nachdem ich nämlich ebenfalls im Prater war, sah ich noch Herrn Strauß im Saale der Gartenbaugesellschaft geigen, dann einige Bürgerminister, die von der Wiener Preßfreiheit den umfassendsten Gebrauch machen, indem sie drucken lassen, was ihnen beliebt, und dann die Geheimnisse des grauen Hauses im Karltheater. Der Strauß, Madame! geigt sehr schön und die Wiener tanzen darnach, sie tanzen übrigens auch nach anderen Melodien. Herr Strauß geigt mit Passion; die Fiedel unter dem von schwarzen Cotelets beschatteten Kinn, führt er den Bogen mit großer Eleganz, und tanzt mit dem Körper gleich all' die Walzer mit, die sein Orchester zum Besten gibt. Dabei blickt er, trotz der lustigen Tänze, mit einer Art Schwärmerei veilchenblau zum Himmel, d. h. zur Saaldecke, daß Einer, der nicht hört, darauf schwören würde, Herr Strauß spiele die heiligsten Dinge. Das ist nämlich in Wien immer so Mode, man geigt so Verschiedenes und blickt dabei mit rührender Ehrlichkeit gen Himmel, als wollte man sagen: Herrgott, da bin ich!

Doch was war mir Strauß und die geschmackvolle Tänzerin und all' die Walzer, die xmal repetirt werden mußten, mein Herz zog mich nach einem anderen Gegenstande, den schauen ich schon seit lange die größte Sehnsucht trug.

verließ also die Säle der Gartenbaugesellschaft, bestieg das Dach eines Tramway-Waggons und ließ mich gegen den zukünftigen Schottenring pferdeeisenbahnen, dorthin nämlich, wo einst das Schottenthor stand, nunmehr aber das Abgeordnetenhaus steht.

Ja, Madame! ich wollte das Haus sehen, von welchem aus die Völker des diesseitigen Oesterreichs beharrlich glücklich gemacht werden und welches von den Wienern noch heute Schmerlingtheater genannt wird. Wenn ich sagen würde, daß mir das Haus besonderen Respekt eingeflößt hat, so würde ich lügen, es ist ein simpler Nothbau, der kahl und nichtssagend nicht einmal in die Luft hineinragt, weil er gar so niedrig ist. Dagegen fühlte ich mich im Innern recht gemüthlich, und als ich gar den Sitzungssaal betrat, da schauerte ich vor Vergnügen förmlich zusammen, ich sah nämlich auf den leeren Bänken im Geiste alle meine Freunde sitzen, die mich lieben, wie Fliegen die Spinne. Dort malte sich meine Phantasie den Dr. Daubek, wie er selig lächelnd an dem Glücke der Völker arbeitet und froh ist, daß er bei Bechovic mit einer kleinen Schramme am obersten Theile seines Körpers davonkam; dort wieder schien es mir, als wenn Herr Hanisch etwas in einem Folianten suchte, um Daten für eine Rede zu finden, die er nicht halten will; nicht weit davon glaubte ich den Klier zu sehen, wie er jenen geheimen Finanzplan arbeitet, mit dessen Geheimhaltung er noch heute so eifrig beschäftigt ist; aus dem Centrum lächelte mir das Vollmondsgesicht des Freiherrn Christian Kotz von Dobrz aus Heiligen-

kreuz in Böhmen und die blaue Kravatte des ehemaligen Ritters, nunmehrigen Freiherrn Ferdinand Kotz von Dobrz aus Hlavnovic entgegen, winkte mir der spitzige Schnurrbart und der kleine Kopf des hochgeborenen Grafen Kotorzova, als wollte er sagen: Bist Du auch da? Du Sch.....!

Auf der Rechten dachte ich mir die Polen und Slovenen, von denen mir die ersteren vorkommen, wie die Kinder Israels beim Auszuge aus Egypten, die so gern mochten und nicht konnten, und die später vierzig Jahre lang in der Wüste herumirrten, bis sie sich gebessert hatten und würdig waren, einzuziehen in das gelobte Land, wo da floß Milch und Honig und Wasser, wie in Wieliczka.

Was soll ich Ihnen über den Saal selbst sagen, Madame? Ich habe viele Parlamentssäle gesehen in verschiedenen Ländern Europa's, aber viele derselben kamen mir vor wie Schulzimmer, in welchen die Lehrer in Fauteuils sitzen, während die Schüler ringsherum auf amphitheatralisch erhöhten Sitzen Platz nehmen. Die Herren Lehrer experimentiren, demonstriren und examiniren, und die Schüler sagen auf, was die Lehrer dociren, und wenn sie gut aufsagen, so erhalten sie ein — Belobungszeichen oder werden Bankaufseher — Bankchefs. Ich drückte dem großen Saaldiener im blauen Pelze einen Guldenzettel in die Hand, für die Freude, die er mir gemacht hat, und ging in's Freie mit dem schönen Bewußtsein, den Ort gesehen zu haben, von welchem aus wir glücklich gemacht wurden. Draußen aber, nicht weit vom Abgeordnetenhause, arbeiteten Slovaken, um den Schutt wegzuräumen, der durch die De-

molirung Altwiens aufgehäuft wurde, und um den Platz frei zu machen, auf welchem das Abgeordnetenhaus steht. Die Slovaken sangen tief melancholische Lieder, sie mußten so schwere Arbeit verrichten. Ich wollte schwermüthig werden, als ich aber die Straße passirte, um die prachtvolle Votivkirche näher anzusehen, da stolperte gerade Herr Baron Silberstein vorüber, er trug die ersten Veilchen im Knopfloche. Ich lächelte vergnügt, er aber schien es in diesem Momente nicht.

Abends tanzte Frl. Gallmeyer und Herr Blasel im Karltheater Cancan und die Wiener jubelten. Ob Nestroy an diesen Cancan gedacht hat, als er die Geheimnisse des grauen Hauses geschrieben, weiß ich nicht, aber die Wiener brauchen Cancan, weil sie in der Politik und auf der Börse und im Leben cancanisiren, und so cancanisirt Frl. Gallmeyer immer und kann ohne Enthüllung der Geheimnisse ihrer Toilette eben so wenig gedacht werden als „ein Firmgodl ohne lebzeltenen Reiter" oder „ein Allerseelentag ohne Müller und sein Kind" oder die „Wiener Abendpost" ohne Dementi. Um mich von diesem Unterrockwirbel zu erholen, ging ich in's Orpheum, was ich da gesehen und gehört, will ich Ihnen nächstens berichten.

IX.

11. April 1869.

Also ich war im Karltheater, Madame! weil ich die Probirmamsell von Kikeriki, d. h. von O. F. Berg, noch

mehr fürchtete, als die „Geheimniſſe des grauen Hauſes“ von Neſtroy; denn was mir die probirte Mamſell bieten würde, konnte ich mir leicht denken; während über die Geheimniſſe dennoch der Schleier der Sittlichkeit ſchwebte, der freilich in der Folge bedeutend aufgeriſſen wurde. Mademoiſelle Pepi Gallmeyer kopirte nämlich die Mademoiſelle Antoinette, die kürzlich halb oder auch ganz Wien in Verzückungen verſetzte, und da Mademoiſelle Pepi Gallmeyer cancaniſirte und mit ſehr unanſtändigen Geberden chanſonettirte d. h. die Geheimniſſe der weiblichen Toilette unter Geſang und Muſikbegleitung möglichſt enthüllte, — ſo können Sie ſich beiläufig denken, was eigentlich Mademoiſelle Antoinette that. Und das Publikum johlte vor Vergnügen und Fräulein Pepi mußte dreimal chanſonettiren und enthüllen, ehe ſich die Bewohner der „Metropole“ beruhigen konnten.

Wollen Sie die Geſchichte an der Quelle ſehen? frug mich mein Freund und Begleiter, ſo begleiten Sie mich in's Orpheum, dort iſt eben friſche franzöſiſche Waare angekommen, damit dem Fräulein Gallmeyer der Stoff und die Kränze nicht ausgehen. Wir fuhren alſo in's Orpheum, ohne den Schleier von den Geheimniſſen des grauen Hauſes gelüftet zu ſehen, zumal uns die Primadonna des Karltheaters genug zu ſehen Gelegenheit bot. In Wien bleibt der Phantaſie ſo wenig Spielraum übrig.

Orpheum wird jetzt das ehemalige Harmonietheater genannt, ohne daß an der Sache mehr geändert wurde, als durch den Wechſel der Benennung des ehemaligen Judengar-

tens in Prag. Im Orpheum wird höhere Sch..... getrieben, sonst schaut es dort, wie in anderen Theatern aus, nur stehen im Parterre Tische, und man trinkt schlechtes Märzen mit Poesie und ißt schlechten Braten mit Musik; dazu wird geraucht. Der Vorhang wurde aufgezogen und ein Paar Gymnastiker in menschenfarbenen Tricots machten Purzelbäume, in der Luft und auf der Erde. Dann fiel der Vorhang. Nachdem er wieder emporgerauscht, erschien eine Mlle. Rachel, um eine Chansonette „La fille de chamyn“ zu singen! Zu singen? nein, zu krähen, aber mit möglichster Pointirung der zweideutigen Stellen, mit Geberden und Ausdruck, welche diesen möglichst zweideutigen Stellen möglichst entsprachen. Dabei gab sie einige Naturlaute zum Besten, die Unaussprechliches oder Unsagbares näher bezeichnen sollten, wozu aber das Publikum ungeheuer applaudirte. Später freilich konnte ich mir erklären, warum Mlle. Rachel zu dem ohnehin lasciven Liede noch lascivere Gesten machte — damit sie das Publikum versteht, denn der größere Theil ging aus leicht begreiflichen Gründen nicht wegen des Textes, sondern wegen der Gesten hin.

Und als wieder einige Rückwärts-Saltomortale ausgeführt waren, erschien Mlle. Mathilde und Mr. Negrier, um ein Genrebild mit Gesang und Tanz zum Besten zu geben. Nun, Sie können sich nach dem Bisherigen beiläufig denken, was da kam. Es wechselten eben die frivolen Kunststückchen mit einander ab, um endlich in dem in Wien unentbehrlichen Cancan zu enden. Und was für ein Cancan, Madame!

Ich werde roth, wenn ich daran denke, und das will bei einem Feuilletoniſten viel ſagen. Sie werden mich nicht für ſo blöde halten, hier gegen den Cancan den Prager Klinkowſtröm oder den Wiener Abbé Wieſinger ſpielen zu wollen; auch mir gefällt der Tanz der neuen franzöſiſchen Civiliſation, aber eben von Franzoſen in Frankreich, wo er zum Vergnügen ausgeführt wird, nicht aber der importirte Cancan, den man aus Spekulation tanzt und der vollſtändig dazu geeignet iſt, die Menſchheit vor ſich ſelbſt zu erniedrigen. Und da wagt man es in keiner Stadt des Kontinents, dem Publikum Solches zu bieten, wie in Wien, wo man um ſo mehr jubelt, je mehr geboten wird, d. h. je mehr jedes Gefühl der Schicklichkeit nnd Sittlichkeit beleidigt und jedwede Scham beiſeite geſetzt wird. Das iſt ein charakteriſtiſches Zeichen der „Metropole", von der aus ein deutſch-liberales Miniſterium Civiliſation und Bildung über die in „der Kultur zurückgebliebenen" Völker verbreitet. Freilich, die Slovenen und Slovaken, Romanen und Serben ſind zu bedauern, daß über ſie noch nicht das Licht der Civiliſation aufgegangen iſt, bei ihnen würde man die in Wien bejubelte Antoinette oder Mathilde, wenn ſie vorn und rückwärts den Schneider entbehrlich macht, zum Tempel hinausjagen, anſtatt ſie dann auf anſtändigen Bühnen zu kopiren. Dieſe Völker ſind eben noch weit in der Bildung zurück.

Die Wiener unterhielten ſich bei dieſen ſkandalöſen Scenen famos und ihre Augen leuchteten vor Freude, ſowohl die der anweſenden Herren, als auch der „Damen", die

verschämt mit dem Fächer das Gesicht verhüllten, um weniger beobachtet die Geschichte besser ansehen zu können. Oder auch nicht verstohlen, denn die meisten gehörten ja der Demimonde an, auf die sich der richtige Wiener so viel einbildet.

„Ja," sagte mein Begleiter, „das nennt der Wiener einen Jux, der hier gesungen nicht so viel zu bedeuten hat, weil ihn die Mehrzahl nicht versteht; der aber in anderen Lokalen in dem geliebten Deutsch zum Besten gegeben, noch weit mehr zündet und noch weit unverschämter ist. Der Wiener hat aber noch eine höhere Stufe des Amusements, „a Hetz", und wenn es Ihnen gefällig ist, so gehen wir auf einen Ort, wo es „a Hetz" giebt."

Eh bien! dachte ich, du willst die Wiener Amusements zur Gänze durchkosten und fuhr mit meinem Freund aus der Roßau in die Leopoldstadt zurück. Wir steuerten gegen den Dianabadsaal zu, wo der „kleine Löwy" einen Ball arrangirt hat. Der „kleine Löwy" ist ein unternehmender Kopf, der auf die Passionen der Wiener spekulirt und dabei gute Geschäfte macht. Mein Freund bat mich auf dem Wege, die Reminiscenzen aus meiner Journallektüre wach zu rufen und an die Feuilletons mancher Wiener Blätter zu denken, die von der „Fiaker-Milli", von der „Fanni Hornischer" u. s. w. handeln und meinte, daß es mir nicht schwer fallen dürfte, eine oder die andere dieser berühmten Damen, ohne daß man mich speciell aufmerksam macht, zu erkennen.

Der Wagen hielt, wir lösten unsere Karten und traten in den Ballsaal. Er war noch ziemlich leer, man spielte gerade

eine Quadrille, die etwa zwölf Paare tanzten. Das Flügelpaar fesselte mich sofort beim Eintritte. Eine große, gut gebaute Blondine, mit einem Haarwuchs, der ihrem Haarlieferanten alle Ehre machte, tanzte mit einem alten Herrn von ziemlich geckenhaften Manieren. Das Frauenzimmer hatte eine kostbare Toilette und schöne blaue Augen, auch ihr Gesicht zeigte nicht unedle Formen, ihre Nase war sogar edel gebogen, aber um den Mund spielte jener unverkennbare Zug, aus dem schönen Auge jene durch Erfahrung erkaufte Verachtung der Menschheit, daß ich sofort in ihr — die „Fiaker-Milli" erkannte, von der so viele Wiener mit Entzücken sprechen. Mit Ihnen, Madame! über diese illustre Vertreterin der Wiener Demi-Monde zu reden, halte ich für unausführbar. Der alte, wohl konservirte Herr, der mit ihr tanzte, wurde mir als ein in Wien wohlgekannter Medicinä-Doktor bezeichnet, der seine Tänzerin mit Galanterien überhäufte und ihr sogar, als der Tanz beendet war — die Hand küßte. Aber auch die anderen Herren, von denen mir der eine als zukünftiger Erbe einer oder mehrerer Millionen bezeichnet wurde, umschwärmten die Vielverehrte und versuchten es, einen Händedruck oder wenigstens eine Ansprache zu erlangen. Die „Fiaker-Milli" hat offenbar, ihrer Bezeichnung entsprechend, rein social-demokratische Ansichten, die sich, mit Verachtung aller konventionellen Formen, beinahe zum Kommunismus versteigen. Sie spricht den zukünftigen oder bereits gegenwärtigen Millionär und den promovirten alten Jünger Aesculaps mit „Du" an, und ist des Einflusses gewiß, den

ſie auf ihre civiliſirte Umgebung ausübt. Nun, daß eine „gefeierte“ Dame der Demi-Monde mit ihren Anbetern nicht viel Federleſens macht, iſt bekannt, und Niemand wird es ihr verargen, wenn ſie ihre vergänglichen oder reſtaurirten Reize nach ihrem Ermeſſen zu verwerthen trachtet; daß aber die „intelligenten“ Blätter der „Metropole der Intelligenz“ ſolche Frauenzimmer durch häufige Reklame erſt groß machen, das iſt Etwas, was Einen zum Wieſinger machen könnte.

Doch laſſen wir, Madame! dieſes ſchlüpfrige Kapitel, deſſen weitere Verfolgung uns auf Bahnen führen würde, auf denen wir ausglitſchen könnten, und nichts iſt komiſcher als ein „gefallener Mann“. Stoff hätten wir mehr als genug, aber: „Non deest materiis, nisi artifex!“

Was ich weiter in der Stadt geſehen, die viele Leute als unumgängliche Centralſonne der diesſeitigen Reichshälfte anſehen? Es iſt nichts Merkwürdiges, was wir nicht auch beſäßen. Hat Wien ſeinen Stephansthurm, ſo haben wir unſeren Veitsthurm; hat Wien ſeinen Schmeidel und Lienbacher, ſo haben wir unſeren Hlawatſchek und Jaroſch; hat Wien ſeine liberalen Schreihälſe, ſo haben auch wir welche aufzuweiſen, gerade ſo geſinnungstüchtig, als die Wiener, mit derſelben volltönenden Trompete, als dort. Was wir aber vor Wien voraus haben, Madame! das iſt der „milde“ Ausnahmszuſtand und das kleine Säculum ſchweren Kerkers, beides iſt in Wien nicht zu finden.

Bezüglich dieſes Ausnahmszuſtandes und des mit Faſten

verschärften Kerkers habe ich natürlich versucht, mich auszugleichen, und ich kann Ihnen die erfreuliche Mittheilung machen, daß es mir gelungen ist, diese beiden Fatalitäten zu beseitigen. Die betreffenden Aktenstücke sind über meine Intervention sogar bereits abgesendet und wurden einer Schnecke zur Spedition übergeben. Wenn Sie sich überzeugen wollen, so stellen Sie sich am Zizkaberge auf die Fußspitzen, und Sie werden das Thier bereits bei Floridsdorf bemerken und so kann es nicht fehlen, daß es auch einmal nach Prag kömmt, wenn es unterwegs nicht — „schlampet" wird.

Zum Schlusse meiner Wiener Erlebnisse muß ich Ihnen noch von einer Feierlichkeit berichten, von der man mir noch in Wien erzählte, und welche den Beweis liefert, daß unsere Liberalen doch nicht so kirchenfeindlich sind, wenn es gilt — nicht Gott, sondern ihre eigene Person zu glorificiren. Als es nämlich geschehen und Ritter Ferdinand von Kotz Freiherr geworden war, da bekam er Sehnsucht nach dem böhmischen Dorfe, das ihn als Ritter geboren, und nach den Bauern, die mit dem kleinen Ritter spielten, als er noch barfuß die Gänse jagte. Und Freiherr Kotz von Dobrz Ferdinand ging hin, erbat sich einen 14tägigen Abgeordnetenhaus-Urlaub und eilte nach Hlavnovic, das ihn geboren. Dort berief er Pfarrer, Schullehrer und Ortsrichter und dekretirte einen Gottesdienst, damit die böhmischen Bauern Gott danken und loben, daß ihr verfassungsfreundlicher Ritter zum Baron erhöht wurde. Wer sich erniedrigt, der wird

erhöht. Und die Bauern gingen nicht oder nur wenig, aber der Freiherr und seine Familie und Freunde gingen und kamen, dann der Pfarrer und der Schullehrer, sowie die Schulkinder, und der Pfarrer bestieg die Kanzel und predigte über die Freiherrlichkeit und der emeritirte Ritter mit der schönsten blauen Cravatte sprach auch in der Kirche und bewies den Anwesenden, wie gut es sei, wenn man verfassungsfreundlich ist. Wozu die Glocken läuteten.

X.

18. April 1869.

Madame! die beiden großen Ereignisse der Woche sind vorüber, nämlich das Meeting der Sicherheitswache in Nusle und das Meeting der eleganten Welt auf der Sofieninsel, und beide sind gut abgelaufen. Ich weiß nicht, ob Sie Sonntag in Nusle waren, aber die Sonne schien mit ihrem schönsten Frühlingslächeln, die Vögel veranstalteten ein großes Konzert, die Aecker und Wiesen athmeten frische, würzige Frühlingsluft und an den grünen Rändern des Boticbaches machten die blauen Augen der Veilchen den ersten Versuch, aus der grünen Hülle herauszugucken — während dieses eigenthümliche Treiben von Sicherheitsmännern bewacht wurde, die ihre Vorderlader in Pyramiden aufgestellt hatten. Neben den Veilchen, die mit der Welt Versteckens spielen, gab es Menschen mit gleichen Tendenzen, und zwar mehr als Veilchen — es waren dies die „geheimen" Agenten.

Abends zogen, unter dem blauen sternbesäeten Himmel, die Geheimen und Nichtgeheimen wieder heim, froh darüber, einen schönen Frühlingstag im Freien verbracht zu haben — der Ausnahmszustand wurde aber trotzdem noch nicht aufgehoben. Was aber die Zettelverschwendung zu bedeuten hatte, ist mir nicht ganz klar, um so weniger, als ja im Allgemeinen — „Ersparnisse" projektirt sind.

Der zweite Meeting, mit seiner doppelten Auflage, machte noch mehr Spaß, und seine Theilnehmer haben sich im Allgemeinen vortrefflich amusirt; man sah eben, daß alle Stände gleich gut Komödie zu spielen verstehen. Bei der Aristokratie nimmt mich das nicht Wunder, sie beschäftigen sich so häufig — ich meine nämlich die jungen Herren — und so viel mit dem Theater, daß es ihnen wohl nicht schwer fallen kann, selbst einmal den Soccus oder Kothurn zu betreten. Die Talente sind, nach den Proben, welche uns diese Woche gegeben wurden, offenbar vorhanden, und das Uebrige in mehr als genügender Portion.

Was mir am meisten Spaß gemacht hat, das war die „Prodaná nevěsta" („Die verkaufte Braut", böhm. Originaloper von Smetana), und Fräulein Bubeníček und ihre Kolleginnen im Chor waren so allerliebste Bäuerinnen, daß man ihnen zuliebe mit leichtem Herzen die Idylle des Landlebens acceptiren könnte und eigentlich dem Dichter Recht geben muß, der den Mann glücklich pries, welcher der Stadt entflohen ist. Auf keiner Kirmeß sah ich noch so viele schöne Gesichter und so viele kleine Füßchen und niedliche Hände;

und all' die munteren Gestalten, die auf der engen Bühne zusammengedrängt waren, wogten nach vorne, um sich bestmöglichst dem P. T. Publikum zu zeigen. Man sah daraus, daß selbst die Bäuerinnen schon etwas von der Koketterie ihrer städtischen Schwestern weg haben.

Und zwischen den Coulissen stand ein Herzog als Regisseur und kommandirte die feschen Bäuerinnen und Bauern zum Auf- und Abtreten, und versah alle Pflichten, die ein wohlbestellter Deus ex machina der Lampenwelt zu versorgen hat. Es war der Fürst Lobkovic, Herzog von Roudnic! und unten im Publikum saß auch ein Herzog (Fürst Carlos Auersperg, Herzog der Gottschee) und machte gute Miene zum böhmischen Spiele, und tröstete sich mit der guten Hoffnung, daß nach der oppositionellen Oper ein verfassungsfreundliches Lustspiel kömmt. Auch dieser Herzog hat eine Zeitlang als Regisseur fungirt; zwar nicht auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, sondern auf jenen, welche zunächst nur eine Reichshälfte vorstellen. Ob er seine Rolle mit demselben Glück durchgeführt, als sein College hinter dem rothen, goldumrandeten Vorhang, ist nichs so schwer zu entscheiden; Thatsache ist, daß ihm seine Regie einen chronischen Magenkatarrh zuzog, was ihn veranlaßte, von der Direktion abzutreten und unter die Zuschauer zu gehen. Es war dies der Herzog der Gotscheer, die mit Feigen und Pomeranzen handeln.

Noch unangenehmer, als die verkaufte Braut, schien dem durchlauchtigen Exregisseur die Reminiscenz an Libuša zu

sein, also an eine Periode dieses Landes, wo der Herzog noch nicht abzudanken Gelegenheit hatte, und wo in Prag ein Oberster Gerichtshof war, dem die Seherfürstin selbst präsidirte. Es war ein schönes und lehrreiches Bild, dieses Tableau „Libuša's Gericht"; lehrreich sowohl für jene hochgeborenen Verfassungsfreunde, die gegen so unangenehme Reminiscenzen demonstriren wollten, als auch für jene, die an der Verherrlichung ruhmreicher Tage selbst mitarbeiteten. Wenn man so die schlanke, große Figur der Fürstin Anna Lobkovic bewunderte, wie sie imposant, als Fürstin von ehemals, über ihre Umgebung hervorragte; und die Edlen Chrudos und Stiaglav, und die Kmeten, Lechen und Vladiken sah, wie würdevoll sie sich in der alten kleidsamen Tracht der ältesten Männer des böhmischen Volkes ausnahmen; so mußte man unwillkürlich wünschen, daß sie nicht nur die Tracht, sondern auch das Herz für die große Geschichte unseres Vaterlandes mitbringen und sich als Söhne eines Volkes betrachten, das in grauer Vorzeit um den Kranz der Tapferkeit gefochten und in neuer Zeit um seine Stellung kämpft, damals, wie heute, Gut und Blut für sein theures Vaterland zu opfern freudig bereit ist. Wohl mochte ihnen das Herz höher schlagen, wenn sie bedachten, daß es ja ihre eigenen Ahnen waren, welche die Reiser zum großen Lorbeerkranz des böhmischen Volkes miterkämpften und daß es Pflicht der Söhne ist, das stolze Werk großer Vorfahren weiter zu bauen. Auszubauen, wie den alten Dom, zu dessen Ausbau die Edlen Böhmens

ſogar Theater ſpielten, damit das ſtolze Werk gefördert werde.

Der Vorhang fiel und der Oberſte Gerichtshof von Böhmen hatte entſchieden, das Urtheil war gefällt; zu gleicher Zeit wurde auch ein Urtheil des Oberſten Gerichtshofes in Wien bekannt, welches die „Politik" zu einem Kautionsverluſte von 3000 Gulden verurtheilte. Die Hofräthe des Wiener Gerichtes haben eben ein anderes Geſetzbuch, als jenes, welches zur Zeit Libuša's gegolten hat; Vladyken, Kmeten und Lechen, die Gerichtsbeiſitzer vergangener Tage, wußten noch nichts von Preßvergehen und Preßverbrechen.

Das Urtheil Libuša's war ſehr einfach, ſie entſchied dahin, daß beide, Stiaglav und Chrudos, zu gleichen Theilen herrſchen ſollen; heutzutage werden ſolche Dinge in ganz anderer Weiſe erledigt, man giebt dem Einen Alles, und nimmt in logiſcher Weiſe dem Anderen Alles, was man „Ausgleich" nennt.

Doch das iſt, Madame! für Sie ein zu ernſtes Kapitel und ich will Sie auf ein heitereres Feld führen, wo man doch noch lachen kann. Sehen Sie, da giebt es im Wiener Abgeordnetenhauſe einen kleinen Abgeordneten aus Böhmen, der einen ſehr großen ſchwarzen Schnurr- und Knebelbart und buſchige ditofarbige Augenbraunen und eine Brille darunter beſitzt und ſich Roſer nennt und Medicinä-Doktor iſt. Dieſer Doktor Medicinä aus Braunau hat die für unſere Zeit höchſt merkwürdige Anſicht, daß ein Abgeordneter eigentlich ein Volksvertreter und kein Regierungsvertreter iſt und

auch demokratiſche Vereine beſuchen darf. In einem ſolchen dieſer Vereine ſagte nun dieſer merkwürdige Dr. Roſer: „Das Abgeordnetenhaus ſei nur eine Intereſſenvertretung, eine Volksvertretung ſei es nicht, die Abgeordneten ſuchen nur zu Sektionschefs-, Verwaltungsraths- und anderen Stellen zu kommen und nichts weiter zu erreichen.“

Sie können ſich denken, Madame! wie böſe die Abgeordneten wurden, als ſie ihren Kollegen auf dieſe Weiſe von ſich ſprechen hörten, und wie ſie ihn dann in öffentlicher Sitzung herunter machten. Iſt das aber auch ein Einfall, eine Volksvertretung, wie ſie dieſes Abgeordnetenhaus iſt, ſo zu verdächtigen; als ob Herr Sektionschef Banhans, oder der Verwaltungsrath Kuranda, oder der Verwaltungsrath Lippmann, oder der Verwaltungsrath Schindler nicht Alles für das Volk und nichts für ſich thäten — das ſind die wahren Volksmänner, echte Streiter für Recht und Wahrheit, Freiheit und Fortſchritt; während ſolche privilegirte Demokraten eigentlich nur zu liebe einer gewiſſen Popularität reden, um am nächſten Tage von den Zeitungen und dem P. T. Publikum gelobt zu werden.

Sie werden, Madame! ſchließlich auch noch etwas vom Ausnahmszuſtand und deſſen Aufhebung wiſſen wollen, darüber kann ich Ihnen leider nicht viel Tröſtliches berichten. Die gewiſſe Schnecke nämlich, welche das btreffende Aktenſtück nach Prag bringen ſoll, hat ſich hinter Floridsdorf ein Bein verſtaucht und muß nun warten, bis ſie wieder kurirt iſt. Wir warten mit!

XI.

25. Juli 1869.

Madame! Ich war dieser Tage in der Menagerie des Herrn Schmidt auf dem Heuwagsplatze; ich sah dort einen Elephanten, einige Löwen, Panther, Bären, Krokodille, Papageien und einen Bezirkshauptmann, letzterer war nicht im Käfig, sondern im Zuschauerraum und nicht für Geld ausgestellt, sondern hatte selbst sein Entrée bezahlt, um sich die verschiedenen wilden Thiere bequem anzusehen. So eine Menagerie macht einen angenehmen und auch unangenehmen Eindruck, angenehm ist es, auf so sichere Weise Naturgeschichte studiren zu können, die blutdürstigen Bestien in engen Käfigen ein beschauliches Leben führen zu sehen; unangenehm aber ist der Eindruck so vieler Kerker, in welchen die prächtigen Thiere gefesselt, jeder Thatkraft beraubt, lebensüberdrüßig herumbummeln, einen ewigen Rundgang durch die kleine Zelle machen, immer wieder an den Gitterenden nach einer Freiheitshoffnung ausschauen, hie und da auch in einer Aufwallung von Zorn ihre Kraft an den Eisenstäben versuchen, um immer wieder im Gefühl ihrer Ohnmacht von dem vergeblichen Versuch abzulassen. Ja, Madame! die Kerker machen auf mich immer einer peinlichen Eindruck, selbst wenn wilde Thiere darin ihr Leben verseufzen, denn ich muß immer wieder an die Kerker im hiesigen Landesgerichte und im Wenzelsstrafhaus denken, und an die armen Journalisten, welche die Eisenstäbe betrachten,

die eine weise Staatsanwaltschaft vor die Oeffnungen gesetzt hat, die sonst nur für den Eintritt belebendes Lichtes und wohlthuender Frische bestimmt sind.

Ich und der Herr Bezirkshauptmann sahen also die vielen Kerker und die darin eingesperrten Thiere, ich war traurig und er lächelte. Wir beide sahen ferner, wie hübsch diese Bewohner der Freiheit, diese Schrecken der Wüste und tropischen Urwälder, dressirt sind, um daraus zu lernen, daß selbst die abscheulichsten Bestien — abgerichtet werden können. Der Elephant spielte den Leierkasten, ein schwieriges musikalisches Instrument, ließ sich eine Serviette vorbinden, wie ein anständiger Mensch, setzte sich zum Speisen, wobei er von einem Affen bedient wurde, ganz so wie die Menschen, fraß Aepfel und Brod, trank dazu Rothwein, schoß dann ein Gewehr ab und zeigte sich im Ganzen als ein sehr gebildetes Individuum. Dann kam Frau Schmidt in eng anliegenden Trikots, einem blauen Leibrocke und einem Barett auf dem schwarzlockigen Kopfe; in der Hand hielt sie eine Peitsche, sie war elegant, blieb aber immer noch eine Peitsche, gerade so wie ein gewisser konstitutioneller Absolutismus — unten ein konstitutioneller Griff, oben eine absolute Peitsche! Für die Völker gut genug.

Ich und der Herr Bezirkshauptmann sahen weiter, wie Frau Schmidt einen Bär, zwei Hyänen und endlich einen Löwen sammt dessen hochachtbaren Gemahlin an sich herankommen ließ. Sie sprach mit Ihnen französisch, mit dem Publikum aber auch deutsch, die wilden Thiere sind eben

mitunter civilisirter als die Menschen, auch machen sie nicht halb so viel Dummheiten wie diese. Dann gab sie den Bestien Zucker und rohes Fleisch, streichelte mit ihrer kleinen Hand den täppischen Bär und den stolzen Löwen, und der täppische Bär und die königliche Bestie ließen sich das ganz gut gefallen. So eine kleine hübsche Frauenhand kann eben Wunder verrichten, Sie wissen das, Madame! Eine kleine sammtweiche Hand kann den grimmigsten Mann besänftigen, und wenn sie ihm schön thut, wird er zahm, wie ein dressirter Löwe, in dessen Mähne Frau Schmidt herumkraut, so daß er gutwillig sein schreckliches Gebiß produciren läßt, und mit der Tatze spielt, gleich einem Kätzchen, welches sich übermüthig auf den Rücken legt und mit den Pfötchen allerlei allerliebste Bewegungen macht. Freilich steckt in der Pfote der kleinen Katze und in der Tatze des großen Löwen die Kralle, aber sie ist versteckt, bis sie auf einmal hervorschießt und ihr Opfer packt. Das ist so Katzenart, Madame!

Ich und der Herr Bezirkshauptmann sahen dann, wie Herr Schmidt in die einzelnen Käfige trat, in dem einen den Panther, in dem anderen die Hyäne voltigiren ließ, ganz wie es ihm beliebte, und als ob die wilden Bestien Menschen wären, die man abrichten kann, wenn man ihnen Zucker hinwirft und rohes Fleisch — den Bestien nämlich, die Menschen weiß man mit Orden und Sinekuren zu ködern, wie dies ja des Oeftern der Fall ist.

Als ich so die wilden Thiere demüthig apportiren und dem Winke des Meisters in dem komödienartigen goldge-

ſtickten Koſtüme gehorchen ſah, gab ich mich allerlei Gedanken hin. Auch der Herr Bezirkshauptmann ſchien Gedanken zu bekommen, doch war es mir unmöglich, dieſelben aus ſeinem aktenmäßigen Zifferblatte herauszuleſen; ich ſelbſt, ſo komiſch das klingen mag, erinnerte mich an gewiſſe Inſtruktionen, mit denen man von Wien aus die Präfekten abrichtet, wie ſie ſpringen und voltigiren ſollen, um die hohe Regierung nicht zu kompromittiren, und wie man ihnen Zucker hinwirft, damit ſie zu ſolchen equilibriſtiſchen Künſten Luſt und Courage bekommen, wie ſie dann wirklich über die vorgehaltenen Stäbe ſpringen und zur Beluſtigung des Publikums ihre Kunſtſtückchen ausführen, von den vortrefflichen Intentionen deklamiren, welche — — — — — — — — — — —

In dieſem Momente weckte mich ein ſchauderhaftes Gebrüll aus meinen Träumen, Herr Schmidt war im Löwenkäfige angelangt, und die königliche Beſtie wollte ſich nicht durch Zuckerſtückchen meiſtern laſſen, ſie wies ihm im Gegentheile allen Ernſtes die Zähne, ſo daß Herr Schmidt die Peitſche ſchwang und ſie wuchtig auf den Rücken des ſtolzen Thieres niederfallen ließ, bis der Löwe parirte. Neben mir ſtand der Herr Bezirkshauptmann und applaudirte mit vollen Händen und lachte vom ganzen Herzen. Der Löwe wollte auf die Zuckerbroſen nicht hören, nun ſo mußte die Peitſche daran, die Peitſche mit dem vergoldeten Griff — Bravo, Bravo! und darum lachte der Herr Bezirkshauptmann — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich weiß nicht, Madame! wie weit Sie ſich mit der

Erziehung der Thiere abgeben, so viel ich Ihre diesbezügliche Beschäftigung kenne, dürfte sich dieselbe höchstens auf die Heranbildung junger, bildungsfähiger Hühner zu fetten Poulards beschränken; aber mit der Abrichtung der Männer sind Sie weiter gelangt, die verstehen Sie zu kirren, wie alle Frauenzimmer, die so schöne Augen haben, wie Sie, und so kleine sammtweiche Hände.

Doch ich habe mich, Madame! schon viel zu lange in dieser Menagerie aufgehalten und dabei meinen Bezirkshauptmann verloren, den ich noch um Erläuterungen über die letzte Rede des Herrn Reichskanzlers Grafen von Beust bitten wollte, welche derselbe beim großen Eisenbahnkongresse in Wien gehalten hat. Herr Graf von Beust versicherte nämlich in seinem letzten Toaste, daß er durchaus nicht die Friedenspfeife rauchen wolle, da diese zu sehr an die wilden Völkerschaften erinnere, er wolle sich vielmehr an die große moderne Pfeife halten, über welche auch der Rauch dampft, die aber zur Posaune des verjüngten Völkerlebens geworden ist. Herr Graf von Beust, unser vielbewunderter Reichskanzler, bewegt sich gern auf der Eisenbahn, oder auf dem, was d'rum und d'ran ist; einmal verglich er sich schon mit einem Eisenbahnpuffer, welcher den Stoß zweier Waggons aushalten muß, und nun wird er auf einmal zum Kondukteur, der aus einer Pfeife eine Posaune und aus einem Pfiff einen Posaunenton macht. Der Vergleich des fortschreitenden Staates mit einem dahinbrausenden Eisenbahnzuge ist nicht ganz glücklich gewählt, denn man erinnert sich unwill-

kürlich an Hořovic und das große Eisenbahnunglück im vergangenen Jahre; ich bin fest überzeugt, daß Graf Beust da weder ein Puffer, noch ein Kondukteur, noch endlich eine Pfeife hätte sein mögen, sondern froh war, daß er überhaupt mit diesem Zuge nichts zu thun hatte. Und wer weiß — — — Da ließe sich schon viel eher die Liebe mit einem eilenden Zuge vergleichen, sie hastet ebenfalls einem Ziele zu, und hat sie dasselbe erreicht? nun dann ist's oft aus! nicht wahr, Madame!

XII.

19. September 1869.

Madame! Sie sind komisch. Was haben Sie da wieder für eine Anforderung an mich gestellt? Ich soll Ihnen die Herren Obentraut, Woženilek, Studnička, Müller, Květ, Quadrat, Laufberger und die andern k. k. Beamten beschreiben, die in ihrem volksliebenden Herzen das Bedürfniß empfinden, als böhmische Volksvertreter im Landtage zu erscheinen? Ist das bloße weibliche Neugierde oder sollte Ihre Angabe wahr sein, daß Sie jene Männer kennen, aus dem tiefsten Grunde Ihres empfänglichen Herzens bewundern wollen, die einst unter Bach und später unter Schmerling und jetzt unter dem Bürgerministerium ihrer Ueberzeugung gemäß dem Staate und dessen k. k. Centralkassen ihre Dienste gewidmet haben und nunmehr, gestützt auf diese „Verdienste", ihre Dienste dem böhmischen Volke anbieten, um es im

Landtage zu vertreten und ihren Vorgesetzten, den Herren Ministern, offen und ehrlich zu sagen, daß dieses böhmische Volk ihr System perhorrescirt und daß ihre Regierung nichts taugt? Sie muthen mir viel zu, Madame! denn einmal wissen Sie, daß ich enorme Anlagen zum einem blutgierigen Othello habe, und dann kenne ich ja die genannten Herren nicht einmal, und da mir dieselben ihre Photographien bisher nicht zugesendet haben, so kann ich Ihnen platterdings, selbst wenn ich die Aufwallung von Eifersucht unterdrücken wollte, nicht sagen, wie sie aussehen; denn bisher hat auch keine böhmische illustrirte Zeitung die verschiedenen ehrenwerthen Visagen in Holz geschnitten gebracht, wie es doch sonst mit Leuten geschieht, die sich um das böhmische Volk andere Verdienste als jene erworben haben, die man am Ende jedes Monates mit Gehaltsbögen zu quittiren pflegt.

Sie scheinen übrigens eine solche Entschuldigung voraus gesehen zu haben, denn Sie bemerkten sofort, daß Sie sich auch mit jenem Bilde begnügen, das sich meine lebhafte Phantasie von Männern solchen Schlages ausgemalt hat, und bringen mich auf diese Art in eine peinliche Situation, in der sich entweder meine Vorstellungskraft blamiren oder meine Sympathie mit meiner Pflicht in Konflikt gerathen würde. Was sollte übrigens meine Einbildungskraft aus einem k. k. Herrn Wozenilek, oder einem k. k. Herrn Obentraut, einem k. k. Studnička, einem k. k. Květ, einem k. k. Quadrat, einem k. k. Müller oder einem k. k. Laufberger und wie sie alle heißen mögen, diese kais. und königl. Patrioten,

auch machen? soll ich mir den k. k. Herrn Wokenilek als ein Männchen vorstellen, welches nicht nur den cisleithanischen Staat, sondern auch sein eigenes Ich und daneben ein Bischen die Weiber liebt und mit freudig geschniegelter Lebenslust sein schweres Amt als k. k. Bezirkshauptmann und Agitator trägt? soll ich mir Herrn von Obentraut als einen hageren Bureaukraten denken, dem vorläufig der Zopf unter der Nase gewachsen ist und dessen spärlicher Haarwuchs sich über die Sünden der Opposition sträubt? soll ich mir Herrn Studnička als eine k. k. queckſilberne Figur ausmalen, die alle Morgen rasch aus dem Schlafrock und den Pantoffeln schlüpft und in die Apotheke des Herrn Stahl in Jičin läuft, um da seine eigene Erhebung in den Volksvertreterstand zu betreiben? Das Alles kann Ihnen, Madame! doch nicht genügen, Sie verlangen etwas Positives zu wissen, über Farbe und Glanz der Augen, Länge und Form der Glieder, Schnurr- und Backenbärte, was bei einem k. k. Bezirkshauptmann Nebensache, für Damen aber eine Hauptsache ist; Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist nur, daß ich selbst diese Verfassungs-Gendarmen bewundere, und so oft ich von einem derselben sprechen höre, an jenes Fräulein denke, die sehr gern mit Offizieren verkehrte und eine etwaige bescheidene Anfrage mit der stereotypen Phrase beantwortete, daß der sie begleitende Militär ihr Bruder sei. Da besagtes Fräulein aber mit Offizieren ging, deren Aufschläge täglich wechselten, so meinte ein bissiger Freund: „Mein Fräulein, Ihr Bruder dient wohl bei verschiedenen Regimentern?“

Und so geht es auch mit unseren k. k. Bezirkshauptleuten, denn auch diese wechselten zum wiederholten Male die Aufschläge und dienten verschiedenen Regimentern, nur um stets in ihren Kreisen selbst das Regiment führen zu können. Einst waren sie Bachhusaren, dann wurden sie Schmerlingdragoner und jetzt sind sie Giskrainfanterie, und nun nehmen sie sich gar heraus, die Brüder der Steuerzahler und ihre Anwälte im Landtage sein zu wollen. Sie, welche den Deutschmeistern in Wien einverleibt sind, wollen dem böhmischen Volke seine Rechte erkämpfen helfen — das ist gerade so, Madame! als wenn der k. k. Staatsanwalt Herr Dr. Hlawatschek und der k. k. Staatsanwalt Herr Rapp Geschworne in Preßsachen sein wollten, was sich sehr schön ausnehmen würde.

Und die Herren Staatsanwälte Hlawatschek und Rapp sprechen doch auch vom schönen böhmischen Vaterlande, und von den loyalen und freisinnigen Böhmen, die, wenn sie loyal und freisinnig sein wollen, die Journalisten verurtheilen müssen. An ähnlichen Argumenten würde es den k. k. Landtagsabgeordneten in Prag auch nicht fehlen; sie: die Herren Woženiłek, Obentraut, Laufberger, Květ, Quadrat, Studnička, Müller, sämmtlich k. k. Bezirkshauptmänner oder Hofräthe, würden auf den rothgepolsterten Sitzen im Landhause die böhmische Opposition bilden, und es fehlten nur noch die Herren Spulák, Ehrenberg, Smolarz, Dedera, Marx ꝛc., um das Kraut fett zu machen. Die Herren Banhans, Leder, Klun ꝛc. haben auch Opposition gemacht,

bis ſie Sektionschefs oder Sektionsräthe wurden, und ſo würde eines ſchönen Morgens der Oppoſitionsmann Wokenilek Hofrath, und der Hofrath Laufberger Sektionsrath, und Herr Obentraut gar irgend ein Präſident werden, und Böhmen wäre glücklich, denn ſeine parlamentariſche Oppoſition, die Volksvertreter — wären befriedigt.

Nein, Madame! von dieſen Dingen, pardon, k. k. Bezirkshauptmännern kann ich Ihnen nicht viel berichten, aber chineſich will ich mit Ihnen lernen, daß Sie ihre Wunder erleben ſollen. Sie lachen, Madame? — da thun Sie mir Unrecht und beweiſen nur, daß Sie die Vorkommniſſe des Tages nicht verfolgen. Wiſſen Sie denn nicht, daß es unſerem „liberalen" Regime gelungen iſt, uns mit China, dem glücklichen Lande der Mitte, in Verbindung zu bringen? daß die neue liberale Aera nun auch von jenem Lande anerkannt iſt, das als die eigentliche Heimath des Zopfes bezeichnet wird. Ja, Madame! ſelbſt der ferne Oſten, dort, wo in gemüthlichen Stunden die Mandarine den Bauch einigen Unterthanen aufſchlitzen laſſen, dort hat man unſeren Miniſtern die vollſte Anerkennung über ihre Freiſinnigkeit ausgeſprochen. Es muß Einem eben der Zopf von hinten wackeln, um ſolcher Bewunderung fähig zu ſein. Se. Majeſtät der König von Siam geruhte ſich allerhöchſt darüber zu freuen, daß das Konkordat in Oeſterreich aufgehoben iſt, und China bewundert uns ob unſeres wahrhaft chineſiſchen Liberalismus, und um dieſer Bewunderung Ausdruck zu geben, haben die Chineſen mit dieſem freien Oeſterreich einen

Handelsvertrag abgeschlossen und den österreichisch-ungarischen Staat in das Wörterbuch des Konfuzius aufgenommen.

Spaß bei Seite, Madame! Die „Wiener Abendpost“ meldete, daß chinesische Schriftgelehrte ihre Zöpfe zusammengesteckt haben und nach längerer Berathung den chinesischen Titel für Oesterreich-Ungarn wie folgt zusammensetzten: Ta-Ao-Ssu-Ma-Kia-Kuo, und um das österreichische Gesandtschaftssiegel, mit welchem der Freundschafts-, Schiffahrts- und Handelsvertrag unterschrieben ist, prangt unter dem zweiköpfigen Adler die eben so wohlklingende als kurze Inschrift: Ta-Ao-Ssu-Ma-Kia-Kuo-Ch'in-Ch'ai-pilu-i-hsing-ta-ch'eu-kuan-fang — was zu Deutsch heißt: „Der großen österreichisch-ungarischen Monarchie kaiserlich-königlicher zu Unterhandlungen abgesandter und autorisirter Minister.“ Ueber alle diese chinesischen Worte hat man bisher Aufklärung, nur nicht über die zwei Silben „Kia-Kuo“, und da in einem ähnlichen Falle, auf einem englisch-chinesischen Vertrage, die Worte „Vasallen China's“ eingeschmuggelt waren, so hegt man nunmehr in Wien die Befürchtung, das „Kia-Kuo“ könnte auch so ein verschmitztes Mandarinenstückchen sein, das uns urplötzlich zu Vasallen China's und die Chinesen zur „herrschenden Race“ macht. Nun, uns könnte dies so ziemlich gleichgiltig sein, welche Race über uns herrscht, den Druck würden wir wohl unter Mandarinen wie unter Bezirkshauptmännern gleich empfinden. Uebrigens kann das „Kia-Kuo“ auch was Anderes bedeuten, vielleicht haben die Chinesen für unseren eigenthümlichen Liberalismus

eine eigene Bezeichnung erfunden und nennen ihn „Kia-Kuo“, und unsere Minister sind dann kia-kuo-liberal, und unsere Bezirkshauptmänner sind noch kia-kuo-er, und endlich unsere Staatsanwälte sind am kia-kuo-esten. Chinesisch ist die Geschichte, und es kann der „freien böhmischen Nation“ und Ihnen, Madame, nur angenehm sein, wenn Sie chinesisch behandelt werden. Wir selbst können nun mit China handeln und da wäre es vielleicht angezeigt, dem Lande der Mitte einen Tausch anzutragen; wir überließen ihm unsere kia-kuo Minister, den kia-kuo Woženiłek, Obentraut, Studnička, Květ, Quadrat, Müller, Laufberger ꝛc. ꝛc., dann die Herren kia-kuo Hlawatschek, Rapp und andere Banhänse — und China schickt uns dafür einige Mandarine, damit diese aus der Geschichte der letzten Zeit lernen, wie man Völkern den Bauch aufschlitzt. Die genannten Herren aus Cisleithanien könnten vorläufig in China unsere neue Aera einführen. Als Mandarine müßten sie sich sehr gut ausnehmen. —

Lassen Sie sich einen recht langen Zopf wachsen, Madame! der ist jetzt bei uns Mode.

XIII.

28. November 1869.

Madame! Ich habe einen Turban auf dem Schädel, einen gelbseidenen Kaftan um den Leib, eine lange Pfeife mit echt Türkischem im Munde und bin in Cairo. Zu meinen

Füßen wälzt der Nil seine schlammigen Wellen und sonnt sich das hinterlistige Krokodil; über meinem Haupte wehen Palmen ihre fächerartigen Blätter und üben langgeschwänzte Affen ihre equilibristischen Künste, vor mir endlich steigen ungeheuere Pyramiden, mit alterthümlicher Melancholie ausgestattet, aus dem Sande, während hinter meinem Rücken langbärtige Muselmänner ihre Hände über die Brust falten, Allah il Allah rufen und tiefe Komplimente gegen Mekka machen. Ich selbst, Madame! bin ein ganzer Türke, sitze unter einer Dattelpalme und esse deren süße Früchte, die ich hier umsonst habe, während mich in Prag die Gottscheer auf die schauerlichste Weise beschummeln. Ich esse also Datteln und rauche Pfeife und denke an den Harem, da ich vorläufig nicht bei Ihnen sein kann.

Wenn ich wüßte, daß Sie nicht eifersüchtig werden, würde ich Ihnen auch erzählen, wie eine schwarzgelockte Odaliske zu meinen Füßen sitzt und ebenfalls Tabak raucht und dabei schmachtende Blicke nach mir wirft. Sie kennen mich, Madame! ich habe ein gutes, aber schwaches Herz und namentlich sind mir die schmachtenden Blicke gefährlich, zumal wenn sie von einem Gegenstande kommen, der sehr hübsche seidene Höschen, ein dito Jäckchen und im Uebrigen nichts trägt und zu meinen Füßen sitzt. Die Odaliske heißt Fanni, ist eine echte Türkin, aus dem Faubourg St. Antoine gebürtig, und gehört vorläufig dem löbl. Balletcorps des neuen Theaters an, das Se. königl. Hoheit der Khedive zu Ehren der fremden Gäste eigens errichten ließ, hofft aber durch die Pro-

tektion des Herrn von Leſſeps in nächſter Zeit in den Harem des Nilbeherrſchers und Vicekönigs aufgenommen zu werden.

Se. königl. Hoheit der Khedive hat nämlich bereits 600 Frauen und Fanni glaubt, daß wo 600 ſind, auch 601 ſein können, ein Kalkul, dem ich nichts entgegenzuſetzen habe. Sie ſehen, daß hier die Liebesverhältniſſe eines halbwegs rangirten Mannes viel komplicirter ſind, als zu Hauſe bei uns, wo man höchſtens civilehelich eine, aber auch nur dieſe haben darf.

Fanni iſt ein ſehr geſcheidtes Mädchen und hat ihren Geſchmack für das Abendländiſche noch nicht verloren; nur verwechſelt ſie bereits die occidentaliſchen Würden und Ehrenſtellen mit den orientaliſchen und ſpricht vom Paſcha Beuſt, von Vezier Andraſſy und Effendi Plener. Sie ſagt, daß ihr eigentlich am Beſten der Vezier Andraſſy gefallen hat, von wegen ſeiner ſchwarzen Augen und des kohlſchwarzen Schnurr- und Vollbartes, dann auch wegen der Vergangenheit. Fanni meint nämlich, daß auch keiner der Uebrigen, wie Andraſſy, weder der Paſcha Beuſt noch der Effendi Plener, in der Lage waren, mit der rothen Schnur beglückt und in Effigie gehängt zu werden, und ſo eine romantiſche Vergangenheit, verbunden mit ſo einer ſtolzen Gegenwart, ſeien immer im Stande, das Herz einer Odaliske zu feſſeln. Natürlich habe ich ſofort die Herzensverirrungen der vicekönigliſch-egyptiſchen Ballettänzerin gerügt, jedoch ſcheint ſich dieſelbe den Vorwurf nicht ſehr zu Herzen genommen zu haben.

Sie sind neugierig, Madame, wie so ich in dem ungeheueren Gewühl von Fremden, das gegenwärtig in Kairo herrscht, Fanni kennen gelernt habe? Das ist eine sehr einfache Geschichte. Ich war nämlich gestern Abend bei der Festvorstellung im Theater, wo man zu Ehren der hohen und höchsten Gesellschaft Offenbach's schöne Operette „die schönen Weiber von Georgien" in türkischer Uebersetzung gab. Das Haus war gesteckt voll und ich bekam einen Sitz in der ersten Polsterreihe am Orchester; man sitzt nämlich hier mit gekreuzten Beinen im Theater. Ringsum war eine reine Wallhalla hervorragender Persönlichkeiten und gleich Talma spielte man hier vor einem Parterre von Königen und Fürsten. Rechts in der Portal-Loge saß Pascha Beust mit Ali Hoffmann und lächelte äußerst vergnügt, außerdem las er die hier erscheinende verfassungsfreundliche Tageszeitung, die „Scheherezade-il" heißt und von einigen Eunuchen des Vicekönigs redigirt wird. Das pflegt auch in anderen Ländern zu geschehen. Pascha Beust hatte alle Orden angethan und einen Turban auf dem Haupte. In der Loge nebenan saß Effendi Ignaz Edler von Plener, der sich mit einem Fez geschmückt hatte, und das gewöhnliche, mit sich und der cisleithanischen Verfassung zufriedene Gesicht zeigte. Der Vezier Andrassy saß mit einigen Türken in der Loge und that überhaupt, wahrscheinlich wegen der orientalischen Abstammung, viel mehr, als ob er zu Hause wäre, wie die Anderen.

Zwei altgläubige Türken, die neben mir auf dem Polster hockten, schienen besonders an Pascha Beust Gefallen zu

finden, und der eine meinte, daß derselbe ein ganz guter Großvezier wäre, wenn einmal Oesterreich in die Lage Sachsens käme, seinen Reichskanzler abtreten zu können. Der Andere, ein Beamter aus dem türkischen Finanzministerium, schien wieder den Effendi Plener im Auge zu haben, da derselbe in Sachen der türkischen Bahnen sich viel eher mit Baron Hirsch abfinden würde, als der gegenwärtige Handelsminister des Divans es im Stande ist. Uebrigens vermißten Beide an den Ministern die Roßschweife, und eine diesbezügliche Frage, die sie an mich richteten, beantwortete ich dahin, daß diese Auszeichnung bei uns nicht Sitte ist und gewöhnlich bloß von Pferden getragen wird.

Eben belorgnetirte Pascha Beust die Kaiserin Eugenie und schien deren Aufmerksamkeit auf Oesterreich lenken zu wollen, als der Vorhang in die Höhe rollte und die Geschichte von den schönen Weibern ihren Anfang nahm. Sie kennen sie, Madame; es spielen darin Männer eine sehr traurige Rolle und die Weiber ziehen gegen den Feind in den Krieg. Bei den Worten: „Es ist alleweil egal, ob am Strick oder am Pfahl, gehangen wird zumal" ꝛc. erinnerte ich mich an Dalmatien, und an die Galgen und an die erschossenen Weiber und Greise, an die rauchenden Trümmer zerschossener Dörfer, an die sterbenden Soldaten und Bocheſen und sah nach unseren Ministern. Sei es aber, daß die betreffenden Worte, türkisch vorgetragen, nicht verstanden wurden, oder aus einem anderen Grunde, Graf Beust lächelte immer vergnüglich und eben so Plener, als ob nie eine dal-

matinische Insurrektion gelebt hätte und in Oesterreich lauter Freude und Glück herrschen würde. Andrassy schien von den montenegrinischen Schießübungen der Georgierinnen gar keine Notiz zu nehmen, er vertiefte sich nämlich in die Anschauung einer Loge, in der einige wohlverhüllte türkische Frauen saßen, wobei er eroberungssicher seinen Schnurrbart drehte. Hier, wie in der Türkei, sind nämlich die echten Muselmänninen stets tief verhüllt, Fanni meint aber, daß dieser Brauch jetzt eigentlich bloß von alten und häßlichen Muselmänninen geübt wird, während die jungen und hübschen gern den Schleier „unabsichtlich" verschieben. Fanni muß es wissen!

Als nun gerade die großen Exercitien auf der Bühne von der Weiberarmee unter Türkisch-Offenbach'scher Begleitung producirt wurden, fing, wie Sie, Madame! aus den Zeitungen schon wissen werden, das Theater zu brennen an. Es entstand ein ungeheuerer Tumult, die kreuzbeinigen Türken sprangen wie besessen auf und brüllten Allah il Allah, die Publikümer rasten aus dem Gebäude heraus und die Künstler voltigirten in's Parterre. Ebenso that es eine der schönen Weiber aus Georgien, aber so unglücklich, daß sie bewußtlos neben mir auf den Boden fiel. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß diese Georgierin wirklich schön war, trug ich sie aufopferungsvoll aus den Flammen und hoffe für diese Heldenthat mindestens mit einem Roßschweif belohnt zu werden. Diese verunglückte Künstlerin war Fanni, die ich zu Hause mit den mir am passendsten scheinenden Mitteln

zum Bewußtsein brachte. So lernte ich sie kennen und sie mich lieben, was aber unter diesem Himmelsstriche nicht viel zu bedeuten hat, weshalb Sie sich keinen Kummer machen müssen. Morgen stelle ich Fanni dem Reichskanzler Beust vor, damit er ihre Aufnahme in den Harem als eine der Bedingungen mache, unter welchen Oesterreich mit dem Khedive ein ewiges Freundschaftsbündniß schließt. Auch Plener kann mir beim Abschluß des Handelsvertrages behülflich sein.

Eben lese ich in der „Scheherezade-il", daß Graf Beust in Konstantinopel den Türkischen in Brillanten bekommen hat; nun kann es in der Bocca weiter brennen, Oesterreich ist vorläufig gerettet. Und deshalb sitze ich ruhig unter dem Dattelbaum und esse Dattel und rauche Pfeife, vor mir ziehen Kameele und Minister, tanzen Derwische und türkische Bajaderen, zu meinen Füßen aber liegt die schwarzgelockte Odaliske Fanni, aus dem Faubourg St. Antoine, und wirft mir schmachtende Blicke zu und erzählt mir Mährchen von Ländern, in denen glückliche Menschen wohnen, ohne daß deren Minister auf Reisen gehen, glückliche, freie Menschen ohne Staatsanwälte, Ausnahmszustände und Dezemberverfassung.

Von den Minareten schreien heisere Derwische ihr Abendgebet, die Sonne wirft ihre letzten Strahlen über den Nil, das Land der Pharaonen, die Pyramiden und den Suezkanal. Ich kreuze die Arme nach Türkenart,

beuge mich einmal vor Mekka und dreimal vor Ihnen, Madame! und bleibe Ihr treuer Muſelmann

Muſtapha.

XIV.

12. Dezember 1869.

Madame! das iſt ein Leben im Orient, wie man es ſich zu Hauſe, bei uns, gar nicht träumen läßt; Alles liebt und läßt lieben nach Herzensluſt; Opium und Harem ſind die beiden einzigen Leidenſchaften, hat man dieſe genoſſen, ſo ſetzt man ſich, die Füße kreuzweiſe, auf einen rothen Polſter und läßt den Khedive regieren, der es dann umgekehrt mit ſeinen Unterthanen eben ſo macht. Jetzt freilich war das anders, weil viele regierende Häupter da waren, denen Ismael Paſcha zeigen mußte, daß er auch zu regieren verſteht, und da wurden denn alle Polizeileute in Bewegung geſetzt, natürlich nicht ſo bedeutend, wie bei uns, weil wir in Oeſterreich viel civiliſirter ſind. Neben dieſer Vorſichtsmaßregel einer weiſen Regierung wurde auch der vicekönigliche Harem ausquartiert, wahrſcheinlich traute der Khedive den vielen europäiſchen Gäſten nicht und meinte: beſſer bewahrt, als beklagt. Dieſe Vorſicht ſcheint nicht ganz unnöthig geweſen zu ſein; ich weiß nicht, macht das die Luft, oder was Anderes, kurz, man wird hier ganz haremsſüchtig, und akkomodirt ſich ungeheuer leicht den orientaliſchen Gewohnheiten. Aus dieſem Grunde zog ich es auch vor, in Kairo zu

bleiben, ſtatt mit den Anderen nach Suez zu gehen; erſtens fürchtete ich mich vor einem Aufſitzer auf den zahlreichen Sandbänken des neuen Kanals, zweitens liebe ich die Seekrankheit nicht, und endlich dachte ich, daß der Kanal auch ohne meine Anweſenheit eröffnet werden wird, wo dann die Zurückkehrenden mir das Nothwendige erzählen werden.

Suleika gab mir auch vollſtändig recht, und da ſie mir dabei das Haar aus dem Geſichte ſtrich, ſo konnte ich nicht umhin, ihr dieſe Gefälligkeit zu erweiſen und vorläufig bei ihr zu bleiben. Suleika war auch der Grund, warum ich mit Fanni gebrochen habe. Sie erinnern ſich noch, daß ich die ſchöne Ballettänzerin Sr. königlichen Hoheit des Khedive behufs Aufnahme in den khediviſchen Harem und dem damit verbundenen Zuwerfen des Schnupftüchels Sr. Excellenz dem Grafen Beuſt vorſtellen wollte; dies that ich denn auch. Bei dieſer Gelegenheit ſchien Fanni die Vortheile zu erwägen, die ihr aus einer direkten Verbindung mit unſerem Reichskanzler erwachſen würden, ſie faßte demnach den Entſchluß, die Kanalseröffnung mitmachen zu wollen, und bat Herrn von Beuſt um die Erlaubniß, ihn auf dieſer politiſchen Miſſion, behufs Unterſtützung in der arabiſchen Landesſprache, begleiten zu dürfen. Graf Beuſt las gerade eine Depeſche aus Wien, die ihn von den glänzenden Erfolgen der Giskra'ſchen Operationen in Dalmatien in Kenntniß ſetzte, und in der dadurch hervorgerufenen guten Laune nahm er das Anerbieten Fanni's und einen goldgeſtickten Burnus an, den ihm ein Scheik aus Verehrung und nationaler An-

hänglichkeit offerirt hat, und angethan mit dieſem und Fanni, ſchiffte er ſich auf dem Bord einer viceköniglichen Leib-Yacht ein.

Sie können ſich denken, Madame! daß ich über dieſe Untreue der egyptiſchen Ballettänzerin ſehr empört war und etwas, wie Weiber, Krokodillenbrut und Aehnliches deklamirte, bei dem Umſtande aber, daß hier die Krokodille ihre ſüße Heimath haben, unterließ ich die weitere Beſchwörung der unangenehmen Nilbewohner und gab mich allerlei ſtillen und wehmüthigen Gedanken hin. Offen geſtanden, Madame! ich dachte an Sie und das rührende Faktum, daß wenigſtens Sie mir die Treue bewahren, als ſich in dieſen kritiſchen Unterſuchungen eine ſehr kleine Hand auf meine Schultern legte und eine Schwenkung meines ſchwermüthigen Ich's veranlaßte. Dieſe kleine Hand gehörte einem Mädchen, das vorläufig noch verſchleiert war, aus deren zierlichem Körperbau ſich aber die beſten Hoffnungen ſchöpfen ließen. Sie legte die kleinen Roſenfinger auf meinen Mund, hauchte pſt! pſt! und zog mich willig Folgenden durch einen kleinen Roſengarten zu einem kleinen Pförtchen, in welchem wir beide verſchwanden. Noch immer machte die holde Verſchleierte das pantomimiſche Zeichen des Stillſchweigens, das ich mich vorläufig zu unterbrechen nicht geneigt fühlte, da ich an Sarazenenſäbel und ähnliche Inſtrumente dachte. Meine Begleiterin verſchwand auf einen Augenblick und ich benützte denſelben, um mich ein wenig in meiner Umgebung umzuſehen. Ich befand mich in einem mit feenhafter Pracht

ausgestatteten Salon, und konnte mich gar nicht satt sehen an dem überaus sinnig konstruirten Ameublement, an den einladenden Balzacs, Sophas, Chaiseslongues und sonstigen Ruheapparaten, und dachte an die offenbare Bestimmung, der dieser üppige Hausrath gewidmet war.

Meine schöne Unbekannte erschien ebenso unbemerkt, als sie verschwunden war; sie hatte den Schleier abgelegt und ich sah nun geblendet auf die wunderbare Erscheinung. Ich weiß, Madame! Sie erlassen mir die Schilderung dieser seltenen Reize, sie hatte kastanienbraune Locken „und Rosen auf den Wangen, Purpur auf den Lippen, Flammen in den Augen" u. s. w. und sprach mich in arabischer Sprache an. Da ich sie nicht verstand, benützte ich das landesübliche Idiom, kreuzte nach Türkenart die Arme über die Brust und sagte, mich tief verneigend: „Salem aleikum!" Ein holdes Lächeln überflog das schalkhafte Gesicht und freudig hüpfend, tanzte sie um mich herum, mit melodischer Stimme allerlei mir unverständliches Zeug sprechend. Aus den zu demselben gehörigen Mienenspiel, Handbewegungen, Umarmungen u. s. w. ersah ich, daß die holde Türkenmaid — und sie war echt türkisch — an mir abendländischem Jüngling Gefallen gefunden hat, daß der edle Türke, dem sie normal angehört, mit nach Suez gezogen war und sie ihre Einsamkeit nach Möglichkeit zu zerstreuen versuchte. Auch erfuhr ich, daß sie Suleika hieß und die Verschnittenen nicht leiden mochte. Das war ein Umstand, der mich zum Bleiben veranlaßte und den Entschluß fassen ließ, bei Suleika rabischa

zu lernen. Wie das geschah, werden Sie mir zu berichten ebenfalls erlassen; wenn ich nach Hause komme, werden Sie meine riesigen Fortschritte bewundern.

So verlebte ich, ausschließlich sprachlichen Studien hingegeben, die Zeit bis nach Eröffnung des Kanals. Als unsere Leut' von Port Said zurückkamen, trachtete ich das Nähere von ihnen zu erfahren. Ich ging in ein türkisches Kaffeehaus und suchte ein Plätzchen, um mich kreuzweise niederlassen und einen Mokka schlürfen zu können. Da erblickte ich in einer Fensternische, auf rothem Polster hingestreckt, einen riesigen Bernstein im Munde, Sr. Excellenz den Herrn Handelsminister Ignaz Edlen von Plener, der sich mit einem offenbar hochgestellten Türken, angelegentlichst unterhielt.

Die Unterhaltung bestand darin, daß sich die Herren gegenseitig den Tabakqualm in's Gesicht bliesen.

Sie kennen, Madame! das edle sympathische Antlitz unseres Handelsministers, er sieht, in seinem leidenden runden Gesichte, dem heil. Franz von Assisi über unserem Hausthore nicht unähnlich; hier schien er viel heiterer, als in Europa, und wackelte lustig mit dem Turban, den er auf dem sorgfältig frisirten Haupte sitzen hatte. Durch diese Umstände ermuthigt, näherte ich mich Sr. Excellenz und ließ mich auf dem dritten freien Platze in der Fensternische nieder. Se. Excellenz sah mich forschend an, und knüpfte endlich folgendes Gespräch an:

Er: Ich muß Sie schon wo gesehen haben!

Ich: Gewiß, Excellenz, in Prag, und zwar im Landtagssaale.

Er: Sie sind . . . . ?

Ich: Oh, nicht doch, Excellenz! wie können Sie meinen. Ich war bloß oben, Sie aber unten.

Er (kühl): Ah so! Sie sind also . . . . ?

Ich: Derselbe Ignaz, der wegen unseres gleichen Vornamens zu vier Monaten strengen Arrest verurtheilt worden wäre, wenn sich nicht ein Oberster Gerichtshof, in der weisen Voraussetzung, daß viele andere Menschen Ignaz heißen können, drein gelegt und mich schuldlos erklärt hätte. Ich kann, Excellenz, versichern, daß ich dazumal meinem Vornamen sehr gegrollt habe, trotzdem Sie und ein anderer guter Freund unseres Blattes, Se. Excellenz der Oberlandesgerichtspräsident Freiherr Ignaz v. Streit, ihn ebenfalls führen.

Er: Sie sind also ein böhmischer Journalist?

Ich: Zu dienen, Excellenz, einer von den böhmischen Journalisten, die von der Regierung, der auch Sie anzugehören die Ehre haben, zu neun, sieben, fünf und vier Jahren schweren Kerkers verurtheilt sind; einer von ihnen ist ebenfalls wegen Ew. Excellenz zu sieben Monaten strengen Arrestes verdonnert worden, sitzt aber seine Strafe vorläufig im Faubourg Poissoniere, Rue Magdalene, Nr. 13 in Paris, ab.

„Ich glaube nicht recht verstanden zu haben," sagte hierauf der hochgestellte Türke, der bisher vollkommen gleich-

giltig dageſeſſen war; „Journaliſten werden bei Ihnen zu neun Jahren ſchweren Kerkers verurtheilt? Das iſt ja ärger, wie bei uns, wo wir höchſtens die Baſtonade benützen. Ich muß mich wohl überhört haben?“

„Gewiß nicht, mein Herr!“ antwortete ich zuvorkommend meinem türkiſchen Unbekannten, „neun Jahre ſchweren Kerkers wegen einiger Artikel, unter dem liberalen Regimente der Herren Giskra-Herbſt-Plener-Breſtel und dazu noch Faſten, an den hiezu beſtimmten Freitagen, ſind in Böhmen keine Seltenheit.“

Der Türke, der ſich mir dann als ein Paſcha von zwei Roßſchweifen vorſtellte, ſchüttelte ſchweigend und bedächtig ſein Haupt, machte einen Zug aus ſeinem Tſchibuk und bließ den Rauch von ſich: pfih! — „Pfih!“ dachte auch ich mir, und wendete mich zu meinem edlen Namensbruder, den das ganze Geſpräch offenbar unangenehm berührt hatte. Er ſuchte daſſelbe auch ſofort abzulenken, und frug mich, wie ich mir in Cairo die Zeit vertreibe. Ich erzählte ihm, vorbehaltlich vollſtändiger Diskretion, gegenüber dem Dr. Hlawatſchek, von Suleika und meinen arabiſchen Sprachübungen, ein Thema, das ihm offenbar beſſer behagte, als das vorhergehende und wir wurden auf dieſem handelspolitiſchen Gebiete bald ſo dicke Freunde, daß er mich zu einem Ausfluge lud, den er am nächſten Tage in Gemeinſchaft Beuſt's, Andraſſy's und des Berichterſtatters der „Wiener Abendpoſt“ zu den Pyramiden zu machen geſonnen war.

Glühend trat am anderen Morgen die glühende Sonne über den glühenden Wüstensand, die Krokodille bekamen Durst und stürzten sich in die Fluthen des Nil, während es bei Dragalj so heftig nebelte und regnete, daß sich Auersperg zurückzuziehen bemüßigt sah; ich warf eine Beduine um, die mir Suleika freundschaftlichst geliehen hatte, und ritt mein gewöhnliches Steckenpferd, dagegen Graf Beust einen Muli bestieg, der in geschwisterkindlicher Verwandtschaft zu dem Schimmel stand, den er bei der Königskrönung in Pest mit rother Schabracke so stolz getummelt hatte. Er sah sehr gut aus, der Graf Beust, hatte den goldgestickten Burnus nebst seinem feinen diplomatischen Anstand an, welch' ersteren ihm der Scheik zum Präsent gemacht hatte. Die zum Gefolge gehörenden Janitscharen und Fellahs sahen verklärt zu der abendländischen Excellenz empor und riefen Allah il Allah, während Graf Beust, ebenfalls höher gestimmt, Beust il Beust dachte; ich ließ mir Bismarck il Bismarck vorschweben, der daheim in Varzin Schach spielt und gesundheitshalber keine Orientreise zu unternehmen vermochte. Se. Excellenz Herr Ignaz Edler v. Plener hatte einen blauen Mantel umgeschlagen und ein weißes Tuch auf den Turban geheftet, welches ihn wie eine gefallene Maria Magdalena umrahmte, eigentlich aber den Zweck hatte, den Teint unseres Handelsministers vor der Zudringlichkeit der afrikanischen Strahlenküsse zu beschützen. Das Vehikel seiner Excellenz unterschied sich von jenem des Reichskanzlers durch Reinheit der Race, es war nämlich

ein gewöhnlicher echter Esel, während der andere sich einer gleichartigen Abstammung nicht rühmen konnte.

Auf dem Wege zu den Pyramiden passirten wir einen kleinen Palmenwald, in dessen Mitte sich die bekannten Apisgräber befinden, an deren Anbetung den ehrsamen Mumien, die uns erwarteten, viel gelegen gewesen sein soll. In der Nähe der Cisterne verlor Graf Beust jenen Witz mit den österreichischen Ochsen, den der Berichterstatter der officiösen „Wiener Abendpost" behufs amtlicher Verwerthung aufgehoben hat, den ich aber, aus Achtung für Se. Excellenz, liegen gelassen hätte, weil er im Palmenwald höchstens von einem geschwänzten Urbilde des Menschen verwendet und somit in Vergessenheit gerathen wäre. Edler v. Plener hatte nichts zu verlieren, was seinen Esel zu einigen Freudensprüngen veranlaßte, welchen der Handelsminister bald zum Opfer gefallen wäre, wenn ich ihn nicht gehalten hätte. „Ignaz," sagte er dankbar gerührt, „das werde ich Ihnen nicht vergessen!" So macht man sich, Madame! durch Edelmuth die größten Feinde zu Freunden. Sektionschef v. Hofmann skizzirte die nächste Note an den Sultan.

So kamen wir, ohne andere Unfälle, zu den Pyramiden. Feierliche Stille rings umher. Die Sonne brannte auf die mit Hieroglyphen bedeckten Grabmäler mumificirter Majestäten und deren erlauchter Ableger, eine Beschäftigung, die sie seit dem Auszuge der Juden aus Egypten beharrlich fortsetzt. Uns Aller bemächtigte sich eine leicht erklärliche Rührung. Beust bestieg einen solchen Königshügel, während

sich Plener nachdenklich an eine Palme lehnte und ich selbst den Esel streichelte, der Se. Excellenz hierher befördert hatte. Der Berichterstatter der „Wiener Abendpost“ machte ein officiöses Gedicht in Anapesten. „Wie fühlen Sie sich, Excellenz?“ rief ich zum Reichskanzler empor. Dieser machte eine abwehrende Bewegung und einen Knopf in's Sacktuch. Als ich ihn später nach der Ursache dieses letzteren frug, gab er mir zur Antwort, daß man der Verfassung in Oesterreich auch so eine Pyramide setzen müsse. „Um Sie als Mumie darin zu begraben?“ war meine naive Frage. —

„Mit der Fanni haben Sie sich schön blamirt,“ sagte Se. Excellenz, „sie ist in Ismaila mit einem englischen Offizier durchgebrannt.“ „So sind die verfassungsfreundlichen Weiber, Excellenz! wenn man sie am sichersten zu haben glaubt, so fallen sie.“

Ich grüße Sie, Madame!

Ihr allezeit getreuer

Mustapha.

XV.

6. Jänner 1870.

Madame! Ein neues Jahr, ein altes Lied! Ich liebe Sie noch immer, wenn Sie auch nicht mehr schwarze Locken und blaue Augen, sondern dunkelbraune Locken und Augen haben, die mit seelenvollem Ausdruck in die Welt schauen.

Das alte Jahr ist todt, aber meine Liebe lebt, ob hoffnungslos? Ich möchte am Sarge des Verblichenen weinen, den Deckel aufreißen und Klagelieder singen. Leider habe ich keine Stimme.

Warum man bei Todten und der Erinnerung so gern weilt, warum man ihnen seine besten Gedanken weiht, ohne grollenden Hinterhalt, ohne böswillige Glossen? Ich weiß es nicht, aber es ergeht Einem so bei todten Menschen und bei todten Völkern. Schon Sainte Beuve sagte einst: Le beau moment academique pour s'intéresser à une nation, c'est celui quand il n'en reste plus qu'une écriture illisible sur des pots cassés. Und er hatte Recht, dieser Sainte Beuve. Die Todten sind uns interessant, sie sind uns lieb und theuer, wir haben für sie nur Liebesworte und Klagetöne; während wir so leicht geneigt sind, die Lebenden zu verspotten, zu kränken, ja eventuell auch todt zu machen.

Wollen Sie Beweise haben? Davon, daß auch Sie mich verspotten, will ich nicht reden, das ist so Frauenart, von anderen Dingen will ich reden.

Madame! als man das böhmische Volk noch todt glaubte, da war es interessant, es lag scheintodt im Sarge, und es galt für poetisch, für liebenswürdig. Damals war der schönste Mann „Deutschlands" auch noch nicht Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse", und damals schrieb er noch über das böhmische Volk die schönsten Elegien. Wissen Sie, wie Moritz Hartmann sang?

Und wenn beim Klang der Normann weint,
Die Wilden sich der Thränen schämen,
Sie wissen nicht, daß sie vereint,
Nur Dich beweinen, armes Böhmen! —

Ja derselbe schönste Mann fand damals, daß es ungerecht sei, das blutig geschundene Polen theilnahmswerther zu finden, als Böhmen:

Beweint wird Polens junges Weh,
Weil es in Warschaus Schooß noch gluthet,
Du bist im Wald ein todtes Reh,
Das längst im Stillen sich verblutet.
Bei Gott, die Weißenberger Schlacht,
Erreicht wohl Ostrolenka's Trauer,
Und die darauf gefolgt, die Nacht,
Ist ärger als Sibiriens Schauer — —

Und weiter meinte er ganz richtig:

Verkannt ist Alles, was Dir blieb,
Verkannt Dein Haß und Deine Liebe,
Verkannt ist Deine Sprache — —
Sie ist als wie das Rauschen mild,
In Deinen Tannenhainen — —

Endlich wurde er persönlich lyrisch:

O meiner Mutter Wiegenlied,
Das mich in Schlaf gesungen,
Du tönst, wie die Luft im stillen Ried,
In Abenddämmerungen. —

So war es, Madame! als wir noch todt waren; und als wir vom Scheintode erwachten —?

Glaubwürdigen Nachrichten zufolge, soll in der Familie des Lazarus seine unerwartete Erweckung von den Todten gemischte Empfindungen erregt haben, und jene Mitglieder, die bereits die unbedingte Erbserklärung zu seinem Nachlasse überreicht hatten, sollen im Stillen gemeint haben — zu dem bezüglichen Wunder hätten sie passendere Objekte vorzuschlagen gehabt. Nachdem bekanntlich Deutsche und Slaven die nächsten Verwandten in der Völkerfamilie sind und daher das eventuelle Intestaterbrecht beanspruchen, darf es uns nicht wundern, daß unser unerwartetes Wiedererscheinen von einer nicht mehr ungewöhnlichen Familienscene begleitet ist.

Hatte ja ein anderer Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse", als er noch jung und nicht Mitarbeiter dieses Blattes war, in seinem „Zižka" versichert:

Nach solchen Tagen, wie sie Dir geworden,
Erwacht kein Volk mehr zu vollem Leben.

Madame! Sie haben Eltern und Geschwister, Sie leben in der Familie und werden demnach begreifen, welche Störung in einer Familie eintreten muß, wenn urplötzlich ein Begrabener wieder erscheint. Man hat sein Bett entfernt, seine Kleider verschenkt, seine untröstliche Wittwe hat vielleicht schon halb und halb das Jawort gegeben — und plötzlich — — —

In einer solchen Lage befinden wir uns, inmitten von

lachenden Erben, die sich auf einmal um ihre Hoffnungen getäuscht sehen, welche umsonst den Modergeruch erduldet, umsonst die Begräbnißkosten gezahlt haben. In einer solchen Lage heißt es aber für uns:

Ja zähl' auf dich und hilf dir selbst,
Dann wird auch Gott dir helfen! —

Die Andern, die uns einst besungen, die schimpfen jetzt auf uns und lästern.

Es sind schon viele Völker aus ihrem Scheintode erwacht, und jedes hat auf verschiedene Weise versucht sich zu helfen. Die Regeneration der Griechen wurde von Baiern mittelst hundert Ries Kanzleipapier angestrebt; die Polen begannen ihre Resurrection durch Gründung von Mönchsorden und einiger geheimen Gesellschaften, von den Deutschen singt Heine: „Und wenn wir erwachen, so pflegt uns zu dürsten."

Was haben wir gethan? Wir haben literarisch begonnen, mit Grammatiken und Gedichten, mit Besoden und Volksfesten. Jetzt aber haben wir wohl genug gesungen, wir sind genug gesprungen; der erste Akt ist beendet, nun kommt der zweite.

Sehr viele Leute sind ungeduldig und möchten schon das Ende der Geschichte wissen, andere sind müde vom Kampfe und seufzen mit Sir John: Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und Alles wäre aus; — aber, Madame: die Weltgeschichte hat bekanntlich keine Eile und alles Krieges End' ist der Frieden.

Kennen Sie den verfassungstreuen Dichter, der da einst sagte:

Denn es ist die Zeit dem reinen unbeschriebenen Blatte gleich,
Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid Ihr,
Wenn die Schrift just nicht erbaulich, was kann das Papier dafür?

Dieser Sänger war Anastasius Grün, der einst so freiheitsathmende Spaziergänge machte, und der jetzt gleich den vorcitirten Sängern den Spaten schwingt, um am böhmischen Volke, dem wiedererwachten, Todtengräberdienste zu verrichten. Wir selbst, Madame! müssen uns helfen, und nur von uns wird es abhängen, was einst von uns gesagt wird. Man hat uns gelobt und besungen, so lange wir im Grabe lagen, und nun, da wir erwacht sind zu neuem Leben, haben sie die Flöte zum Prügel benutzt, um auf uns loszuhauen, jetzt schaaren sie sich um das offene Grab und wollen Den zurückdrängen, der sich aus demselben mühevoll emporgerafft, voll Jugendkraft den Erben gefährlich erscheint, die nun im trüben „Herbstwetter" an ein neues gedecktes Grab denken.

Ah, Madame! Ich wollte nur von meiner Liebe sprechen, und bin in eine traurige Geschichte hineingerathen; als könnte ich diese oder meine Liebe beschreiben?

Ich vermag es nicht. Zu den Ideen, die mir in der Seele leben, fehlt mir die Kraft des Ausdruckes, die Fähig-

keit der Darstellung. Die Worte sind ein bloßer Schatten von dem, was in der Seele lebt, vergebens ist das Ringen, vergebens der Eifer, die mühevollsten Anstrengungen scheitern an der eigenen Unkraft.

Madame! um das Weh' eines Volkes zu beschreiben, das im allseitigen Kampfe um seine Existenz ringen, das jeden Fußbreit Erde, den es zurückgewinnt, mit seinem besten Herzblut tränken muß, dazu gehört eine Titanenkraft des Geistes, wie sie nur wenigen Menschen gegeben ist; um die verschmähte Liebe eines Einzelnen zu besingen, dafür genügt die Seelenweichheit eines dürftigen Poeten. Viel leichter ist es, die Verachtung für Jene auszusprechen, die ihre Gesinnung wie die Leibwäsche gewechselt, die einst für ein scheinbar todtes Volk geschwärmt, den zum Leben Erwachten aber mit Koth bewerfen und sich in die Phalanx seiner Gegner stellen. Das ist ein trübernstes Bild, das unwillkürlich an Plinius den jüngeren erinnert, der den gewagten Ausspruch that: der Mensch sei Gott gegenüber ein Lump, dem Thiere gegenüber ein Mensch, dem Menschen gegenüber — ein Thier.

Eine große Anzahl Jener, die einst über das todte böhmische Volk geweint, die für die Freiheit aller Nationen mit schöner Begeisterung erfüllt waren, stehen ihm jetzt als wüthigste Feinde gegenüber und das edle Wild, von allen Seiten gehetzt, muß nun den Georgsritter spielen, um den giftigen Drachen von sich abzuwehren. Ein schwerer Kampf, zu dem der ganze Muth der Ueberzeugungstreue gehört, um

ihn siegreich auszukämpfen. Kennen Sie, Madame! die Geschichte vom Kampf mit dem Basilisk. Das war ein giftiges Thier, an dessen Vernichtung die besten Ritter ihr Leben opferten. Alle Opfer waren vergeblich und das namenlos häßliche Ungethüm blieb, zum Schrecken der Bedrängten, am Leben. Da kam man endlich auf eine glückliche Idee, man stellte vor diese Ausgeburt der Hölle einen Spiegel hin und siehe da, das Ungethüm erschrak über seine Häßlichkeit derart, daß es krepirte.

Darum, Madame! ist es nützlich, daß man gewissen Drachen immer und immer wieder einen Spiegel vorhält, vielleicht entsetzen sie sich einmal auch über ihre eigene Häßlichkeit und gehen an derselben zu Grunde.

Sie freilich fürchten den Spiegel nicht, Sie sind schön, wie ein Engel, und das vorgehaltene Bild kann Sie nur mit demselben Entzücken erfüllen, wie mich, wenn ich Sie betrachte.

XVI.

16. Jänner 1870.

Madame! lassen wir heute das Streiten, lassen Sie den Zweifel, ob meine Liebe für Sie wahr und innig ist, nehmen Sie Hut und Schleier, taubengraue Handschuhe, so sanft, wie Ihr Gemüth, und vergessen Sie den Gucker nicht — wir gehen in's Concert, auf die Sofieninsel, wo Giacomo Rossini's Schwanengesang — die Missa solemnis — zur Aufführung gelangt. Der Zweifel taugt für den

Gegenstand nicht, den wir hören sollen, derselbe erfordert Glauben, Glauben an das Walten eines allmächtigen, unsichtbaren Wesens, Glauben an die unvergängliche Schönheit der Kunst, Glauben an ein unwandelbares, christliches Fatum, das über uns schwebt und das wir durch die milden Klänge der Musik versöhnen wollen. Raffen Sie daher allen Ihnen zu Gebote stehenden Glauben zusammen, glauben Sie auch mir und reichen Sie mir ihren Arm.

Schauen Sie ringsum, Madame! wie viel Gläubige mit uns versammelt sind zur stillen Andacht der Kunst und zur lauten Bewunderung ihrer Robe; das ist elegante Frömmigkeit, so wie Rossini's Messe ein eleganter Kirchengesang ist. Unsere Zeit liebt es, mit der Andacht der Seele die Vergnügungen des Leibes zu verbinden, und so sind unsere Kirchen wahre Concertsäle geworden, der Altar ist die Bühne, auf dem Chore das Orchester und die Betstühle sind die Sperrsitze, deren Besitznahme man mit einer Portion Frömmigkeit zu bezahlen hat — das ist billig und gut. Rossini theilt offenbar die Anschauung unserer Zeit, und sein frommer Schwanengesang ist daher eine edle Mischung von kirchlicher und weltlicher Musik, erstere soll erheben, letztere entzücken. Er hat beide Zwecke erreicht. In gehobener Stimmung und entzückt zugleich lauschen wir der Töne, welche die Einsegnung der Hostie und des Weines, den Genuß des geweihten Brotes und des sinnbildlichen Blutes, das einst für das Wohl der Menschheit schmerzlich geflossen ist, begleiten sollen.

Ah, Madame! wie gefällt Ihnen das Crucifixus, das eben mit silberner Stimme an unsere Ohren klingt? es sind Engelstöne, die fromm und berauschend zugleich an uns vorübergleiten, die unsere Seele mit heiligem Schauer erfüllen, uns der weltlichen Umgebung entreißen und unser Herz mit jener schmerzlichen Weihe erfüllen, die gerade so viel gilt, wie ein Gebet, ein Gebet, gestammelt von reinen Lippen, gefühlt von reinen Herzen und gebetet mit der Inbrunst des reinen Kindes. Auch Sie sind von den wunderbaren Klängen gerührt, in Ihrem schönen seelenvollen Auge perlt eine fromme Thräne und verräth die Stimmung Ihrer Seele. Wischen Sie sie nicht ab, diese Thräne, sie ziert Sie mehr, als die Perle, die erbsengroß im schwarzen Haare Ihrer Nachbarin glänzt; schauen Sie vielmehr durch diesen frommen, zerfließenden Krystall auf jene reiche Baumwollfabrikantin, die beim Crucifix ihr Eau de Nil-farbiges Kleid in die gehörigen Falten legt, damit der Effekt ein vollkommener ist und die dann mit triumphirendem Blick auf die feiste Rivalin blickt, welche immer noch das veraltete Bismarckbraun zur Leibfarbe erwählt hat.

Und wie schön klingt das Credo, wie schwungvoll das Agnus Dei! schade nur, daß der riesige Chignon, der sich vor mir erhebt, den ganzen Eindruck zerstört, der, wenn unbeirrt, uns in andere Sphären zu versetzen vermag, als die es sind, in welchen die Liverpooler Baumwollcourse oder das Agio der Napoleond'ors das einzige Vaterunser bilden.

Wo nur Dr. Marhold sein mag? ich hätte ihn so gern

in dieſem frommen Konzert geſehen, ſo gern den Eindruck beobachtet, den das Credo, dieſes apoſtoliſche Glaubensbekenntniß, auf ihn geübt hätte? Sie ſehen mich fragend an? Sie ſind begierig zu wiſſen, wie dieſer Dr. Pilatus Marhold in's Credo kommt? Dr. Pilatus Marhold, Madame! iſt Staatsanwaltſubſtitut in Prag, und hat als ſolcher die dankbare Beſchäftigung, die böhmiſchen Journaliſten möglichſt zahlreich hinter Schloß und Riegel, in's Kriminal, zu bringen. Er ſteht in dieſer löblichen Eigenſchaft freilich erſt in zweiter Reihe, denn in erſter glänzt Dr. Hlawatſchek und Herr von Rapp, welche wegen ihrer beſonderen Tauglichkeit zu dieſem Geſchäfte aus der Subſtitution zur Definition, d. h. zu goldkragigen Staatsanwälten avancirt und ſeinerzeit mit 200 fl. öſt. W. belohnt worden ſind.

Dr. Pilatus Marhold — Sie geſtatten mir ſchon wegen dieſes frommen Anlaſſes dieſen Vornamen — fungirte kürzlich in dem Preßproceſſe eines hieſigen Journales als öffentlicher Ankläger und ergriff dieſe Gelegenheit, um ſeine Freiſinnigkeit, oder beſſer geſagt, Kirchenfeindlichkeit in überaus oſtentativer Weiſe zu dokumentiren. Der öffentliche Ankläger war nämlich ſo frei, alles Unheil, welches ſeit langer Zeit Oeſterreich getroffen hat, und es traf dieſes Reich bekanntlich viel Unheil, der katholiſchen Geiſtlichkeit zuzuſchreiben und dieſelbe als den böſen Genius hinzuſtellen, dem wir all' das Elend, all' das grauſame Mißgeſchick zu verdanken haben und den wir möglichſt bald durch den modernen liberalen Dampf ausräuchern müſſen, etwa wie man

den Teufel mit Weihkessel und Weihwedel vertreibt. Herr Dr. Marhold ging in seinem staatsanwältlich unmuthigen Freimuth so weit, die Kirche zu verdonnern, und dies Alles — ad majorem Giskrae Gloriam!

Madame! Sie werden wohl mir, Ihrem aufrichtigen Verehrer, keine klerikalen Gelüste, am Wenigsten aber eine absonderliche Vorliebe für Pfaffenthum und Jesuitismus, mögen sie welcher Religionsgenossenschaft immer entspringen, zuschreiben. Meine Religion ist die Liebe! Ich bin demnach durchaus ein weltlicher Mensch; trotzdem hat mich die Philippika, die Dr. Pilatus Marhold gegen den Katholicismus losließ, mit wahrer Entrüstung erfüllt. Hätte der genannte hoffnungsvolle Staatsanwaltssubstitut im Wirthshause beim Pilsner, oder bei den anderen Substituten eine so riesig freisinnige Rede gehalten, so wäre das ziemlich gleichgiltig, denn der Weltgeschichte ist es ziemlich egal, ob der Privatmann Marhold an den Ufern des Ganges geboren und den Brahma, Wischnu und Schiwa anbetet, oder ob er ein besonderer Verehrer des einzigen Propheten Mahomed's und seiner minniglichen, zur Religion gehörenden, Haremsfreuden ist; aber Dr. Marhold sprach als öffentlicher Ankläger, als Vertreter der Regierung, und hat demnach als solcher sein liberales Anathema gegen den Katholicismus im Allgemeinen und gegen dessen Priester insbesondere ausgesprochen, und in dieser Eigenschaft ist seine riesig freisinnige Rede zum Mindesten — charakteristisch.

Es klingt im Munde eines österreichischen Staatsan-

waltes wahrhaft zwerchfellerschütternd, wenn er sich hinstellt, freisinnig sein Haupt erhebt, freisinnig seine rechte oder linke Hand auf die Uniformknöpfe wirft, um den „gottlosen" Pfaffen eine offene Anklage wegen Volksverdummung, wegen absolutistischer Umtriebe, wegen namenlosen Jammers, den dieses Land erduldet hat, in's Gesicht zu schleudern. Als ob die Geistlichkeit oder der Jesuitismus je etwas hätten in's Werk setzen können, wenn ihnen die weltliche Macht, die Regierung, nicht den vollstreckenden Arm geboten hätte; als ob nach der Weißenberger Schlacht je eine Protestantenhetze hätte hervorgerufen werden können, wenn die Schergen Ferdinand's sie nicht vollführt hätten; als ob die Geistlichkeit und nicht die österreichische Regierung das Konkordat mit dem päpstlichen Stuhle abgeschlossen hätte; als ob die Jesuiten Gesetze diktirt hätten, welche Nichtkatholiken aller Bürgerrechte baar erklärten; als ob es nicht Bach'sche Gensdarmen, die Hilfstruppen der österreichischen Regierung, gewesen wären, die entweder mit der Pickelhaube und dem aufgepflanzten Bayonnette, oder dem goldgestickten Kragen um den Hals die Verdummung des Volkes durch Censur, Unterdrückung der Preßfreiheit, Konfiskationen und Kriminal in eifrigster Weise betrieben hätten; als — — — — —

Madame! erlassen Sie mir dieses Sündenregister des österreichischen Beamtenregimentes fortzusetzen, es wird nachgerade peinlich, immer und immer wieder in einem so widerlichen Pfuhle absoluter Herrschsucht und egoistischer Völkerhetze herumzuwühlen; nur auf den Dr. Pilatus Marhold

lassen Sie mich hinweisen, der so prächtige freisinnige Reden halten kann, um — um einen für die Freiheit kämpfenden Journalisten in's Kriminal zu bringen. Der Zweck heiligt die Mittel; und wenn man Staatsanwaltssubstitut ist und es noch weiter bringen will, so muß man auch mit Verleugnung der eigenen Principien auf die Geschwornen einwirken, namentlich auf die Geistlichkeit schimpfen, denn — das ist Kaviar für's Volk. Der Jesuitismus hat in Oesterreich und auf der ganzen Welt enormen Schaden angerichtet, aber was berechtigt den Vertreter einer Regierung, über den Druck, den die Geistlichkeit ausgeübt, zu klagen, die selbst auf die politischen Andersgläubigen den bittersten Druck ausübt? Wie jene die Gewissensfreiheit verfolgte, verfolgt diese jetzt — in ungeheuer liberaler und aufgeklärter Zeit — die politische Ueberzeugung ganzer Völker; wie jene einst mit Hilfe der weltlichen Macht, mit Feuer und Schwert für die alleinseligmachende Kirche Proselyten machten, so versucht man jetzt mit Kriminal, Galgen und Kanonen für die alleinseligmachende Dezemberverfassung Proselyten zu machen, mit derselben Herzlosigkeit, mit derselben Energie und demselben blinden Eifer. Und darum steht es dem Vertreter einer solchen Regierung schlecht an, den Liberalismus zu predigen, denn wer Butter auf dem Kopfe hat, der soll nicht an die Sonne gehen.

Doch Dr. Pilatus Marhold ist ein freisinniger Mann, als solcher hat er sich vor den Geschwornen bewährt und als solcher wird er auch unter der Herrschaft der freisinnigen

Regierung bald avanciren; nur hätte ich gern gesehen, welchen Eindruck auf ihn die Missa solemnis gemacht hätte, ob ihm das Crucifixus von Rossini oder das Kreuz von Giskra, das Benedictus vom greisen Tondichter, oder jenes von Herbst besser gefallen hätten. Er ist freisinnig und so hoffe ich das Letztere. Hüten Sie sich, Madame! vor allzugroßer Freisinnigkeit, man wird in derselben mitunter lächerlich; etwas Glaubensinnigkeit muß jeder Mensch behalten, sonst verliert das Dasein an Reiz, und büßen Menschheit und Natur ihren Adel ein. Darum glauben Sie auch mir, wenden Sie nicht spöttisch Ihr Köpfchen ab, wenn ich mir Verschiedenes zu versichern erlaube, und ich will Ihnen nächstens ein solennes Lied der Liebe singen. Musik von — Dr. Pilatus Marhold.

XVII.

23. Jänner 1870.

Mein lieber Mustapha! Du wirst Dich gewiß sehr wundern, von mir und plötzlich ein Schreiben zu erhalten, aber ich bin keine gewöhnliche Muselmännin, der es so ziemlich gleichgiltig ist, wer ihr das Schnupftüchel zuwirft, sondern unter meinem goldgestickten Jäckchen schlägt ein fühlend Herz — wenn ich auch manchmal mache, als wenn keines vorhanden wäre — und dieses denkt an den Stern seiner Seele, an die Sonne seiner Hoffnungen — an Dich! Seit Du von Kairo fort und mein Pascha mit seinem Roß-

schweif von Suez zurückgekehrt ist, fühle ich wieder jene tödtliche Langweile, die immer in unserem Harem herrscht, wenn der Alte zu Hause ist, und in meiner Verzweiflung treibe ich Politik, d. h. ich lese das Wiener Blatt, von welchem der herrschsüchtige Pascha behauptet, daß es noch am meisten dem türkischen Geschmacke zusagt, weshalb er es auch abonnirt hat; ich glaube, es heißt „Neue Freie Presse".

Aus dieser Zeitung ersah ich, daß Ihr in Oesterreich eine Krisis überstanden habet, und da ich viel von meinen neuen Bekanntschaften, nämlich dem Pascha Beust und dem Effendi Ignaz Edlen von Plener lese, so interessirt es mich zu wissen, wer die anderen Kadis sind, von welchen so viel geschrieben wird, und deshalb, mein lieber Mustapha! wende ich mich an Dich. Ich muß Dir sagen, daß mir die beiden österreichischen Roßschweifbesitzer sehr gut gefallen haben, besonders ist dieser Beust ein lieber Mann, er weiß sich bei Allen einzuschmeicheln und darum haben ihn Alle gern. Auch mir hat er immer unter's Kinn gegriffen, wenn sich zufällig der Alte umdrehte; aber so wie der Pascha wieder eine Frontveränderung machte, that er, als wenn ich gar nicht anwesend wäre, lächelte und kokettirte nur mit ihm und hörte nicht auf, ihm die Hände zu drücken. Der Alte hält große Stücke auf ihn und ich halte ihn für einen sehr klugen Mann, der sich in alle Lagen des Lebens zu fügen weiß und gewiß aus jeder Krisis mit heiler Haut davonkommen wird.

Der Effendi Plener hat mir schon nicht so gefallen, er

ist eine so trockene, nichtssagende Figur, der etwas Türkisch-Kameralämtliches an sich hat und mir gerade so vorkömmt, wie unsere Zollbeamten, die keinem Menschen angenehm sind und jedem ordentlichen Muselweib nur im Wege stehen. Glaube mir, lieber Mustapha! Diese Douaniersgesichter kann ich für mein Leben nicht ausstehen, sie haben so etwas pfiffig Lauerndes in ihren Zügen, und doch steckt nichts dahinter. Das Beste an ihm ist, daß er auch Ignaz heißt, sonst aber kann ich an ihm nichts Positives entdecken. Um so mehr mußte ich mich wundern, daß er es jetzt sogar zum provisorischen Großvezier brachte; denn bei uns in der Türkei und in Egypten bringt es ein Gefällsbeamter höchstens zum Oberkadi bei der Finanzwache, während er bei Euch in Oesterreich sogar Großvezier wird. Ich bin freilich nur ein einfaches türkisches Mädchen, dennoch muß ich mich über dieses Oesterreich wundern, und ich kann mir nicht anders denken, als daß Ihr unter Euren Kadis sehr wenige taugliche Leute haben müßt und daß Euch nur die Noth zu solchen, selbst in der Türkei unerhörten, Extravaganzen treibt.

Neben diesen beiden Effendis werden aber auch andere genannt, von deren Existenz ich bisher keine Ahnung hatte; auch der Pascha konnte mir nichts Näheres sagen und verwies mich auf Hahn's Reichsraths-Almanach, das ich aber hier in Kairo, selbst in der Leihbibliothek von Mulley Hassan, nicht bekommen kann, weshalb ich mich ergebenst an Dich wende, in der Hoffnung, daß Du meine Liebe noch nicht

ganz vergessen hast. Da ist z. B. ein Carlos Auersperg, dann ein Adolf Auersperg, dann ein Anton Auersperg und endlich ein Kanonen-Auersperg, es ist beinahe so, als ob dieses Oesterreich aus lauter Auerspergen bestünde und da könnt' Ihr mir leid thun, denn die Weltgeschichte, die man in den egyptischen Schulen vorträgt, weiß von keinem einzigen etwas zu berichten. Höchstens erzählen einige besonders gelehrte Derwische von dem Carlos Auersperg, der eine so schrille Diskantstimme haben soll, daß bei seiner letzten Rede in Eurem Herrenhause sogar die alten Mumien in den Pyramiden erwacht sind und sich verwundert die Augen gerieben haben, ob das Weltgericht wirklich schon angebrochen sei oder nicht.

Namentlich that eine jungfräuliche Mumie, geborene Prinzessin Sesostris, sehr verwundert, weil Herr Carlos Auersperg so fürchterlich liberal that, sie erinnerte ihren Nachbar Ramsis XXIII. an das Todesjahr des heiligen Windischgrätz, der bei unseren Mumien in hohen Ehren steht, und bei dessen Tode derselbe freisinnige Fürst im Herrenhause eine ungemein rührende Rede hielt und dabei einen Tropfen seiner kostbaren Thränendrüsen vergoß, derselben Thränendrüsen, die jetzt für die Freiheit und Gleichheit der Menschen tropfen, als ob das Wasser nichts kosten würde. Prinzessin Sesostris meinte, daß sich die Menschen in kurzer Zeit sehr ändern könnten, während Ramsis XXIII. betheuerte, daß das bei den Mumien eigentlich nichts Neues sei und dies nur von dem erlauchten Stammbaum des

Fürsten Carlos zeuge. Diese Mumien kennen die Naturgeschichte.

Leider haben die verehrten Mumien von dem Bruder dieses großen Mannes nichts zu erzählen gewußt und ich bin daher in der größten Verlegenheit darüber, was ich von dem Adolf Auersperg denken soll. Er muß jedenfalls ein sehr gewichtiger Mann sein, weil Eure Veziere, die komisch genug sich Bürgerminister nennen und stets einen hochadeligen Präsidenten suchen, in ihm einen Rettungsanker zu finden meinen. Da man aber bisher so blutwenig von ihm gesprochen hat, so muß ich fast annehmen, daß er seine hohe Stellung dem glücklichen Umstande verdankt, als Fürstenknäblein auf die Welt gekommen zu sein, wo dann in Staaten, wie in der Türkei und Oesterreich, nicht viel dazu gehört, erst Dragonermajor, dann civiler Landmarschall zu werden und endlich Aussicht auf eine Ministerpräsidentschaft zu haben. Ob dieser Umstand, verknüpft mit einer entsprechenden Verfassungsfreundlichkeit, die von liberalen Leuten so gern unter einem fürstlichen Nachtleibl gesehen wird, seine rasche Carrière verbrochen hat, kann ich natürlich nicht fest behaupten, da wir hier, unter dem Khedive, keine andere als die Haremverfassung haben, und diese in echt konstitutionellen Ländern nicht viel Respekt besitzt. Jedenfalls hätte sich dann Euer Fürst zunächst bei seiner Frau Mutter zu bedanken, weil diese so gescheit war, einen Fürsten zu heirathen, wodurch der hoffnungsvolle Sprößling sofort begründete Aussicht auf staatsmännischen Verstand

erhalten mußte. So vererben sich die Sünden der Väter auf die Kinder, und rächen sich bis in's hundertste Geschlecht.

Du siehst, mein lieber Mustapha! daß ich nur sehr oberflächliche Begriffe von den neuesten Roßschweifbesitzern habe, da ich, als bescheidenes Frauenzimmer und einfache Odaliske, nicht gut annehmen kann, die Gegenstände, um die es sich handelt, hätten überhaupt keine Begriffe. Um mich daher nicht in weitere bloße Annahmen zu vertiefen, muß ich zu etwas Positivem, etwa zu Eurem Reichsrathe übergehen, obzwar ich in meiner Unkenntniß der Sache dieses Prädikat durchaus nicht entschieden festhalten kann, da mir ebenfalls die nothwendige Personenkenntniß fehlt. Die Herren, die da oben in Wien Volksvertretung betreiben, kommen mir beinahe so vor, wie der Versuch, den unsere türkische Hoheit seinerzeit mit einem Parlamente machte. Da waren lauter Kadi's, Effendi's und Pascha's beisammen, die auf rothen Pölstern mit gekreuzten Beinen saßen und Tschibuk rauchten und zu Allem Ja sagten, was der Khedive für gut fand. Dann gingen sie wieder nach Hause, und der oberste Minister des Padischah regiert ruhig weiter. Nur waren unsere Kadi's nicht so wild, wie Euer Ritter Streer von Streeruwitz, welcher Name mir gerade so vorkömmt, wie von Strudelwitz oder Prudelwitz, aber noch komischer wie diese.

Ich liebe diese wilden Gestalten, weil sie Feuer zeigen und noch schöner Wallungen fähig sind; nur dürfen sie nicht rücklings und hinterlistig ausschlagen, denn das machen bei

uns blos Mulis, die in Eurem Lande auch Esel heißen. Sehr verwundert war ich, zu lesen, daß Ritter Streer von Streeruwitz in seiner sonstigen Beschäftigung auch Postmeister und Liebhaber vom schwarzen Kabinet ist, was mir von seiner staatsmännischen Weisheit um so größere Begriffe macht, als er kraft seines postmeisterlichen Amtes in der Lage ist, im Winter auch jene Ideen in die Oeffentlichkeit zu befördern, die er im „Herbst" gesammelt hat. Bei uns freilich sind die Postmeister nicht so gebildet, auch sind sie nicht Ritter, sondern trachten in Postrittgeldern und Heurationen etwas zu ersparen; aber wir sind noch nicht so kultivirt, wie Ihr, und können daher mit solchen Exemplaren nicht aufwarten. Uebrigens muß es mit dem Ritterthum des genannten Herrn nicht weit her sein, denn es scheint mir einfachem Türkenweib gar nicht ritterlich, wenn man einen Gegner, der sich nicht vertheidigen kann, meuchlings anfällt, in der schmählichsten Weise verdächtigt und sich dabei hinter das Schild der Immunität versteckt. Für so etwas ist bei uns die Bastonade ausgesetzt. Hoffentlich ist es mit seinem Postmeisterthum besser bestellt, als mit dem Ritterthum; sonst müßte man ihn absetzen.

Endlich, lieber Mustapha! mußt Du mir einige Aufklärungen über den Ignaz Kuranda geben, den ich vollständig unbegreiflich finde und daher auch für einen großen Mann halte. Dieser Ignaz scheint mir nämlich ein wüthender Feind Eurer Nation zu sein, und kann er nicht begreifen, warum sich dieselbe nicht zur cisleithanischen Religion be-

kehrt. Wie mir der Pascha sagt, ist Ignaz Kuranda ein Jude, und da könntest Du ihn bei nächster Gelegenheit fragen, warum er sich nicht zu Eurer christkatholischen Religion bekehrt, da doch die Juden — die wir Egyptier besser kennen, als Ihr, weil wir wegen ihnen die zehn Plagen auszustehen hatten — seit fast zwei Jahrtausenden wegen ihrer Religion, Elend und Drangsale zu erleiden hatten, und dennoch Juden blieben, und dennoch von ihrer Ueberzeugung nicht abließen, weil sie dieselbe für die einzig richtige hielten. Sollte Dir Herr Kuranda, der, so viel ich weiß, kein schlechter Türke ist, da er den Medschide-Orden hat, eine genügende Antwort geben, so bitte ich, mir dieselbe zu telegraphiren, poste restante in Kairo.

So! das wäre vorläufig, was ich Dir, nächst meiner türkischen Liebe, zu berichten hätte; sollte es Dir möglich sein, so schicke mir einen Auersperg, da Ihr deren im Ueberflusse zu haben scheint. Denke an mich, wenn Du Zeit hast; von Eifersucht werde ich nicht geplagt, denn das verlernt man im Harem.

Deine aufrichtige

Suleika.

XVIII.

13. Februar 1870.

Madame! Sie sehen mich grollend an? Ich weiß, es ist unverzeihlich, daß ich Sie gerade im Fasching vernach-

läſſigt habe, aber glauben Sie ja nicht, daß dies Prinz Karneval, der luftige Wintergaſt, mit ſeinen freudigen Feſten verſchuldet hat; das tolle Treiben, das fröhliche Wirbeln in ſtrahlenden Ballſälen, das beſtrickende Lächeln ſchöner, erhitzter Frauengeſichter, das verführeriſche Fliegen der Locken läßt mich kalt; ein anderer Faſching, ein anderes tolles Treiben und zielloſes Wirbeln hält meine Aufmerkſamkeit gefangen, es iſt der gedankenloſe politiſche Karneval — wie Baron Giovanelli ſagt — in dem ſtatt ſchöner Frauengeſichter die Phyſiognomien herrſchender Excellenzen beſtrickend zu lächeln verſuchen und die Stelle fliegender Locken ganz andere Dinge einnehmen.

Ja, Madame! das iſt der Karneval, den ich von der Galerie „wartender" Völker aus betrachte, eventuell auch applaudire, und gegen den der wirkliche Faſching ein matter, fadenſcheiniger Geſelle iſt, weil ſein Ziel und Zweck das nackte Vergnügen, während ſein politiſcher Konkurrent einen ebenfalls nackten, aber viel widerlicheren Hintergrund hat. Man ſieht da Pierrots herumtanzen und ſpringen, die ſich weit unbändiger geberden, als ihre wackeren eingeſtaubten Brüder im heiteren Mummenſchanz, und tonangebende Masken herumſchleichen, deren bemalte Larve das Lächeln der Verſöhnung zeigt, während hinter derſelben der Grimm der Unverſöhnlichen und die Wuth beleidigter Eitelkeit ſitzt.

Madame! das iſt eine trübe Ausſicht, um deren willen Sie mir nicht grollen, ſondern mich bedauern ſollen. Da

gibt es kein harmonisches Orchester, dessen Klänge sich schmeichelnd an's Ohr legen, keine heiteren Weisen, welche gewaltsam die Freude in unser Herz drängen; schrille, schreiende Dissonanzen, verstimmter Instrumente, von denen jedes der Tenor sein möchte, wüste Tonwellen ohne rhythmischen Akkord — man möchte sich Baumwolle in die Ohren stopfen, um das Concert nicht zu hören, wenn uns die Augen nicht bleiben würden, welche die Orgie sehen. Und doch gibt es in diesem Hexentanze einzelne Momente, die selbst den trübsten Pessimisten zum Lachen bringen. — Benützen wir diese, um mitzulachen.

Als ich noch ein kleiner Junge war, und ich habe Ihnen bereits viel aus dieser meiner interessanten Lebensperiode erzählt, da machte mir ein Fall aus der biblischen Geschichte viel Kopfzerbrechens, es war das die Jakobsleiter. Sie wissen, daß auf derselben viele Engel aus ihrem warmen Quartier, dem Himmel, herabstiegen, um den Schlaf des biblischen Schläfers mit prophetischen Träumen zu umgaukeln. Nun konnte ich mir armer kleiner Junge die Manipulation nicht erklären, mit welcher die Engel, die immer wieder hinauf und hinabstiegen und einander in den träumerischen Funktionen abwechselten, diese Himmelfahrt bewerkstelligten. Ich dachte mir die Himmelsleiter, so hoch und lang, wie von meinem kleinen Heimathsorte bis zu dem schönen, unergründlichen blauen Himmel, dachte mir sie aber auch schmal, wie unsere Hofleiter, wie also konnten die auf- und absteigenden Engel einander auf den schmalen

Sprossen ausweichen? gingen vielleicht die einen auf dieser, die anderen auf jener Seite, bis vielleicht diese die Erde und jene wieder den Himmel erreicht hatten? Das machte mir armen Hauptschüler viele Kopfschmerzen, ich wußte noch nicht, daß die eine Partie unten warten könne, bis die andere herabgelangt ist, oder daß man einen unbequemen Himmelssteiger einfach hinunterschmeißt, um die Bahn frei zu haben. Oder aber findet sich ein gutmüthiger Engel, der den andern auf die Schulter nimmt und so hinaufbefördert! Hätte ich damals das Schauspiel gesehen, das uns jetzt Cisleithanien bietet, so wäre die Erklärung nicht schwer gewesen; auch hier ist eine Jakobsleiter, und um dieselbe ein großer Haufe, der sich drängt und stößt und aus dem jeder gern zum Himmel der Herrschaft gelangen möchte; nur sind es keine Engel, höchstens gefallene, und keiner will hinunter; Alle, Alle, wollen hinauf. Und so klimmen sie hinan, eine Sprosse nach der anderen, und ist etwa einer oder gar drei auf dem Wege nach unten — unten ist das Volk — dann werfen sie ihn die Leiter hinab, und der Weg ist frei; auch finden sich gutmüthige Engel, welche andere unbehilfliche auf die Schulter nehmen und bis hinauf befördern.

Ist das kein Fasching? Unten liegt das Volk und schläft, während die Anderen das Geschäft übernehmen, es mit allerlei Träumen zu umgaukeln, bis so ein Berger, Taafe und Potocki herab, dem Schläfer auf die Nase fallen und ihn aufwecken. Aus ist's mit dem Traum, ob aber

das Volk die Jakobsleiter wegnehmen, umreißen wird, ist mir unbekannt.

Einer, den der „guthmüthige" Engel Giskra auf die Schulter genommen und hinaufgetragen hat, ist der Banhans, Excellenz. Das war ein eigenthümliches Schauspiel für die Völker Oesterreichs — als sie ihn plötzlich oben sahen, auf dem Rücken des Dr. Giskra, auf jener Höhe, wo die Menschen aufhören und die Excellenzen anfangen. Das Schauspiel ist überhaupt köstlich, das sich auf unserer Jakobsleiter dem erstaunten Blicke der Welt darbietet. Die oben stehen, reichen den auf der nächsten Sprosse Balancirenden hilfreich die Hand, und so gibt es eine Clique, welche die unglückselige Leiter förmlich gepachtet zu haben scheint. Oben stehen die parlamentarischen Excellenzen, dann kommen die parlamentarischen Sektionschefs und Ministerialräthe, und so die Stufen herab, die Leopoldsorden und die eisernen Kronen, die Bergbauingenieure und Bankdirektoren, bis zum Lazarus des Dr. Schindler, den Niemand auf den Rücken nehmen will.

Also Dr. Banhans ist Excellenz und als solche Ackerbauminister. Ich weiß nicht, Madame! ob Sie den neuen „landwirthschaftlichen" kennen, man sagt aber, er sei ein guter Mensch, der keinem Hunde auf den Schweif treten kann, als solcher also auch keinem Rebhuhn was zu Leide thun wird. Dr. Banhans hat ein sanftes Gesicht, so eines, das nicht weint und nicht lacht, eher weint es noch. Ob er [illegible]fallen würde, weiß ich nicht, aber er ist, wenn ich

nicht irre, verheirathet. Er hat auch sanfte, wasserblaue Augen und wenn man ihm den Finger in den Mund steckt, wird er wahrscheinlich auch beißen. Ob ihn alles Dies zum Ackerbauminister qualificirt oder seine Geburt in einem Dorfe diese Thatsache verschuldet hat, weiß ich ebenfalls nicht; aber beim besten Willen weiß ich nichts Anderes zu finden. Sie wissen, Madame! daß ich seinerzeit sehr in Verlegenheit war, Ihnen die Ursache zu erklären, warum Dr. Banhans zum Sektionschef, im Ministerium des Innern, verurtheilt wurde, natürlich ist die Verlegenheit mit der Carrière gestiegen. Wenn sich gewisse Excellenzen das rothe Mäntelchen umhängen ließen, so hatte das wenigstens einen gewissen Schein von Natürlichkeit, sie hatten eine gewisse politische Vergangenheit, sie waren wenigstens Hauptfaiseure jenes Systems, aus dem sie als excellente Centifolien efloresciert sind; aber bei Banhans sehe ich keine ackerbauliche Vergangenheit als jene des weißen Klee und darum — Excellenz und Ackerbauminister? Mit demselben Rechte könnte Schindler zum Präsidenten des nordamerikanischen Borstenvieh-Veredelungsvereines oder P. Klinkowström zum Vorstande des Konkordialballkomités ernannt werden.

Ist das nicht Fasching? Und denken Sie sich, in welcher Verlegenheit Se. Excellenz Graf Ernst Waldstein kommen kann, wenn sich eines schönen Morgens sein ehemaliger Wirthschaftssekretär, der sich einst mit dem himmelblauen Klee blamirte, anmelden ließe und der Kammerdiener, die Portièren des gräflichen Zimmers auseinanderschlagend, mit

vernehmlicher Stimme ausruft: Excellenz! Se. Excellenz Herr Dr. Banhans. Sr. Excellenz, dem hochgeborenen Grafen, würde die Pfeife aus der Hand sinken, falls er eine solche rauchte, und Se. Excellenz, der ehemalige Wirthschaftssekretär, würde verlegen an der Hutkrämpe drehen. Hilf ihnen der Himmel aus der Sackgasse, aber es müßte dies eine verflucht komische Sitution sein. Denken Sie, Madame! wenn Ihre Kammerjungfer, die Sie so und so vielmal heruntergeputzt haben, plötzlich eine Gräfin würde und Sie bei ihr antichambriren müßten?

Bei Gott und in Cisleithanien ist Alles möglich, sogar das, daß Dr. Banhans Minister wurde; aber so sehr erfreulich es ist, in einem Staate zu leben, in dem aristokratische Vorurtheile abgeschafft sind und Jedermann zu den höchsten Stellen gelangen kann, so nothwendig ist es, daß dann diese Jedermänner durch Verdienst und Geist, durch Wissen und umfassende Geschäftskenntniß über die anderen Menschenkinder hinausragen; denn sonst ist an die Stelle aristokratischer Protektionswirthschaft der bürgerliche Nepotismus getreten, und ob dieser jenem vorzuziehen ist, dürfte noch sehr zu bezweifeln sein. Dann wird aber auch der Fall zur Wahrheit, den einst derselbe Graf Waldstein in einem Anfalle von Schrecken geahnt hat, als Dr. Banhans Oberstlandmarschall-Stellvertreter von Böhmen wurde: „Am Ende meldet man mir eines schönen Morgens, mein Sekretär sei Excellenz geworden!“ — Er ist es geworden und Kalchas weiß warum. Ich dressire jetzt meinen Diener

zu schönen Redensarten, man kann nichts Gewisses ganz gewiß wissen, und bin artig und höflich mit ihm und sage ihm immer: Mein lieber Franz!

XIX.

20. Februar 1870.

Ah, Madame! warum bin ich kein Gerichtsadjunkt, kein Staatsanwaltssubstitut oder kein Polizeibeamter geworden; ich ließe mir sodann einen Gerichtsbeschluß ausfertigen und erhielte so das Recht, in Ihrem Herzen eine Hausdurchsuchung zu halten, um jenes Manuskript zu finden, auf welchem Sie Ihre Sympathien oder Antipathien für mich geheimnißvoll niedergelegt haben. Und ich würde hierbei einen Eifer entwickeln, wie die k. k. Landesgerichtsadjunkten Fina und Brabec, wie der Staatsanwaltssubstitut Neuml oder der Polizeibeamte Hraba; ich würde keine Kammer Ihres gefühlvollen Herzens undurchstöbert, kein Gefühl unbeachtet lassen, das sich etwa hinter einer Klappe oder zwischen einen Aderzweig eingenistet haben mag, — Alles, Alles müßte mir klar werden, ehe ich zum Niederschreiben des Protokolls schreiten würde.

Ja, Madame! ich habe jetzt Erfahrungen, das, was man Praxis nennt, und die ist nicht mit Geld zu bezahlen, und das Alles habe ich den vielen Hausdurchsuchungen zu danken, denen die Zeitungen in Prag ausgesetzt sind. Im Bureau da spielt sich die Scene immer ziemlich trocken ab,

es werden da Schreibtische, Papierkörbe und Bücher durchstöbert, zur Abwechslung kriecht vielleicht ein Fina am Boden herum, um die Lücke zwischen dem Bücherkasten und dem Podium zu durchsuchen; anders aber gestaltet sich dieses Schauspiel in der Familie, wenn die löbliche k. k. Kommission in eine Haushaltung eindringt, wo Frau und Kinder, Diener und Küchenzofen ihr geschäftiges Wesen treiben. Da wird die Geschichte heiter, sie wird mitunter sogar zur Posse, in welcher die Heimgesuchten — nicht die Rolle des geprügelten Juden spielen.

Ein Bild, Madame! ein Bild. Es ist zehn Uhr Vormittags. Die Treppe hinauf steigen fünf Personen, drei davon mit k. k. finstern Gesichtern, zwei mit gelangweilter Zerstreuungsmiene. Der Hausherr ist abwesend, Madame — die Hausfrau — empfängt die ungebetenen Gäste in der Morgentoilette, die kleinen Staatsbürger drängen sich um die Mutter, da sie das Erscheinen so vieler Personen von ihren Spielen oder anderweitiger pädagogischen Beschäftigung aufgeschreckt hat. Der Leiter der Kommission macht die Dame mit dem Zweck des Besuches bekannt und fordert sie auf, ihm das Manuskript von so und so viel verbrecherischen Leitartikeln nach §. so und so viel auszufolgen. Madame, die soeben die Kinderwäsche sortirt hat, weiß von §. so und so viel gerade so viel, wie von dem Schwanzgewebe der Eidechse oder von den Staatsgrundgesetzen eines Montezuma. Nun geht die Sucherei los, die „fünf Mann" voran, Madame mit dem Schlüsselbunde folgt, hinterdrein

drängen sich die verschiedenen Kleinigkeiten, wie die Küchlein, um die besorgte Mutter. Das Staatswohl verlangt es, daß die verschiedenen Schränke und Kästen geöffnet werden, und wer da weiß, wie ungern eine Hausfrau in ihrem Wäschevorrath herumwühlen läßt, der wird den Seufzer verstehen, der ihr beim Oeffnen jedes einzelnen Schrankes entschlüpft.

Der staatsverdächtige Kasten ist geöffnet, in Reihen übereinander liegen die weißgewaschenen Feigenblätter menschlichen Anstandsgefühles; zu dem Grolle, der in Madames Herzen über die staatsanwältliche Zudringlichkeit aufgestiegen ist, gesellt sich der berechtigte Stolz der wohlassortirten Hausfrau. „Die Hand des Gesetzes" greift in die Reihe der Damenhemden, um sie betastend auf die Staatsgefährlichkeit zu prüfen. Madame erröthet — ich mit ihr.

Das Gesetz ist befriedigt und man öffnet einen zweiten Schrein, er enthält die Kinderwäsche. „Die Hand des Gesetzes" greift prüfend in den Berg von Strümpfen, und das jüngste Mädchen schreit über Keckheit, während die älteste, die bereits ihren Welter zu lesen begann, lächelt. O, dieses Lächeln, es ist nicht mit Gold zu bezahlen, könnte ich es malen, ich glaube, der Staatsanwalt oder der Landesgerichtsadjunkt müßte erröthen. Auch die Strümpfe des kleinen Mädchens hatten nichts Verbrecherisches enthalten, und die Kommission schreitet ernst in's nächste Zimmer. Auf einmal wickelt sich aus dem Knäuel der Kinder der jüngste Sprößling des Hauses, der seit Kurzem, mit dem ganzen Stolze

es werden da Schreibtische, Papierkörbe und Bücher durchstöbert, zur Abwechslung kriecht vielleicht ein Fina am Boden herum, um die Lücke zwischen dem Bücherkasten und dem Podium zu durchsuchen; anders aber gestaltet sich dieses Schauspiel in der Familie, wenn die löbliche k. k. Kommission in eine Haushaltung eindringt, wo Frau und Kinder, Diener und Küchenzofen ihr geschäftiges Wesen treiben. Da wird die Geschichte heiter, sie wird mitunter sogar zur Posse, in welcher die Heimgesuchten — nicht die Rolle des geprügelten Juden spielen.

Ein Bild, Madame! ein Bild. Es ist zehn Uhr Vormittags. Die Treppe hinauf steigen fünf Personen, drei davon mit k. k. finstern Gesichtern, zwei mit gelangweilter Zopfphysiognomie. Der Hausherr ist abwesend, Madame — die Hausfrau — empfängt die ungebetenen Gäste in der Morgentoilette, die kleinen Staatsbürger drängen sich um die Mutter, da sie das Erscheinen so vieler Personen von ihren Spielen oder anderweitiger pädagogischen Beschäftigung aufgeschreckt hat. Der Leiter der Kommission macht die Dame mit dem Zweck des Besuches bekannt und fordert sie auf, ihm das Manuskript von so und so viel verbrecherischen Leitartikeln nach §. so und so viel auszufolgen. Madame, die soeben die Kinderwäsche sortirt hat, weiß von §. so und so viel gerade so viel, wie von dem Schwanzgewebe der Eidechse oder von den Staatsgrundgesetzen eines Montezuma. Nun geht die Sucherei los, die „fünf Mann" voran, Madame mit dem Schlüsselbunde folgt, hinterdrein

drängen sich die verschiedenen Kleinigkeiten, wie die Küchlein, um die besorgte Mutter. Das Staatswohl verlangt es, daß die verschiedenen Schränke und Kästen geöffnet werden, und wer da weiß, wie ungern eine Hausfrau in ihrem Wäschevorrath herumwühlen läßt, der wird den Seufzer verstehen, der ihr beim Oeffnen jedes einzelnen Schrankes entschlüpft.

Der staatsverdächtige Kasten ist geöffnet, in Reihen übereinander liegen die weißgewaschenen Feigenblätter menschlichen Anstandsgefühles; zu dem Grolle, der in Madames Herzen über die staatsanwältliche Zudringlichkeit aufgestiegen ist, gesellt sich der berechtigte Stolz der wohlassortirten Hausfrau. „Die Hand des Gesetzes" greift in die Reihe der Damenhemden, um sie betastend auf die Staatsgefährlichkeit zu prüfen. Madame erröthet — ich mit ihr.

Das Gesetz ist befriedigt und man öffnet einen zweiten Schrein, er enthält die Kinderwäsche. „Die Hand des Gesetzes" greift prüfend in den Berg von Strümpfen, und das jüngste Mädchen schreit über Keckheit, während die älteste, die bereits ihren Welter zu lesen begann, lächelt. O, dieses Lächeln, es ist nicht mit Gold zu bezahlen, könnte ich es malen, ich glaube, der Staatsanwalt oder der Landesgerichtsadjunkt müßte erröthen. Auch die Strümpfe des kleinen Mädchens hatten nichts Verbrecherisches enthalten, und die Kommission schreitet ernst in's nächste Zimmer. Auf einmal wickelt sich aus dem Knäuel der Kinder der jüngste Sprößling des Hauses, der seit Kurzem, mit dem ganzen Stolze

eines zukünftigen Mannes, die ersten Höschen angezogen hat, und stürzt auf das Schaukelpferd hin, das ihm das letzte Christkind gebracht. Der kleine Deklarant schwingt seine Händchen schützend um den Hals des geliebten Thieres, das er nicht profanirt sehen möchte. Durch das Hirn des Kommissionsleiters schießt aber blitzartig ein großer Gedanke, er denkt an Troja, an das unheilvolle hölzerne Pferd, in dessen umfangreichem Bauch der Untergang von Ilios lag. Wie in dieses die List eines Odysseus und Kalchas gepanzerte Krieger gesteckt, so könnte auch in dem scheinbar unschuldigen Wiegenpferde des kleinen Deklaranten jenes verhängnißvolle Manuskript liegen. Rasch wird der Gedanke zur That, es entspinnt sich ein Kampf zwischen dem zweijährigen Knaben und der hohen Obrigkeit, die von Gott und Dr. Herbst eingesetzt, über Ruhe und die liberale Aera wachen soll, aus dem, wie in allen Lustspielen, das Recht und die Tugend siegreich hervorgehen; das Pferd wird umgedreht und als staatsgefährlich erkannt. Der kleine Junge aber ballt seine Händchen und hebt es gegen die Vergewaltiger seiner jugendlichen Spiele.

Sei ruhig, mein Kleiner; viel stärkere Menschen ballen oft vergeblich ihre Faust, nur thun sie es nicht so offen, sondern heimlich in der Tasche, wo es Niemand sieht, denn das begründet §. 65 StG. — oder Störung der öffentlichen Ruhe.

Weiter schreitet die irdische Gerechtigkeit vorbei an irdenen Küchentöpfen und eisernen Pfannen, in die unbemerkt das

Auge der Polizeibeamten blickt, hin bis zum blank gescheuerten Küchentische. Die dralle Köchin erhebt sich majestätisch von ihrem Küchenthrone und reinigt die Hände von den Semmelbröseln, die, behufs Schnitzlpräparirung, an den Fingern hängen, und lächelt. Wie Köchinnen lächeln ist bekannt; sie überliefert bereitwillig ihre Manuskripte „der Hand des Gesetzes". „Ein Kalbskopf — ein Schöpsenschlegel — eine Hammelkeule" — nein, das ist nicht gefährlich, solche Gegenstände haben bisher weder einen Staat gerettet, noch zu Grunde gerichtet — die Manuskripte sind nicht gefunden.

So, Madame! bringt die irdische Gerechtigkeit eines freiheitlichen Staates in die harmlose Wirthschaft einer Familie, um durch möglichst ungeschicktes, weil allzu eifriges Vorgehen sich und das hohe Princip, das sie zu vertreten bestimmt ist, zu kompromittiren. Es ist ein eigenthümlich Ding um die gewissen dürren bureaukratischen Herren, die stets nur das todte Wort und nie den Geist des Gesetzes vor Augen haben, welche die Gerechtigkeit nach der Schablone über Paragraphe abwickeln, ohne zu bedenken, daß zwei Dinge, die Eins sind, nicht immer Eins sein müssen. Aber mit gewissen Leuten ist eben über diesen „Standpunkt" nicht zu rechten, sie betrachten die Menschen als Individuen, die klassificirt und gereiht, ihre thierischen Funktionen zu versehen haben, deren Detailirung die Physiologie in sehr systematischer Weise unternommen hat. In solcher Anschauung acceptirten sie das Zeugniß jenes Militärs, der in der Kon-

duitliſte eines ausgedienten Artilleriſten zu den ſonſtigen Eigenſchaften die geiſtreiche Bemerkung machte: „Iſt ſtill, dumm und gefräſſig!“

Und ſtill, dumm und gefräſſig möchten ſie die ganze ſteuerzahlende Menge der Staatsbürger haben, um ſie als Automaten zu benützen, die man leicht regieren kann, bei denen jedes freie Wort mit Hausdurchſuchung und Kriminal beſtraft, mit höherer und niederer Spitzelei umgeben wird.

Die letzten Tage haben uns einen ſonderbaren Einblick in dieſes Treiben verſchafft, ſie haben uns gezeigt, daß man durch Agenten „der Sicherheit“ ſtaatswidrige Umtriebe ſchürt, um ſie dann durch dieſelben Spitzel — wenn eine Bombe geplatzt — des Hochverraths überweiſen zu laſſen, ohne zu bedenken, daß man mit Brotküchelchen keine Feſtungswerke zuſammenſchießt, mit Gänſekielen keine Mordthat verüben kann, ſelbſt wenn man drohend die Hand erhebt und dolchartig den Gänſekiel ſchwingt. — Spitzelei in allen Sphären, Spitzelei in allen Branchen und das heißt man — einen freiheitlichen Staat.

Madame! da mir kein Herzensſpion zu Gebote ſteht, ſo werde ich mir einen Hausdurchſuchungsbefehl ausfertigen laſſen; vielleicht erfahre ich dann, wie es mit uns ſteht. Ich werde eifriger ſein, als Fina, Neumel und Brabec.

XX.

27. Februar 1870.

Madame! machen Sie ſich auf's Aergſte gefaßt. In der Ungewißheit, in der ich mich befinde, iſt mein Kopf zu Extravaganzen aufgelegt, eine Art komiſcher Verzweiflung hat ſich meiner bemächtigt, und in einem ſolchen Zuſtande iſt man im Stande, das Entſetzlichſte zu begehen. Das Hirn brennt mir; würde eine leuchtende Juniſonne vom Himmel herabſcheinen, ich würde mich Kopf über in die kühlenden Fluthen der Moldau ſtürzen, ſo aber iſt es Winter, ſtrenger froſtiger Winter, und der königliche Fluß iſt mit einer Eiskruſte überdeckt — wo ſoll ich Kühlung ſuchen und finden, wenn nicht an Ihrem fühlloſen Herzen? Halt, Madame! ich hab's, das Abkühlungsmittel iſt gefunden und Sie ſollen mich begleiten, aus Strafe, weil Sie es ſind, die mich verrückt gemacht hat. Ich führe Sie nicht auf den blanken Eisſpiegel, wo Ihre zierlichen Füßchen ſo geſchickt zu manövriren wiſſen; nicht in den ſtrahlenden Ballſaal, wo Ihre glänzenden Augen ſelbſt harmloſe Menſchen elektriſiren, nein, nein! ich führe Sie in den Salon eines regierenden Philoſophen, an deſſen hegelianiſcher Troſtloſigkeit Sie ermeſſen ſollen, wie grauſam Sie an mir gehandelt haben.

Wohlan denn, Madame! mein Philoſoph hat die gehörige Länge, er iſt ſechs Fuß und einige Zoll hoch, den bei weitem größeren Theil dieſer Dimenſionen nehmen zwei

kongruente Beine ein, das Uebrige ist Zugabe und Kopf. Sie sehen, er ist ausgewachsen. Sein Gesicht ist trocken, wie die abstrakte Philosophie, seine Augen matt, wie ein hegelianischer Grundsatz, der kleine, abgestumpfte Schnurrbart aufgedreht, wie eine gezwungene Definition, um seinen Mund spielt ein metaphysisches Lächeln, auf seiner nach unten verlängerten Stirn thront die bekannte Theorie des Ich und Nicht-Ich, und die kleine Nase ist das Negative von diesem fraglichen Positiven. Da haben Sie ihn, wie er leibt und lebt, auf was er sitzt — nicht er, sondern sein ganzes philosophisches Ich — ist ein Ministerfauteuil, und zwar das präsidirende — im Uebrigen ist Alles „Standpunt", auf dem zu balanciren den geschicktesten Seiltänzer ein Schauder ergreifen müßte.

Madame! dieser Mann — Philosoph wollte ich sagen — ist durch Gottes unerforschlichen Rathschluß berufen worden, das Haupt eines Ministeriums zu werden, von dem er der kleine Kopf, Herbst und Giskra die langen Beine, Wagner und Plener die verhältnißmäßigen Arme, Brestel den unersättlichen Bauch, Stremayer und Banhans das Uebrige bilden. Das ist der ganze Körper, ein Lump der, wer mehr giebt, als er hat.

Nehmen Sie Platz, Madame! Sie dürften müde werden, denn nicht Jeder hat so lange Beine, wie Se. Excellenz (der Herr Dr. von Hasner) und deshalb auch nicht den festen „Standpunkt" wie er — bei dem Alles Standpunkt war, ist und sein wird. Ich habe Sie mit dem Aeußeren

dieſes Philoſophen bekannt gemacht, und ich will es verſuchen, Ihnen auch den „Standpunkt“ ſeines Denkens klar zu machen, Sie in die Werkſtätte einzuführen, wo die großen Gedanken geboren, gedrechſelt, politirt und gewaſchen werden. Die Sache iſt nicht ſo ſchwer, wie Sie vielleicht meinen dürften, denn neben Sr. Excellenz liegt eine Niederlage dieſer Gedanken, ein Detailgeſchäft mit Waaren aus der Werkſtätte, die nach dem neuen Erwerbſteuergeſetze der taxitativen Fatirung entgegenſieht, mit einem Worte, neben ihm liegt das von ihm im Jahre 1860 veröffentlichte „Syſtem der politiſchen Oekonomie“. Man darf das weibliche Geſchlecht nicht ganz aus dieſer Sphäre flüchten laſſen.

Beginnen wir daher, indem wir einzelne Paragraphe aus dieſer Sammelbüchſe von Weisheit ungeordnet herausgreifen.

§. 16. „Das Vergehen des Vermögens aber iſt der Aufwand!“

Sie hatten auf dem letzten Balle ein reizendes Kleid, ſo weiß, wie die Reinheit Ihrer Geſinnung, aber auf den einzelnen Garnirungen waren kleine, ſchelmiſche Blumen, und anderes Gewächs aus dem Nymphenreiche aufgeſteckt, dieſe botaniſche Ausſtattung war überflüſſig, weil Sie auch ohne dieſelbe reizend geweſen wären; was überflüſſig iſt, iſt aber Aufwand, und dieſer nach Dr. Ritter von Hafner ein Vergehen des Vermögens, offenbar Ihres Vermögens. Da aber in einem Rechtsſtaate kein Vergehen ungeſtraft bleiben

darf, so wird Ihr Vermögen in den Anklagestand versetzt und Dr. Hlawatschek angewiesen, die unentbehrlichen Schritte einzuleiten. Zittern Sie, Madame!

§. 41. „Von einem Rechte des Armen kann keine Rede sein, wenngleich die Idee des Ganzen ein Recht hat, zu verlangen, daß es keine Armen gebe. Die in ihrer privaten Sphäre recht- oder machtlose, nur öffentlich rechtlich, nämlich durch das Geschenk der Gesellschaft erhaltene Menge, ist ein wahrer Pöbel, eine nicht nur in sich selbst bedauerliche, sondern auch dem Ganzen gefährliche Existenz."

Madame! halten Sie sich nicht den schönen Kopf, als wenn Sie nachdenken wollten, was das zu bedeuten habe; es nützt nämlich nichts. Sie werden es ebenso wenig verstehen, als ich und Andere es verstanden haben. Die Philosophie großer Geister besteht nämlich darin, etwas zu schreiben, daß es die anderen Leute nicht begreifen. Die anderen Leute stecken dann die Köpfe zusammen und wundern sich. Ich auch, aber nicht über die Weisheit, sondern über etwas Anderes. Der Arme hat kein Recht zu bestehen, dann kömmt ein „wenngleich", welches man mumificiren und in Spiritus aufbewahren sollte; „wenngleich" das Ganze ein Recht hat, zu verlangen, daß es keine Armen gebe. Warum „wenngleich?"

Madame! Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen ist Tugend und Begriff, sagte Wenzel Scholz, „wenngleich" er kein Philosoph war. Da Herr Dr. Ritter von Hasner, Excellenz, die Armen rechtlos erklärt, so wird

offenbar sein Bestreben sein, die Armuth abzuschaffen und ein neues goldenes Zeitalter in Oesterreich einzuführen. Gott segne ihn dafür, vielleicht stößt er bei seinen Bemühungen auch auf die rechtlosen Völker in Oesterreich, denen man doch das Recht der Existenz nicht gut absprechen kann. Oder sollte der gelehrte Hasner, als er das Buch schrieb, schon eine Vorahnung seiner göttlichen Tendenz als cisleithanischer Ministerpräsident gehabt und im Namen des ganzen Cisleithanien die rechtlosen Völker als einen Pöbel betrachtet haben, die in ihrer privaten Sphäre recht- oder machtlos sich durch ein cisleithanisches Geschenk erhalten sollen, dennoch aber nicht aufhören, ebenso bedauerliche als gefährliche Existenzen zu sein? Sagt Hasner!

§. 46. „Reichthum ist, wie für den Einzelnen, so für die Gesellschaft selbst, im Allgemeinen die Quelle jenes geistigen Spieles, welches dem Ueberflusse genießbare Form zu geben sich bemüht, und da das Wesentliche erreicht ist, die Welt mit den kranken Produkten einer imposanten Phantasie erfüllt."

Hier ist Eau de Cologne Madame! Ich hatte einen Freund und dieser wieder ein Sprichwort, das da lautete: Reichthum ist keine Schande, aber Armuth allein macht auch nicht glücklich. Bis auf die Hasner'sche Impotenz, die Sie sich deuten können, wie Sie wollen, sind beide Sätze einander vollkommen analog. Sie sehen, für Oesterreich taugt auch kein Reichthum, daher wird ihn Dr. Ritter von Hasner von seinem „Standpunkte" auch nicht einführen — wir

haben also unter seiner Aegide das „eiserne“ Zeitalter zu erwarten. Und „von Wagner“ ist Landesvertheidigungs-Minister.

§. 61. „Beginnen wir mit dem Nichtigen, so finden wir, daß es ein solches eigentlich überall nicht gebe.“

Aber Herr Dr. von Hasner, wenn es überall Nichtiges gebe, so wäre das Sein eine Prämie auf die Unsterblichkeit. Es giebt Nichtiges, ganz gewiß Excellenz, und daß Sie gerade damit beginnen wollen, ist ein „Standpunkt,“ Ihr „Standpunkt“ und mit „Standpünktern“ läßt sich nicht streiten.

§. 96. „Waldbäume sind als Konsumenten anspruchslos in Beziehung auf Boden.“

Das ist poetisch Madame! Denn ich sehe in Ihrem wunderbaren Auge glänzt eine Thräne. Anspruchslos steht der Waldbaum auf kiesigem Grunde, anspruchslos streckt er seine stacheligen Aeste in die Luft; anspruchslos läßt die Eiche ihr Schweinefutter auf den Boden fallen, ohne Anspruch auf einen Orden oder eine Verwaltungsrathsstelle, oder eine andere Entschädigung ihrer stillen, furchttreibenden und ersprießlichen Thätigkeit. Ein Waldbaum ist kein Schindler und braucht demnach weder einen Lazarusorden noch eine Directorsstelle, ein Waldbaum ist kein Pole und bedarf daher des sumpfigen Wiener Bodens nicht, um seinen schlanken Leib in die Höhe zu treiben, ein Waldbaum endlich ist kein Philosoph, wenigstens kein redender und schreibender, und trachtet auch nicht Excellenz zu werden; er ist anspruchs-

los, still und bescheiden und ein einziger Minister, der früher Nationalökonom war, trinkt in einer Woche mehr Sekt, als so ein Fichtennadelharz producirender Waldbaum im Leben vertragen könnte.

§. 131. „Im Einzelnen ist zunächst der Säugling ein sehr anspruchsvolles Wesen."

Madame! ich bin in der größten Verlegenheit, wie ich Ihnen diese Hafner'sche Weisheit erklären soll; es ist das nämlich eine delikate Geschichte. Sie wissen, wie sich der Säugling nährt, daß er durchaus oppositionell gesinnt ist und sich sogar zum aktiven Widerstande, zum Zappeln mit den Händen und Füßchen hinreißen läßt. Uebrigens saugt er aus der Mutterbrust die gewisse Denkungsart — das Alles nennt Hafner anspruchsvoll, er muß sich eben sehr viel mit dieser Saat für künftige Geschlechter beschäftigt haben.

§. 144. „Ebenso ist, was wir Herrschaft nennen, die faktische Macht anderen Menschen gegenüber, überall gegeben mit der allgemeinen faktischen Exigibilität faktischer Ansprüche, welche in universellster Form als Gewalt des Staates über Alle erscheint, der auch hier seinen Arm den Einzelnen leiht." . . . . . .

Sie wünschen in Ohnmacht zu sinken, Madame? hier ist dazu keine geeignete Lokalität. Sie sehen mich mit Ihren wunderbaren Augen flehend an, Sie erheben bittend Ihre Händchen gegen mich? Ich will menschlich sein, Madame! menschlicher als Sie es gegen mich waren, will Gnade für

Recht ergehen lassen und Sie aus Sphären geleiten, wo der Mensch über Sein oder Nichtsein etwas unzurechnungsfähige Entschlüsse faßt, in denen aber jetzt das Heilkraut für österreichischen Staatsdoktrinismus wächst. Reichen Sie mir Ihren Arm. Sobald Sie aber wieder grausam gegen mich sind, erzähle ich Ihnen von der „politischen Oekonomie" des österreichischen Ministerpräsidenten. Ich bin auf Alles gefaßt!

XXI.

6. März 1870.

Madame! unser Zustand wird immer unleidlicher und für die Dauer der Zeit ganz unhaltbar. Wir müssen uns ausgleichen — aber wie? Ich habe keinen Reichskanzler zur Verfügung, nicht einmal einen Banhans, der mit Ihrem Kammerzöfchen unterhandeln würde; mir steht auch kein General zu Gebote, der Sie einladen könnte, zu mir zu kommen, um sich mit mir über unsere beiderseitige Lage, über die Forderungen und Zugeständnisse auseinanderzusetzen — mein General ist blos ein ausgedienter Feldwebel, der nicht einmal ein Verdienstkreuz, sondern blos ein ganz gewöhnliches Hauskreuz hat, und wenn er es hätte, dann würden Sie erst recht nicht kommen, weil sich das für eine Dame nicht schickt. Was anfangen? Ich selbst kann nicht zu Ihnen gehen, die böse Welt würde sagen, ich sei zu Kreuze gekrochen, und wenn ich einen Ausgleichskorb bekäme,

so würde man mich auslachen. Und es ist höchst traurig, ausgelacht zu werden. Sie sehen, ich komme aus dem „Wenn" und „Aber" nicht heraus.

Sie sagen, Madame! daß Sie keinen Respekt mehr vor Männern haben, daß Sie an ihnen jedweden Ernst, alle Konsequenz vermissen, daß ihnen also nicht zu trauen ist? Ja, Madame! was kann denn ich dafür, wenn Excellenzen sich drehen, wie der Hahn auf dem Dache, je nachdem der Wind weht; ich bin ja keine Excellenz und werde es hoffentlich sobald nicht werden, aber dafür will ich auch nicht büßen, was Andere verbrochen. Es kommt Alles auf die Umstände an, hat der Storch gesagt, als er den Frosch beim Beine packte — daß er ihn dann dennoch verschluckt hat, mag den armen Frosch wohl wenig getröstet haben. Warum hat er sich denn fangen lassen?

Die große Komödie in Oesterreich darf Ihnen überhaupt nicht zum Muster dienen, wollen Sie zu faßlichen Resultaten kommen, sonst geht Ihnen endlich gerade so der Athem aus, wie er anderen Leuten soeben auszugehen beginnt. Nicht jeder Storch hat gleich gute Lungen und nicht jeder Frosch den gleichen Köhlerglauben. Sie sehen, das sind Umstände. Und gute Lungen gehören wahrhaftig dazu, wenn den Leuten bei ihren ewigen Betheuerungen nicht der Athem ausgehen soll. Was hat z. B. dieser Herr Dr. Giskra, Excellenz, nicht schon alles in seinem Leben betheuert, bevor er noch den Schimmel ritt, den ihm nunmehr der kaiserliche Marstall zur Verfügung stellt. Als er noch jung war, betheuerte er,

Recht ergehen lassen und Sie aus Sphären geleiten, wo der Mensch über Sein oder Nichtsein etwas unzurechnungsfähige Entschlüsse faßt, in denen aber jetzt das Heilkraut für österreichischen Staatsdoktrinismus wächst. Reichen Sie mir Ihren Arm. Sobald Sie aber wieder grausam gegen mich sind, erzähle ich Ihnen von der „politischen Oekonomie" des österreichischen Ministerpräsidenten. Ich bin auf Alles gefaßt!

XXI.

6. März 1870.

Madame! unser Zustand wird immer unleidlicher und für die Dauer der Zeit ganz unhaltbar. Wir müssen uns ausgleichen — aber wie? Ich habe keinen Reichskanzler zur Verfügung, nicht einmal einen Banhans, der mit Ihrem Kammerzöfchen unterhandeln würde; mir steht auch kein General zu Gebote, der Sie einladen könnte, zu mir zu kommen, um sich mit mir über unsere beiderseitige Lage, über die Forderungen und Zugeständnisse auseinanderzusetzen — mein General ist blos ein ausgedienter Feldwebel, der nicht einmal ein Verdienstkreuz, sondern blos ein ganz gewöhnliches Hauskreuz hat, und wenn er es hätte, dann würden Sie erst recht nicht kommen, weil sich das für eine Dame nicht schickt. Was anfangen? Ich selbst kann nicht zu Ihnen gehen, die böse Welt würde sagen, ich sei zu Kreuze gekrochen, und wenn ich einen Ausgleichskorb be[illegible]

verſtecken noch ihre blauen Köpfchen und trauen dem Wetter nicht. Herr von Koller zieht die Campagneuniform aus und die Ausgleichshandſchuhe an, um die Einladung zu beſtellen. Er denkt an den Faſching, an Mummenſchanz und an die böhmiſchen Bälle, die er ſtets durch einen leidigen Katarrh zu beſuchen verhindert iſt und fügt ſich in den allgemeinen Maskenſcherz. Was ſoll man machen, wenn man als Eiche in einen Gartentopf verſetzt wird.

Die Geladenen aber denken an Gretchen, wie ſie den feurigen Schwüren des zum Galan gewordenen Doktor Fauſt glaubt, wie ſie ſeinen heißen Verſicherungen traut und trotz des Valentins in ihrer jungfräulichen Bruſt in die Laube geht. Armes Gretchen, wie mußte ſie ihre Leichtgläubigkeit büßen, nicht nur, daß ſie entehrt war, daß ſie ihre Ruhe und Anwartſchaft auf die Jungfräulichkeit verlor, derſelbe Teufel, der ihr früher das verlockende Schmuckkäſtchen in die Almer legte, der die officiöſen Blumen verführeriſch duften, den officiellen Mond beſtrickend ſcheinen, den Doktor als Ehrenmann auftreten ließ; derſelbe officiöſe Mephiſto ſtellte ſich dann der entehrten, ihrer Rechte beraubten Jungfrau als ſtrafendes Gewiſſen vor und wagt es ihr Vorwürfe über ihren Leichtſinn und ihre Hingebung zu machen.

Arme Margarethe! ſie ſtarb im Kerker auf elendem, faulem Stroh als Kindesmörderin, mit raſſelnden Ketten an den Händen und grinſendem Wahnſinn im Kopfe, mit dem einzigen Troſte auf der Erde das abgebüßt zu haben,

was im Jenseits — in Transleithanien der Menschheit — gerächt werden sollte.

Feldmarschall-Lieutenant Koller hat die Ausgleichshandschuhe wieder ausgezogen, vielleicht zieht er bald die Campagneuniform wieder an, um ins Feld zu rücken gegen ein Gretchen, das gescheidt genug ist, den Doktoren nicht auf den Leim zu gehen, die Blumen duften zu lassen, wie es ihnen beliebt, den Mond scheinen zu lassen, wie es ihm gefällt, und dann zu thun, wie es ihm für gut scheint.

Sehen Sie, Madame! das ist die letzte Ausgleichsgeschichte ohne officiöse Musikbegleitung, nur mit dem Unterschiede, daß nicht das Gretchen, sondern zur Abwechslung der Faust einmal ausgelacht wird, weil man den großen Dezembermonolog und den Teufel nicht vergessen hat, der aus der Versenkung heraufbeschworen wurde. Man darf eben einem gewissen Schein nicht glauben, selbst wenn ein Banhans ins Ministerium tritt. Ich weiß nicht, ob Sie, Madame! die Geschichte kennen; aber einmal bewohnten blos Riesen und Bären die Welt, die sich beide um die Herrschaft stritten, ehe nämlich der Mensch eingewandert war. Bei der Ankunft dieses letzteren flohen die Riesen wie verblüfft, denn nur wenig Hirn steckt in so großen Köpfen. Als die Tölpel nun ans Meer gelangten und sahen, wie sich der ewig blaue Himmel in den blau verklärten Fluthen spiegelte, glaubten sie, das Meer sei der Himmel selbst und stürzten sich mit Gottesvertrauen hinein; natürlich sind sie sammt und sonders ersoffen. Was mit

den Bären geschah, weiß ich nicht, Atta Troll drückt sich da nicht deutlich genug aus, aber von den Riesen kann man was lernen.

Da ich zu alledem aber keinen Banhans und keinen Koller habe, mein Feldwebel aber mit der eigenen Frau, seinem Verdienstkreuze, keinen Ausgleich zu Stande bringen kann, so thue ich wohl am besten, wenn ich Sie in alle Ihre Rechte wieder einsetze und Sie neuerdings zu dem mache, was Sie waren, sind und sein werden — zu meiner Herzenskönigin.

XXII.

13. März 1870.

Ei, Madame, Sie haben meine Drohung nicht berücksichtigt, Sie fahren fort ein Kieselherz zu sein, das da vorgiebt, keine Empfindungen der Liebe zu kennen, das mit einem Eispanzer umschnallt, jedem sympatischen Gefühle den Eingang verwehrt, die Liebe und deren Konsequenz — die Ehe verdammt, um sich und andere Leute zu quälen; Sie entziehen mir Ihr weißes zartes Händchen, so oft ich flehend meine Hände zu Ihnen emporhebe, Sie wenden kalt Ihr Köpfchen ab, wenn ich die tiefsten Empfindungen meiner Seele vor Ihnen ausschütte — das muß gerächt, muß gebessert werden. Gerächt, indem ich Sie neuerdings in den Salon der philosophischen Excellenz Hasner schleppe, gebessert, indem Sie doch unmöglich die Definitionen eines Mannes

unrichtig finden werden, der nunmehr dazu berufen ist, ein ganzes Reich, dividirt durch 2, zu regieren. Ein solcher Philosoph muß für seine Lebensanschauungen das Dogma der Infallibilität besitzen, und der Staatsanwalt hat das Recht, jeden Zweifel mit so und so viel Kriminal bestraft — „wünschen zu sehen.“ Und Sie wollen doch nicht mit Dr. Hlawatschek in Berührung kommen?

Wohlan, Madame! Folgen Sie mir. Unser Held von heute ist nicht mehr der abstrakte Philosoph von letzthin, nicht mehr die verknöcherte Personifikation trockener Definitionen — sondern der heitere Hasner vom Jahre 1851, wo nicht allein die Liebe zum Ministerportefeuille, sondern auch die Liebe zum Weibe — in genere — in seinem weiten Herzen lebte und die Studentenschaft veranlaßte, ihn zum Tannhäuser zu taufen, der bekanntlich viel in Heidenthum machte.

Dieser Hasner nun hat kein Paragraphenlächeln um den Mund, sondern ein faunisch begehrliches Lächeln umspielt seine Lippen, ein Lächeln, dessen Ausdruck nur zu deutlich verräth, daß sein Inhaber den Begriff der Liebe vollkommen in sich aufgenommen hat, ob auch der Ehe? das wird sich finden.

Dieser Herr nun, Madame, gegenwärtig cisleithanischer Ministerpräsident und lebens„längliche“ Excellenz, hat neben seiner „Politischen Oekonomie“, deren Weisheit ich Ihnen letzthin auseinandersetzte, noch ein anderes Buch geschrieben, das sich „Philosophie des Rechtes und seiner Geschichte in

Grundlinien" betitelt, und bei Friedrich Tempsky im Jahre 1851 erschienen ist. Sie sehen, Dr. Hasner macht entweder in „Grundlinien" oder „Standpünktern", darüber hinaus ist er als Gelehrter nicht gekommen, als Minister avancirte er bis zu den „Grundrechten", die freilich auch nur aus „Grundlinien" und „Standpunkten" bestehen. Und was für welche!

Im 69. Absatze des interessanten Werkes gelangt er zum „konkreten Momente" — nämlich zur Ehe und zur Familie, und das ist der „Standpunkt", auf dem ich ihn Ihnen gegenüber haben wollte.

Im 70. Absatze heißt es nun über den Begriff des Menschen: „Das unbefangene, unmittelbar geistige Erfassen des Lebens und die Reflexion gehen als zwei konkrete Erscheinungen in der Natur zu Gegensätzen, das ganze volle Lebensprincip des Menschen geht in zwei begriffliche Glieder des Menschen auseinander, um den Begriff des Menschen zu erzeugen. Dieser Begriff, als die Identität des Realen und Idealen, erwächst erst, indem beide in geschiedenen Schöpfungen auseinanderlaufen. Wir müssen daher sagen, die Natur selbst habe keinen Menschen, sondern Mann und Weib geschaffen. Das Weib ist nicht **der** Mensch und der Mann ist nicht **der** Mensch, aber die Einheit beider liegt im Begriffe **des** Menschen."

Thut Ihnen der Kopf weh, Madame? Hier ist frisches Wasser, das wird Ihnen in jeder Beziehung gut thun, begreifen werden Sie aber schwerlich, was Excellenz Hasner eigentlich wollte.

Ganz anders verhält es sich mit dem Weibe, das kein Mensch ist und mit dem Manne, der auch kein Mensch ist und da sie beide nicht gut **das** Mensch genannt werden können, so fällt der Menschlichkeitsbegriff gänzlich weg. Was sind also Weib und Mann einzeln, wenn sie keine Menschen sind, mit welchem Begriffsnamen doch die menschliche Individualität als solche bisher erfaßt wurde? Sollte Herr von Hasner schon im Jahre 1851 Vogtianer gewesen sein, sollte er den Mann und das Weib als Affenkinder angesehen haben, da sie keine Menschen sind? Und dann, Ein Philosoph kann doch nur das drucken lassen, was seine Ueberzeugung ist, und diese kann man nicht wie Handschuhe oder Beinkleider wechseln, Herr von Hasner muß demnach noch heute derselben Ansicht sein; sind dann die cisleithanischen Staatsbürger und Bürgerinnen auch nur Affen, welches Gethiere bekanntlich die Eigenschaft hat, dasjenige äffisch nachzuahmen, was ihm vom ersten Besten vorgegaukelt wird? Sollten die Grundrechte und Grundlinien der Verfassung, die Herr v. Hasner vertritt, nur in der Anschauung, daß sie für Affen zu gelten haben, gemacht worden sein, für Affen, denen man in großen, luftigen Käfigen scheinbar eine gewisse Freiheit gönnt, während sie de facto doch immer nur im Käfige unter der Furcht vor der Peitsche des Wächters seufzen?

Doch lassen wir dieses Thema, mit Affen ist nicht gut zu spaßen, sie werden mitunter böswillig und boshaft; gehen wir weiter in der gedruckten Weisheit unseres Ministerpräsidenten.

Absatz 71. „Der Begriff des Menschen, gewonnen in der natürlichen Scheidung von Mann und Frau, wird in diesem seinem praktischen Rückgange zur einigenden Idee des Menschen, welche ethisch geschaffen wird in der Identifikation der Ehe."

„Idee", — „ethisch geschaffen" — „Rückgang!" Scheidung von Begriffen und Vereinigung von Personen! wer soll klug werden aus solcher Lebensweisheit? Herr von Hasner sieht die Ehe als eine Ergänzung in sich gespaltener Individualitäten an. Kennen Sie, Madame! die Geschichte von dem ehelichen Glücke jenes Paares in den „Fliegenden Blättern"? „Oh, wir sind ganz glücklich", antwortet der interpellirte Schuhfabrikant, „ich klopfe meiner Frau das Fell mit dem Riemen, und sie wirft mir den Topf an den Kopf, und so ergänzen wir einander." Sie werden einsehen, daß es bei dem „glücklichen" Paare auch an „Spaltungen" nicht fehlen wird, — denn ein glücklicher Wurf mit dem zärtlichen Topfe wird nicht verfehlen, den Schädel zu spalten. Vielleicht wurde im Sinne der Hasner'schen Definition die Ehe zwischen Eis- und Transleithanien in Scene gesetzt, an Topf und an Riemen wird es wahrhaftig an der Zeit nicht fehlen.

Absatz 72. „Zur Liebe aber wird er, wenn dunkler oder klarer begreifend, der Geist es ausspricht, daß ihm das ganze Dasein eines Andern, um sich selbst nicht zerrissen zu fühlen, Bedürfniß sei. Wenn der Mann mit beginnender Reife zu begreifen anfängt, daß die Entwicklung des

Geistes seines Lebens Aufgabe sei, fängt er auch zu fühlen an, daß wie er hiemit gedrungen ist, den zarten Schleier der kindlichen Tage zu zerreißen, ihm ein Raub geschehe, den er aus sich nicht zu ersetzen vermag. Eine Gottesgabe tritt dann in diese mit der ersten ernsten Lebensmahnung beginnende Verarmung das in sich unzerbrochene Weib, gleich als die Natur selbst in ihrem schönen Frieden. So ist die Liebe für den Mann Selbsterhaltung, für die Frau Befreiung."

Das ist rührend, Madame! setzen Sie sich zu mir, wir wollen weinen: ich bitte auch mir Ihr Sacktuch zu leihen, es ist aus Battist und weicher und wird darum meinen Augen nicht schaden. Es ist das nämlich eine ganz zerrissene Geschichte. Poeten und Prosaiker aller Zeiten haben sich bekanntlich, und stets vergeblich, bemüht die Liebe zu beschreiben, selbst im „Schiking" der alten Chinesen finden wir einen solchen Versuch, Niemanden aber ist das Experiment so gelungen, als Herrn von Hasner. Denken Sie sich einen zerrissenen jungen Menschen (z. B. mich), dem der zarte Schleier der Kindlichkeit zerissen wurde und nun tritt das unzerbrochene Weib (Sie Madame!) an ihn heran, so ist das die Liebe. Nur das „unzerbrochene" Weib ist mir unklar, denn es setzt voraus, daß der Mann (also ich) zerbrochen ist, und so viel und genau ich mich auch betrachte, ich finde nichts Zerbrochenes an mir und muß endlich schließen, daß Herr von Hasner an seiner Persönlichkeit so eine Art Bruch bemerkte, den er dann dem

ganzen Menſchengeſchlecht zu imputiren für gut fand. Wir bedanken uns ſchönſtens, kommen Sie bald wieder Herr von Hasner! Was der gelehrte Miniſterpräſident über alte Jungfern ſagt, iſt werth, daß ſie es leſen, er bemerkt an ihnen „eine traurige Zwieſpaltigkeit des Weſens“ und ich bin überzeugt, daß Sie Madame! nach beendigter Lektüre, die Definition meiner Augen, die liebesinnig zu Ihnen emporblicken, weit mehr berückſichtigen werden, denn ich glaube im Auge, im Ausdruck des Geſichtes, im ſchmerzlichen Zug der Mundwinkel iſt viel mehr und viel Richtigeres über die Liebe enthalten, als in der ganzen „Philoſophie des Rechts“ des Dr. von Hasner. Was ſollten überhaupt Sie mit der „traurigen Zwieſpaltigkeit“ machen?

Abſatz 78. „Das Kind iſt weder Abſicht noch wahrhafte Erfüllung der Liebe, die ſich zurücknehmen muß aus dem Andern.“

Armes Kind, alſo was iſt es? Iſt es ein Bub', ſo iſt es kein Menſch, iſt es ein Mädel, ſo iſt es auch kein Menſch; vereinigen kann ſich aber das Neugeborne noch nicht, um den Begriff des Menſchen zu bilden, Abſicht der Liebe ſoll es auch nicht ſein, deren Erfüllung ſchon gar nicht — was alſo? Ich werde in's Findelhaus gehen, vielleicht finde ich dort einen kleinen Hasner, der mir die Geheimniſſe ſeines großen Namensvetters enthüllt. Bis dahin bitte ich ſich zu gedulden, Madame! Da aber für heute Ihre Geduld ſchon auszuhalten ſcheint und die Strafe derart verlängert, allzu wäre, will ich mit dem Excerpte aus der Weisheit eines

Mannes schließen, der gegenwärtig die Geschichte Cisleithaniens leitet.

Nur Eines möchte ich zum Schluße noch erwähnen, das schon darum erwähnt zu werden verdient, weil das Ministerium Hasner nunmehr das Gesetz über die Mischehe im Parlamente einzubringen gedenkt. Die Ansichten hierüber können natürlich verschiedenartig sein; aber Prof. Dr. von Hasner, gegenwärtiger Ministerpräsident in Cisleithanien, schrieb im Jahre 1851 in dem Abschnitte über das „konkrete Moment" folgenden interessanten Satz:

„Dagegen muß die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses als eine starre, nicht zu vereinbarende Differenz, als solches gelten. Gemischte Ehen sind, dem Begriffe nach, keine Ehen. Die Ehe ist keine Mischung, sondern eine Einigung."

Nun denn, Madame! Männer, die gestern so schrieben, und heute das gegentheilige Gesetz einbringen wollen, die früher Föderalisten, dann starre Centralisten, jetzt Dualisten sind, die vor acht Wochen versicherten, daß Oesterreich nur durch „Beugung" der Opposition glücklich werden könne, und heute Ausgleichsbilletdoux in die Welt schicken — kann und darf man solchen Männern trauen? Ist eine solche Inkonsequenz ein Unglück für die betreffenden Persönlichkeiten, oder ein Unglück für den Staat, den sie regieren?

Als Haymann Löwy ein blindes Pferd auf den Markt brachte und vom Käufer auf den Fehler aufmerksam ge-

macht wurde, sagte er wohl, das wäre kein Fehler, sondern ein Unglück für's Pferd; aber Minister sind keine Rösser!

War Herr von Hasner bloß als Philosoph nicht Minister, oder ist er auch als Minister kein Philosoph?

„Minister sind in Bezug auf Konsumtion des Geistes sehr anspruchlos"; — das ist bloß eine harmlose Variante auf einen Hasner'schen Satz.

Leben Sie wohl Madame!

XXIII.

20. März 1870.

Madame! Als ich noch ein kleiner Junge war und auf unserem treuen Phylax spazieren ritt, da hat mich nichts so gefreut, als Soldatenspielerei; mein Vater mußte mir ein Gewehr und einen hölzernen Säbel kaufen, meine Mutter aus Zuckerpapier einen Sturmhut fertigen und meine Schwester aus bunten Papierschnitzeln einen Federbusch fabriciren, und stolz, wie ein Heerführer, bestieg ich, so adjustirt, den alten, biederen Hofhund und konnte mich wüthend ärgern, wenn er nicht so stolz und kokett auftrat, wie ein Kavalleriepferd. Für mich gab es damals keinen größeren Genuß, als wirkliche Soldaten exerciren zu sehen, und gar oft schickte meine gute Mutter besorgt das Dienstmädchen aus, den kleinen Taugenichts zu suchen, der sicherlich nirgends anderswo steckte, als in der Nähe der hölzernen, baufälligen Kaserne, wo alltäglich die Rekruten eingedrillt und zu Landesvertheidigern erzogen wurden. Am glücklichsten war ich aber, wenn das Bataillon unserer Garnison

wechſelte und ein neues unter klingendem Spiele in die Stadt einzog, an der Spitze einen wirklichen General, mit hechtgrauem Rocke, goldenem Kragen, den gewiſſen rothen Streifen an den Unausſprechlichen und dem grün wallenden Federbuſch auf dem Hute. So ein General war für mein naives, kindliches Gemüth ſo eine Art infallibler Soldatenpapſt, ſo ein Stück Vorſehung mit Sporen. Der Tag des Einzuges war für mich ein Feſttag, zeitlich früh ſprang ich ſchon aus den Federn, und mein Herzchen klopfte ſo unruhig der Stunde des Einzuges entgegen, wie es jetzt klopft, wenn die Stunde, in welcher ich Ihr liebes Geſichtchen ſehe, herannaht. Und dann ſtellte ſich der General in der Nähe des verfallenen Rathhauſes auf, und vorüber zogen die Schaaren der braungebrannten Flintenträger, von denen jeder unverückt auf den großen Schnurrbart des Mannes mit dem wallenden Federbuſch ſchaute, zu dem auch ich dann mit unvergleichlicher Hochachtung emporblickte.

Das iſt nun freilich mit der Zeit anders geworden, ich trage keinen hölzernen Säbel mehr, meine Waffe iſt die Stahlfeder, auch reite ich nicht mehr den biederen Phylax, denn der iſt lange ſchon verſcharrt und weilt in beſſeren Zonen aber dafür iſt in meinen Augen ein General auch kein geſpornter Herrgott, im Gegentheile, ich weiß, daß er mit Sporen und Federbuſch und mit dem martialiſchen Schnurrbart ein ganz gewöhnlicher Tropf ſein kann, der Schlachten verliert und Soldaten chikanirt, weil — nun weil er General iſt. Auch laufe ich nicht mehr, um militäriſche

Paraden zu bewundern, ja ich bin im Stande, einem unter klingendem Spiele einhermarschirenden Regimente absichtlich auszuweichen, weil ich mir so allerlei Gedanken mache. Nur eine Parade macht bei mir eine Ausnahme, und der zuliebe verlasse ich auch gern meinen Schreibtisch, um hin zu gehen und mein bedrängtes Herz, mit dem reichen Leiden und den armen Freuden zu belustigen. Es sind dies, Madame! die Paraden unseres Pompes-funèbres-Militairs, die von Zeit zu Zeit und bei besonders festlichen Gelegenheiten stattfinden.

Sie schauen mich verwundert an, Sie wissen nicht, was das für eine Garde ist, die ich mit dem sonderbaren Namen eines „Pompes-funèbres-Militairs" bezeichne? Nun, Madame! so nenne ich unsere Bürgercorps, und zwar aus dem Grunde, weil ihre einzige Thätigkeit fast nur darin besteht, die in ein besseres Jenseits eingegangenen Kollegen bis zum Thore oder auch bis nach Volšan hinaus zu begleiten und darauf Acht zu geben, ob der abgefahrene Sterbliche auch wirklich dorthin gesenkt wird, woher er gekommen war, in die Grube, seiner letzten Ruhestätte — vom Staube zu Staube!

Mit Bum, bum, dschinidrata u. s. w.

Doch, Madame! es ist durchaus nicht meine Absicht mich über meine tapferen Mitbürger lustig zu machen; denn ich denke soeben daran, daß sie nicht allein bei Leichenbegängnissen, sondern auch bei Allerhöchsten Geburtsfesten und Bürgermeisterinstallationen in voller Parade ausrücken, und davon wollte ich heute sprechen.

Ich erinnere mich nämlich in den letzten Jahren zwei solche Paraden mitgemacht, d. h. angesehen zu haben, und zwar die eine im Jahre 1866 bei Gelegenheit des Geburtsfestes des Kaisers und am letzten Montag, als der Primator Dittrich in seine Würde installirt wurde. Nun Madame! das waren zwei verschiedene Paraden, wenn sie vielleicht auch in ihrem militärischen Wesen und ihrer strategischen Bedeutung auf gleiche Stufe zu stellen sind.

Damals im Jahre 1866, war Prag und Böhmen von feindlichen Truppen okkupirt, von Truppen, die in sieben Tagen die ganze Großherrlichkeit Oesterreichs über den Haufen geworfen, und als feindliche Sieger in das Herz des Königreiches einzogen, aus dem Alles, was kaiser- und königlich hieß, fortgelaufen war. Damals war der Bürgermeister von Prag faktisch Regierer der Hauptstadt, und er und die Stadtältesten, die civilen und bewaffneten Bürger wetteiferten mit einander Ruhe und Ordnung in der Stadt aufrecht zu erhalten und den Hohn des Siegers zu ertragen. Den Bürgercorps wurden die Gewehre abgenommen und mit der harmlosen Klinge an der Seite patrouillirten sie Tag und Nacht in den Gassen, um über die allgemeine Sicherheit zu wachen. Damals war General Vogel von Falkenstein Kommandirender und Gouverneur von Prag und Böhmen und damals erließen die preußischen Machthaber einen Aufruf an das „glorreiche Königreich Böhmen".

Und wie antwortete die Bevölkerung der Hauptstadt auf diese Aufforderung, dieselbe Bevölkerung, die zehn

Jahre Schmerling'scher Vergewaltigung hinter sich hatte, die alle ihre berechtigten Forderungen mit unaussprechlichem Hohn beantwortet sah?

Es war am 18. August 1866, der Tag, an welchem der Kaiser sein Geburtsfest feiert. Die von den k. k. Beamten im Stich gelassene Bevölkerung eilte hin in die Kirchen, um unter den Kanonen eines feindlichen Siegers, für das Wohl des eigenen Herrschers zu flehen, die flintenlosen Bürgercorps rückten mit fliegenden Fahnen auf den Altstädter Ring, um in festlicher Parade den Festtag des Reiches festlich zu begehen. Und nach beendigtem Hochamte stellten sich die Bügermeister und der Stadtrath, der österreichische Ministerbevollmächtigte Baron Brenner und der feindliche General Vogel von Falkenstein mit großer Suite unter dem Portale des Altstädter Rathhauses auf, um die Bürgercorps vor sich defiliren zu lassen. Und als die flintenlosen Bürger rottenweise vorbeimaschirten, brachten sie stürmische Slavas aus, und der feindliche General Vogel von Falkenstein drückte gerührt über diesen erhebenden Patriotismus dem Bürgermeister von Prag die Hand, und der österreichische Gesandte Baron Brenner versicherte mit Thränen in den Augen, daß er diesen Akt der Treue dem Kaiser berichten werde.

Montag, Madame! wurde der Bügermeister von Prag installirt, nachdem vier andere Bürgermeister, für diesen höchsten Ehrenposten durch das Vertrauen der Bevölkerung, der Hauptstadt gewählt, von den Ministern als nicht der

Bestätigung würdig bezeichnet wurden, weil — nun weil sie treu zu den Rechten des Volkes sich bekennen und eine Schrift unterfertigt haben, wonach sie mit Gut und Blut für die Rechte dieses Volkes einstehen wollen. Montag also fand auch ein Hochamt statt, und nach dem Hochamte stellten sich der Bürgermeister und der Stadtrath, dann der österreichische General Freiherr v. Koller unter das Portal des Altstädter Rathhauses, um die Bürgercorps an sich defiliren zu lassen. Madame! die Bürger hatten diesmal Flinten und auf der Brust blinkende Medaillen für die anerkannte und bewährte Treue im Jahre 1866, aber sie defilirten nicht so freudig vor dem General Koller, wie damals vor dem feindlichen General Vogel von Falkenstein, den die böhmische Treue so tief gerührt hatte, denn sie wußten damals, der feindliche General werde abziehen, und sie hofften, daß das Volk, dessen würdige Bürger sie sind, für seine Treue belohnt, endlich wieder in den Besitz jener Rechte wird eingeführt werden, die rückzuerstatten nicht etwa Lohn, sondern Pflicht ist.

Madame! Feldmarschall-Lieutenant v. Koller und General-Lieutenant Vogel v. Falkenstein nahmen beide das Defilé der Prager Bürgercorps ab; welche Leidensgeschichte liegt zwischen beiden Momenten? Bedrückt und ausgesogen von feindlichen Truppen, trug das böhmische Volk, ersterbend in Hingebung für das angestammte Herscherhaus, geduldig und seufzend das Joch preußischer Okkupationstruppen, und als diese abgezogen waren, schickte man einen an-

deren General, weil es die Toaste nicht hören wollte, die man seinem bekannten Gegner in der Jännernacht des Jahres 1868 im Regierungs-Kasino — zum Trutz der böhmischen Nation — ausbrachte, weil es nicht ruhig zusehen wollte, wie man seine Rechte mit Füßen tritt und, lustig toastirend, über den Schmerzensschrei einer Nation hinweggeht.

Als General Vogel von Falkenstein von Prag abgezogen war, wurde der böhmische Landtag aufgelöst, wurden Herbst und Giskra cisleithanische Minister, wurde der Ausnahmszustand über Prag und einen Theil von Böhmen verhängt, wurde General v. Koller nach Prag geschickt, wurden vier Bürgermeister nicht bestätigt, gewählt von den Bürgern, die im Jahre 1866 vor dem General Vogel v. Falkenstein zu Ehren des Kaisers von Oesterreich defilirten.

Madame! das sind zwei verschiedene Paraden gewesen, General Koller hatte kein Wort der Anerkennung für das böhmische Volk, aber ich habe sogar die Lust verloren, Bürgerparaden mit anzusehen, denn — —

XXIV.

25. März 1870.

Madame! Da war ich vor einigen Tagen in der großen Bude vor dem Roßthore, diesem provisorischen Musentempel, in dem zur Abwechslung auch Kunstreiter ihre Gelenkspoesie betreiben, und sah unter Anderem einen Pudel durch Reifen springen, ein Pferd spazieren fahren und ei-

nen Clown allerlei Verrenkungen seiner Glieder vornehmen, welche mich in der Absicht bestärkten, daß Menschen sehr elastisch sein können. Dieser Clown nun, Madame! ließ sich in die Manege einen Tisch bringen, pflanzte auf denselben vier Flaschen und auf diese einen Sessel, prakticirte auf diesen einen zweiten und einen dritten u. s. w. und so immer fort, bis das ganze Gebäude eine erkleckliche Höhe hatte; er selbst setzte sich dann auf den obersten Sessel, um dort einige haarsträubende Künste auszuführen. Das war ein grauslicher Anblick: die auf unsicherem Grunde aufgestellten Stockwerke schwankten hin und her, neigten sich bald auf diese, bald auf jene Seite und erzeugten in dem Zuschauer ein banges Gefühl, daß jeden Moment die Stühle von ihrer labilen Grundlage herabfallen und den waghalsigen Komödianten unter sich begraben werden. Ohne einige Beinbrüche wäre der Mann nicht davon gekommen. In diesem Gefühle der Bangigkeit hörte ich plötzlich hinter mir das Wort: Oesterreich sprechen.

Betroffen wende ich mich um, damit ich den Mund bewundere, aus dem diese kaustische Bemerkung gekommen, aber hinter mir saßen heitere Frauengesichter und standen bärtige und bartlose Männer, alle mit so harmloser Miene, als ob gar nichts geschehen wäre, als ob nicht irgend Jemand unbewußt oder mit Absicht den § 65 des Strafgesetzes begangen und sich nach der Ansicht des Staatsanwaltes zum Absitzen einiger Monate verpflichtet hätte. „Wie das?“ dachte ich, „hätte ich bloß geträumt und mein

Ohr nur das gehört, was mein Kopf gedacht, meine Lippen unwillkürlich das gelispelt haben, was wohl verschlossen hinter den Zähnen bleiben sollte?“ Ich nahm mir vor, nächstens nicht Laut zu denken und wollte mir eben eine ungemein vernünftige Strafredigt halten, als ringsum rauschendes Bravo erscholl und der Bajazzo mit equilibristischem Aplomb nach und nach die labilen Stockwerke abräumte, um sich endlich mit einem geschickt angebrachten Purzelbaum mit künstlerischer Bescheidenheit in den wohl durchwärmten Stall, der hier die Stelle der Garderobe vertritt zurückzuziehen.

Dann ging ich unter allerlei Schnee- und Gedankengestöber in ein Kaffeehaus und nahm die neuesten Wiener Blätter zur Hand und las die interessante Nachricht, Se. Exellenz der Minister des Innern, Herr Dr. Giskra, habe seine Demission eingereicht und werde dieselbe aller Wahrscheinlichkeit nach angenommen werden.

In diesem Momente, Madame! kehrte das Bild mit den labilen Stühlen und dem darauf herumschwankenden Bajazzo in mein Gedächtniß zurück, und neuerdings hörte ich hinter mir das Wort „Oesterreich“ sprechen. Ich unterließ es, mich diesmal umzudrehen, da ich in dem glänzenden Wandspiegel bloß mein unglückseliges Gesicht gesehen hätte und beschränkte mich darauf, die Hand auf meinen Mund zu drücken, um ihr zum Schweigen zu zwingen. Ja wohl! Ein Jahr und Tag tragen unsere gegenwärtige Regierung und deren parlamentarische Füßchen Stühle her-

ei, sogenannte Freiheitsgesetze, und pflanzen sie künstlich und behutsam übereinander und vorsichtig klettern die Exzellenzen von einem Absatze zum anderen hinauf und exekutiren oben ihre equilibristischen Freiheitskünste, aber das ganze Gebäude schwankt, es zittert mit erschreckender Leichtigkeit hin und her und erzeugt in den zuschauenden Völkern, die ein theures Entrée bezahlen, das peinliche Gefühl, als müsse diese ungeleimte Herrlichkeit urplötzlich zusammenfallen und nichts anderes hinterlassen, als zerschlagene Beine und wunde Körper, die sich unter qualvollen Schmerzen hin und her winden.

Und wissen Sie warum, Madame? Weil alle diese Freiheitsstühle, diese freiheitlichen Gesetze und Verordnungen, auf schwankender Grundlage, auf vier Flaschenhälsen stehen, die, selbst labil, das auf dieselben aufgebaute Haus unmöglich gut begründen können. Die erste Bedingung eines soliden Baues ist ein solider Grund, und die erste Bedingung eines wahrhaft freiheitlichen Staates ist die Freiheit der Völker das Selbstbestimmungsrecht derselben, und wo dieses fehlt, wo man, statt die Völker frei zu machen, dieselben in ein zwängendes Joch drängen will, dort bilden die Grundlage nur unsichere Flaschen, auf welchen die einzelnen Freiheitsstühle ruhelos hin und her schwanken und das beängstigende Gefühl des plötzlichen Zusammensturzes erzeugen.

Außerdem gehört die gymnastische Geschicklichkeit eines Bajazzo dazu, um auf diesem gefahrvollen Bau einige Zeit

Ohr nur das gehört, was mein Kopf gedacht, meine Lippen unwillkürlich das gelispelt haben, was wohl verschlossen hinter den Zähnen bleiben sollte?“ Ich nahm mir vor, nächstens nicht laut zu denken und wollte mir eben eine ungemein vernünftige Strafredigt halten, als ringsum rauschendes Bravo erscholl und der Bajazzo mit equilibristischem Aplomb nach und nach die labilen Stockwerke abräumte, um sich endlich mit einem geschickt angebrachten Purzelbaum mit künstlerischer Bescheidenheit in den wohl durchwärmten Stall, der hier die Stelle der Garderobe vertritt zurückzuziehen.

Dann ging ich unter allerlei Schnee- und Gedankengestöber in ein Kaffeehaus und nahm die neuesten Wiener Blätter zur Hand nnd las die interessante Nachricht, Se. Exellenz der Minister des Innern, Herr Dr. Giskra, habe seine Demission eingereicht und werde dieselbe aller Wahrscheinlichkeit nach angenommen werden.

In diesem Momente, Madame! kehrte das Bild mit den labilen Stühlen und dem darauf herumschwankenden Bajazzo in mein Gedächtniß zurück, und neuerdings hörte ich hinter mir das Wort „Oesterreich“ sprechen. Ich unterließ es, mich diesmal umzudrehen, da ich in dem glänzenden Wandspiegel bloß mein unglückseliges Gesicht gesehen hätte und beschränkte mich darauf, die Hand auf meinen Mund zu drücken, um ihn zum Schweigen zu zwingen. Ja wohl! seit Jahr und Tag tragen unsere gegenwärtige Regierer und deren parlamentarische Assistenten Stühle her-

bei, sogenannte Freiheitsgesetze, und pflanzen sie künstlich und behutsam übereinander und vorsichtig klettern die Excellenzen von einem Absatze zum anderen hinauf und exekutiren oben ihre equilibristischen Freiheitskünste, aber das ganze Gebäude schwankt, es zittert mit erschreckender Leichtigkeit hin und her und erzeugt in den zuschauenden Völkern, die ein theures Entrée bezahlen, das peinliche Gefühl, als müsse diese ungeleimte Herrlichkeit urplötzlich zusammenfallen und nichts anderes hinterlassen, als zerschlagene Beine und wunde Körper, die sich unter qualvollen Schmerzen hin und her winden.

Und wissen Sie warum, Madame? Weil alle diese Freiheitsstühle, diese freiheitlichen Gesetze und Verordnungen, auf schwankender Grundlage, auf vier Flaschenhälsen stehen, die, selbst labil, das auf dieselben aufgebaute Haus unmöglich gut begründen können. Die erste Bedingung eines soliden Baues ist ein solider Grund, und die erste Bedingung eines wahrhaft freiheitlichen Staates ist die Freiheit der Völker das Selbstbestimmungsrecht derselben, und wo dieses fehlt, wo man, statt die Völker frei zu machen, dieselben in ein zwängendes Joch drängen will, dort bilden die Grundlage nur unsichere Flaschen, auf welchen die einzelnen Freiheitsstühle ruhelos hin und her schwanken und das beängstigende Gefühl des plötzlichen Zusammensturzes erzeugen.

Außerdem gehört die gymnastische Geschicklichkeit eines Bajazzo dazu, um auf diesem gefahrvollen Bau einige Zeit

herumzutanzen; ein gewöhnliches Menschenkind, ich z. B., würde sammt den einzelnen Stockwerken sofort auf den Rücken fallen und mir die Nase zerschlagen. Auch der Bajazzo hielt es nicht lange oben aus, er streckte anfangs den Kopf nach unten, die Beine nach oben — ob der verkehrten Weltordnung — die Glieder recht weit von sich, that, als wenn er sich oben ungeheuer wohl und frei fühlte, als er aber verspürte, daß die Geschichte auseinandergeht, machte er einen effektvollen Purzelbaum und verschwand.

Dr. Karl Giskra hat seine Demission eingereicht und will sich nun in das Privatleben zurückziehen. Gott segne ihn für diesen Entschluß, schade, daß er ihn nicht früher gefaßt hat; ob er bei diesem Schritte auch einen Purzelbaum gemacht, weiß ich nicht, weil ich mich um Familienverhältnisse nicht kümmere, das Eine aber ist gewiß, daß er die einzelnen Stühle nicht abgetragen hat, ehe er abtreten wollte, sondern das labile Gebäude so stehen ließ, wie es zusammengetragen wurde, zum Schrecken der Menschheit, die nun in beständiger Gefahr schwebt, von den zusammenfallenden Theilen schwer getroffen zu werden.

Seit neuester Zeit ist es in Kunstreitereien Mode geworden, sogenannte Kautschuckmänner vorzuführen; das sind Leute, deren geschmeidige Glieder es erlauben, die unmöglichsten Stellungen einzunehmen, die bald auf dem Kopfe, bald auf den Händen stehen, die sich in einer Weise drehen, als ob ihre Glieder von Kautschuck und nicht phosphorsaurem Kalk gebildet wären und die sich für diese Geschicklichkeit be-

zahlen lassen. Madame! es gibt auch Staatsmänner von diesem Kaliber und den gleichen Fähigkeiten, sie besitzen mit den Kautschuckmännern den gleichen Vortheil, sich in alle Lagen fügen, in allen Stellungen drehen zu können. Da gab es z. B. einen Professor, der im Jahre 1848 föderalistisch war, und als diese Parteistellung aus der Mode kam, da wurde er centralistisch, und gegenwärtig nimmt er einen „Standpunkt" ein, der seine innerste Ueberzeugung für den Dualismus unzweifelhaft zu dokumentiren in der Lage ist. Dann gibt es einen anderen Professor, der nahezu die gleichen Phasen durchgemacht, und einen ehemaligen Kameralbeamten, der mit Stolz darauf hinweisen kann, einmal sogar absolutistisch gewesen zu sein. Dann gibt es andere Leute, meinetwegen Doktoren, die ehemals nichts waren, jetzt aber auch nichts sind, nur daß sie einen hohen Titel und den dazu gehörigen Gehalt besitzen. Alle diese Leute werden es versuchen, das vom Hauptequilibristen verlassene Stuhlgebäude zu erklimmen und darauf ihren freiheitlichen Schwindel zu treiben. An solchen Individuen hat es nämlich nie und nirgend in der Welt gefehlt.

Aber der Vergleich hat einen Haken.

Wenn der Bajazzo, Madame! Abends bei glänzender Beleuchtung und mit falschen Trodeln geschmückt, im Cirkus zur Belustigung der Zuschauer seine Künste producirt, während vielleicht zu Hause ein krankes Kind, oder ein sterbendes Weib mit dem Tode ringt, so thut er es für ein paar elende Groschen, und wenn er das Unglück hat, mit

den Stühlen herabzufallen und sich Arme und Beine zu brechen, so ist das ein Unglück für ihn, sonst scheert sich kein Teufel darum; wenn aber so ein Staatsequilibrist von gleich schwankendem Baue herabstürzt, so bricht er sich kein Bein, sondern bezieht im „wohlverdienten Ruhestand" so und so viel Tausend Gulden Pension, während die zusammenbrechenden Theile auf die Völker herabstürzen und diese in ihrem innersten Organismus verwunden und um Ruhe, Wohlstand und Freiheit bringen. Das ist eben der Unterschied.

Wenn in Amerika die Frauen niederkommen, legen sich die Männer in's Bett, und wenn in gewissen Ländern die Minister fallen, müssen sich die Völker zur Ader lassen. Wenn's nur bald was helfen würde.

Madame! gehen Sie in den Cirkus, Sie werden dort Verschiedenes profitiren.

Druck der Leipziger Vereinsbuchdruckerei.

Oesterreichische

Flugblätter.

Von

Ignaz Schik.

2. Bändchen: Vermischte Aufsätze.

Leipzig.

Verlag von Paul Kormann.

1870.

Inhalt.

	Seite
Christnächtliches	3
Ein Sylvesternachtsmärchen	8
Neue freie Advokaten	13
Im Antichambre	19
Guten Morgen	25
Eine Vorstellung im Wiener Opernhause	31
Von Ausgezeichneten	36
Mancherlei Gedanken	42
Schwärmerische Nachtgedanken	49
Gesundheitliches in ungesunder Zeit	54
Gedanken eines eingesperrten Journalisten	59
Frankfurter Tändeleien	64
Staatsanwältliches	70
Mancherlei Gedanken	75
Barönliches	81
Eingeschneit	88
Die Großherzogin von Gerolstein Nr. 2	95
Ministerielles	101
Evoe Bacchus!	107
Der große Jaromir	113
Reichsräthliches	119
Die Reichsrathsjungfern	126
Reichsräthliche Tändeleien	133
Hododododoroh!	139

II.

Vermischte Aufsätze.

Christnächtliches.

25. December 1868.

Das war eine schöne Zeit! Leuchtender Schnee bedeckte die Erde, von den Dachenden und Fensterrahmen hingen krystallene Rampen und die matten Scheiben erglänzten von schimmernden phantastischen Blumen, wie sie kein Zeichner mit kühner Hand je erfunden. Die Sterne funkelten vom tiefblauen Himmel zur kalten Erde nieder, strahlten herab auf das weiße Lailich, das die Fluren überzog, auf den weißen Schimmer, der auf Ast und Zweige lagerte und geisterhaft in die Nacht hinausschien. Und drinnen im wohldurchwärmten Zimmer saß die Familie um den gedeckten Tisch, auf welchem die rothen Aepfel mit den feurigen Backen der Kinder wetteiferten, deren Augen begehrlich nach der Ofenecke funkelten, als wollten sie mit ihrem Feuer die duftenden Zweige des Tannenbäumchens verzehren, auf welchen das Christkindel seine Bescheerung aufhängen sollte. Und die Mutter erzählte, wie mit dem ersten Dämmern der heiligen Nacht Christus als verklärtes Kindlein durch die Luft komme, sitzend in einem kleinen, von zwei weißen muthigen Pferdlein gezogenen goldenen Wagen. Sonntags-

Kinder wären so glücklich, die Erscheinung zu sehen, und zu hören, wie die Pferde in der Luft mit einander plaudern. Und diese Pferde seien wahre Wunderpferde, die Zähne wie aus Elfenbein, das Gebiß aus feinstem Gold, die Zügel zwei Sonnenstrahlen, die Hufeisen aus Kronengold und ihre Stimme, ebenso wie das Bewegen der Räder, so lieblich tönend, daß man die schönste Musik nachher für rauh hält. Und der Wagen sei voll Bescheerungen, wovon gute Kinder in der Christmitternacht, wo Himmel und Erde das Gotteskind feiern, beschenkt werden, er enthalte aber auch Ruthen und Erbsen und Schwarzbrod für unfolgsame Kinder. Bei der Annäherung des Christkindes verschwinden alle bösen Geister aus dem Hause, wo sie auch verborgen sein mögen, und man höre die Möbel knacken, das Licht knistern und draußen eine Art Summen, bis endlich der Ton einer kleinen Glocke anzeigt, daß das Christkind aus dem Wagen steige, um den Kindern anzudeuten, was für Geschenke es ihnen in der Nacht bringen werde.

Und die backbackigen Kinder, mit den funkelnden begehrlichen Augen, schauerten bis in ihr innerstes Mark, vor Furcht und freudiger Erwartung.

Und der Vater erzählte vom goldenen Meerschweinchen und zeigte das goldene Thierchen an der Wand. Bald sah es ein Kind, wie es da oder dort lief und verschwand, sobald man darnach griff, bald sah man wieder mehrere solcher goldener Schweinchen, wie sie einander jagten, aber den Kindern immer unter den Fingern weghuschten und schon

auf der anderen Seite erſchienen, wenn man ſie eben auf dieſer geſehen, bis ſie endlich ganz wegliefen, um im nächſten Jahr zu gleicher Stunde wiederzukommen.

Und jeder der Tiſchgenoſſen hatte unter dem Tiſchtuche ein Häufchen Geld liegen, damit es ihm das Jahr über nicht an Geld fehle. Und die Mädchen wendeten ihre kleinen Künſte an, um zu erfahren, ob ſie im nächſten Jahr einen Mann bekommen, und die Knechte hingen Aasknochen auf die Bäume, damit ſie reichliche Früchte tragen, und die Mägde gaben dem Vieh im Stalle und den Hühnern am Hofe Kuchen, damit ſie vor Ungemach geſchützt ſind, und man ſchlug dreimal mit einer Keule am Zaun, damit der Fuchs keine Hühner holen möge. Dann kam Mitternacht und die Glocken läuteten dem geborenen Kinde zum Gruße und Vater und Mutter, Mägde und Knechte nahmen Laternen, gingen in die Kirche, um an der Krippe zu beten.

Und als die Kinder morgens aufſtanden, da trug der grüne Tannenbaum goldene Früchte und funkelte, wie der Baum im Paradieſe.

Das war damals und die Zeiten haben ſich geändert, aber ſo vollſtändig geändert, daß wir in unſerer Zeit zum Weihnachtsfeſte nicht einmal einen kryſtallenen Eisrampen aufzuweiſen haben, obwohl uns mitunter ſehr kalt und froſtig iſt, kalt bis an's Herz hinan. Selbſt die Erde bedeckt ſich zum ſchönen Chriſtabende nicht mit dem weißen, feierlichen Lailich, im Gegentheil, ſie iſt naß und kalt und ſchmutzig, alltäglich, wie der Himmel mit ſeiner grauen Leichenbitter-

miene, als würde er sich über uns oder sonst Jemanden ärgern.

Und die alten herzigen Gebräuche und die grauen wunderlichen Mährchen sie sind verschwunden und haben uns nichts zurückgelassen, als die wehmüthige Erinnerung und die erkältende Prosa der Wirklichkeit. Und wie anders? Sonntagskinder sind wir nicht, und wären wir am feierlichsten Sonntag, wo die Palmen zum erstenmale ihre erwachten Knospen wiegen, geboren, demnach sehen wir auch das Christuskindlein in seinem goldenen Wagen und den Zügeln aus Sonnenstrahlen nicht und der Wagen hat für uns keine Bescheerung, als höchstens Erbsen, auf denen wir knieen müssen, — Knallerbsen von ungewöhnlicher Größe — oder Ruthen, womit man züchtigt und Schwarzbrot, — mit dem man sich den Magen verdirbt. Wohl knacken auch jetzt die Möbel, sie poltern sogar, aber es ist dies kein Zeichen, daß die Dämone fliehen, im Gegentheile, sie scheinen sich häuslich einzurichten und daher das lärmende Knarren, das chaotische Poltern, weil die Möbel verstellt werden, an Orte, wohin sie nicht gehören, in Winkel, zu denen man nur durch Krümmen und Beugen gelangen kann. Es giebt zwar noch Sonntagskinder, aber diese kümmern sich wieder um's Christkindel nicht und das ist ein Unterschied.

Auch die Geschichte mit dem goldenen Meerschweinchen ist nur noch eine Fabel, uns fehlt zu deren Wirklichkeit vor allem das Gold, und Meerschweinchen aus Papier haben im Leben noch keine Wunder gethan. So ist uns

denn von dem schönen Mythus nur das Schweinchen geblieben, doch hat selbst dieses seine burschikose Bedeutung verloren und ist Alles — nur kein Glück. Von Schweinchen giebt es aber bekanntlich verschiedene Arten, solche, die sich durch Trichinengehalt auszeichnen, dann solche, die im Meere leben und endlich Stachelschweine, von denen die Fabel geht, daß sie sich in ein Nest eingeschmuggelt, den eigentlichen Besitzer daraus vertreiben. Ich glaube, wir haben Letztere.

Unter die Tischtücher wird kein Geld mehr gelegt, weil das erprobtermaßen nichts mehr nützt und Tischtücher keine feuersicheren Eigenschaften besitzen, und wenn wir mit der Keule noch so sehr auf den Zaun losdreschen wollten, die Füchse kommen doch in's Haus, weil sie oben ruhig draufhauen lassen, während sie durch Ritzen durchschlüpfen. Und wir könnten von diesen Füchsen äußerst rare Geschichten erzählen, wenn's der Vater nicht verboten hätte, so aber beißen sie ungestört den Hühnern den Kopf ab und stellen sich zahm — als könnten sie aus der Hand fressen. Das Einzige, was von jenen herzigen Gebräuchen noch geblieben ist, das sind die Künste der Mädchen, diese sind sich zu allen Zeiten gleich geblieben und haben immer noch nach Männern begehrt; sie gießen daher in der Christnacht noch immer Zinn oder sie schlagen sich Karten auf, wie es Einer eben beliebt.

Und als Mitternacht kam und geläutet wurde, da gingen Väter und Mütter auch in die Kirche, ohne Laternen, weil wir städtische Gasbeleuchtung haben, und knieten hin und

beteten an der Krippe. Nun, wenn uns auch kein Weihnachtsbaum strahlt und wohl die Geschenke, aber nicht die „Bescheerungen" ausgeblieben sind, so trösten wir uns mit den romanischen Völkern, die auch keine Weihnachts-, dafür aber eine Neujahrsbescheerung haben.

Vielleicht bringt das, was das Christkindel versäumte, der heilige Sylvester, wenn's auch nicht heuer ist!

Ein Sylvesternachts-Märchen.

1. Januar 1869.

Es war eine kleine, aber gewählte Gesellschaft, die da zusammenkam, um vom alten Jahre Abschied zu nehmen und das neue freudig zu begrüßen; waltet doch die naive Anschauung ob, daß die Stimmung der ersten Stunde des neuen Jahres zum Direktivum für die Laune des ganzen Jahres wird. Vielleicht ist das wahr, denn wir waren in der Sylvesternacht 1867 verstimmt und wir blieben verstimmt, seit dem Januar des Jahres 1867 bis auf den heutigen Tag.

Nun, die Gesellschaft wollte heiter sein, damit sie heiter bleibe, fortan durch 365 Tage. Es waren verschiedenartige Elemente beisammen, heitere und verstimmte, üppige und siegesfreudige, ernste und geschlagene — man könnte das ganze Wörterbuch der Empfindungen verbrauchen. Damit ich's nur gleich verrathe; ein Theil der Gesellschaft gehörte

dem ehrſamen Stande der Börſianer an, dem Stande, welchem im Ganzen mehr Leichtlebigkeit, als allzugroße Gewiſſenhaftigkeit vorzuwerfen iſt. Das Papier, in welchem dieſe Börſianer machten, war das der großen Geſellſchaft Association de Liberté in der großen Stadt Lemonde. Die Geſellſchaft hatte ganze, viertel und achtel Antheilſcheine ausgegeben, und je nachdem der Eine oder der Andere dieſe oder jene Sorte beſaß, war auch die Dividende eine größere oder kleinere. Eine Achtel-Aktie der Liberté warf natürlich nicht ſo viel ab, als eine ganze.

Unter den anweſenden Perſonen gab es einen, der ſein Schäfchen bereits im Trockenen hatte und mit Vorliebe ſeinen gewichſten Schnurrbart drehte; er ſpekulirte vormals auf die Baiſſe und gewann dadurch ſo viel, daß er ſich endlich, es war im Jahre 1867, von der Hauptbörſe zurückzog und auf eigene Fauſt ſpekulirte. Der Mann war wirklich klug, er engagirte ſich nicht, auch wenn ihm die verlockendſten Chancen geboten wurden. Als im Jahre 1861 die Aktien der Liberté ſtiegen und all' die Kapitaliſten ihr Schärflein hintrugen, um das zarte rothumſäumte Papier zu kaufen, das die Mäkler ſchmunzelnd ausboten, da hatte unſer Mann kein Ohr für die trompetende Reklame; fein weiſlich blieb er zu Hauſe, und als ihm die Aktien nachgetragen wurden, da warf er den Senſal ſammt ſeiner Waare zum Hauſe hinaus. Dann kam eine andere Zeit, die Hauſſe hatte ausgetobt und an ihre Stelle trat die allgemeine Entnüchterung. Man ſah ein, daß Alles, was früher ausgeboten wurde,

purer Schwindel war, daß die Firma Liberté aus leerem Firlefanz aufgebaut wurde, und beim ersten heftigen Zuge zusammenfiel, wie ein Kartenhaus. Die Aktionäre hatten das bloße Nachsehen und konnten, wenn sie Einsicht genug hatten, den klugen Spekulanten beneiden. Jetzt erst nämlich trat dieser in die Aktion, er kaufte alle Papiere zusammen, die irgendwo aufzutreiben waren, und als er ein hübsches Sümmchen beisammen hatte, trug er es hinüber in sein Haus und sperrte die Thür sorgsam hinter sich ab. Er war ein gemachter Mann!

Und auch die Baisse hatte ausgetobt, noch ehe die verspäteten Spekulanten dieselbe benützen konnten, und wieder trat eine Hausse ein, und nun war es ein Anderer, der es dem Klugen nachzumachen suchte. Auch dieser Andere befand sich in der Gesellschaft und er war in diesem Momente Herr der Situation. Die alte Firma Association de Liberté war wieder aufgerichtet, aus altem Schutt und altem Tand, und mit demselben Firlefanz, wie ehedem, nur war ihr Wirkungskreis geschmälert, da sich ein reicher Mann zurückgezogen hatte. Aber dieser Reicher hatte die schönsten Papiere mitgenommen und was übrig geblieben war, das war schlecht fundirt, ohne Garantie, weil ohne die Hypothek erprobter Beständigkeit. Es waren andere Mäkler und andere Sensale, und der Dominirende genoß in diesem Momente blos die Dividende, ohne daß das Kapital gesichert war, und was das zu bedeuten hat, wird jeder tüchtige Geschäftsmann einsehen.

Als die Brüder Pereire den Credit Mobilier auf ganz

lockerem Grunde aufgebaut hatten, da zahlten auch sie eine große Dividende, aber nicht als Ertrag von reinem Gewinn, sondern sie wollten die Aktionäre blenden und anlocken und nahmen die Dividende vom Kapital, bis das Kapital aufgezehrt war und die Gesellschaft Bankerott machte. Ob das mit dem Hause Liberté auch der Fall sein wird, weiß man nicht, die Analogie macht es wahrscheinlich. Echte Börsenspieler sehen auf solche Kleinigkeiten nicht.

Dann gab es in der Gesellschaft aber auch Leute, die weder Kapital, wie der erste, noch Dividende, wie der zweite, hatten, es waren wirklich arme Leute, die aber ihr Glück nicht auf der Börse probiren wollten, sondern auf die Gelegenheit warteten, sich auf solide Weise ihr Nest zu betten. So viel ist gewiß, daß sie den Dividendenmann nicht beneideten.

Nun und diese Leute neckten einander und tranken Sekt und spielten „Meine Tante, Deine Tante", was bekanntlich ein sehr leichtes Spiel ist, bei dem man entweder gewinnen oder verlieren kann.

Und es nahte Mitternacht, die Scheidestunde des Jahres, und scharfsichtige Leute bemerkten, wie sie im Dunkel der Nacht das eben ablaufende Jahr rüstete, um hinabzusteigen in den rasch rollenden Strom der Zeit und sich hinzubetten zu den Jahresleichen, die massenhaft von den rauschenden Wogen verschlungen und überfluthet waren.

Und es erhob sich der lustige Kapitalist und schenkte sein Glas voll und schwang es im Kreise und ließ das eben verflossene Jahr hoch leben; es war nach langer Zeit das erste,

das er in Ruhe und Sicherheit verlebte. Befriedigt wies er auf sein wohlbestelltes Haus hin, in welchem wohl die einzelnen Parteien Krawall machten, die er aber schon kirre zu machen hoffte. Dann rief er:

Was ich in meinem Zimmer treibe,
Das kümmert keinem Andern was,
Ob ich hier zahle oder schreibe,
Mir macht mein eigen Haus nur Spaß!

Und dann stand der Dividendenmensch auf, und lobte das verflossene Jahr und den Cours seiner Spekulationspapiere, die keinen Ausgleich oder gar einen Konkurs befürchten ließen, und hob sein Glas auf, das überschäumte, und rief:

Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägst Du erst diese Welt in Trümmern,
Die andere mag darnach entstehen.

Und ernst erhoben sich die Leute, die weder Dividende noch Kapital, aber Kraft genug hatten, Beides zu erringen. Auf das scheidende Jahr zurückblickend, hatten sie für dasselbe einen Seufzer, aber auch einen Reimspruch:

Wer viel hat,
Zu dem wird viel noch kommen,
Wer wenig hat,
Dem wird nur wenig genommen!

Trotzdem blickten sie aber mit heiterem Ernst in die Zukunft, die Wiege der Hoffnung, das Grab der Vergessenheit. Auf diese Zukunft leerten sie das Glas, auf daß sie bessere Tage bringe, als jene waren, die verflossen sind in Armuth und Noth, Drangsal und Kümmernissen.

Und es ertönte die zwölfte Glockenstunde, das Jahr 1868 war verrauscht und ein neues Jahr, verhüllt mit dem Schleier der Ungewißheit, lagerte über der Erde.

Neue freie Advokaten.*

12. Januar 1869.

Heil Dir im Siegeskranz! Hoch oben stand sie auf steilem Piedestale, nicht eher zugänglich, als bis man — wie Jacob um Rachel — zweimal sieben Jahre gedient hatte und nebenbei die Schafe nach Jakob's Art sprenkeln ließ. Und wie wähleriſch war sie in der Wahl ihrer Umgebung, die Göttin „Justitia", trotzdem sie die Augen verbunden haben soll! nur Wenige wurden zu ihrer Vertheidigung zugelassen, und diese Wenigen wurden grau, bis sie sich Kavaliere der Themis nennen durften, dann aber wurden sie auch reich. Silber in der Tasche gleicht das Silber auf dem Kopfe aus.

Seit dem 1. Januar 1869 ist das anders geworden, die unzugängliche Göttin ist herabgestiegen von ihrem steilen Piedestale, sie ist nicht mehr so skrupulös in der Wahl ihrer Umgebung, wie zuvor, und reicht Leuten die Hand, die sonst auf diesen Druck noch lange hätten warten müssen; kurz, die Kavaliere der Themis haben sich um ein Bedeutendes ver=

---

* Bei Gelegenheit der Freigebung der Advokatie.

mehrt, um die Zahl der neuen freien Advokaten — weil die Advokatie selbst frei geworden ist, natürlich nur so weit frei, als gewisse Freiheiten von begrenztem Unterthansverstande aufgefaßt werden dürfen.

Seit etwas mehr als acht Tage also haben wir Advokatenfreiheit oder neue freie Advokatie, oder, sagen wir, eine Advokatie, die zwar nicht neu, aber frei ist. Heil ihr im Siegeskranz! und diese neue Errungenschaft hat in eine ganze Klasse von Staatsbürgern eine vollständige Umwälzung hervorgebracht, wir würden Revolution sagen, wenn das nicht so gefährlich wäre.

War das früher eine schreckliche Zeit für einen Menschen, der nach dreizehnjährigem Studium, vier strengen Prüfungen und einer sogenannten Disputation das Recht erhielt, sich J. U. Doctor zu schreiben und das „Recht" ver—fechten zu dürfen. Die junge Brust von den schönsten Hoffnungen geschwellt, trat der Neupromovirte, nachdem er dem Pedell die goldene Kette zurückgegeben und die Flitterwochen der Gelehrsamkeit durchgekostet hatte, in die Kanzlei eines privilegirten Doktors ein, um zu prakticiren und für 30 Gulden monatlich sich täglich zu schinden. Einige Wochen kam der junge Doktor mit den Hoffnungen und dem Gelde aus, je mehr er sich aber in die grüne Praxis hineinarbeitete, desto grauer wurde ihm vor Augen, was so lange währte, bis ihm eine „gute Partie" das Warten erleichterte. Als eine gute Partie aber wird bekanntlich eine schöne Mitgift mit einer großen Braut — pardon, eine schöne Braut mit einer

großen Mitgift — bezeichnet, die dem Herrn Koncipienten in Anhoffung einer Advokatie zu erreichen nicht unmöglich war und mit der er so lange aushielt, bis an ihn die Reihe kam, wenn er sich sonst gut aufgeführt hatte und brav war, d. h. keiner Oppositionspartei angehörte; war das Letztere der Fall, dann mußte der Herr Koncipient freilich etwas länger warten, bis seine Gesinnungen ge—läutert waren. Ich habe Koncipienten gekannt, struppige Karyatidenhäupter, die über das Warten beinahe gestorben wären, wenn sie nicht wirklich gestorben sind.

Machte der J. U. Doctor aber keine Partie, dann „winkelte" er, d. h. er ver—focht das Recht auf eigene Faust, wenn er das Glück hatte, die Unterschrift eines privilegirten Rechts-ver—fechters zu erlangen, und er erlangte sie immer, wenn er auf einen Theil der Palmare zu verzichten verstand. Und er verstand es, denn ein weises Sprichwort sagt: Besser ein Spatz in der Hand, als hundert auf dem Dache.

Endlich kam der heißersehnte Tag, an welchem dem nun älter gewordenen Doktor sämmtlicher Rechte das Recht zu-erkannt wurde, auf eigene Faust das Recht zu verfechten. In der „Wiener Zeitung" stand die Nachricht, daß der Justizminister Herrn Dr. X oder Y) zum Landesadvokaten in Dingsda ernannt habe, und einige Tage darauf brachte der Ableger an der Moldau in seinem officiellen Theile die freudige Kunde, daß Herr Dr. X oder Y) mit dem Sitz in Dingsda „bei diesem Oberlandesgerichte" den Eid abgelegt habe und zur Ausübung der Praxis berechtigt sei. Der

Herr Dr. X oder Y wurde daher civilehelich mit Jungfrau Justitia getraut, was insoferne keine Bigamie war, als besagte Jungfrau — unantastbar sein soll!

Und es war kein kleines Recht, das der Herr Doktor mit dieser Ernennung — zur Eröffnung eines Geschäftes — erhielt, und es stand schon dafür, zweimal sieben Jahre als rechtsgelehrter Jacob um diese Rachel zu dienen; denn Rachel war das Recht, Processe zu führen und Geld, viel Geld zu verdienen, bogenlange Rechnungen — Palmare genannt — niederzuschreiben und den restirenden Betrag einzuklagen.

Die Rechtskunde, d. h. die Kunde von dem Rechte, wie es gehandhabt werden soll, ist zwar eine schöne Wissenschaft, nichtsdestoweniger ist das Geschäft mit demselben insofern etwas deprimirend, als es auf der Uneinigkeit der Menschen beruht. Wäre zur Zeit der Menschenschaffung, als noch Adam einsam und dann mit Eva um den Apfelbaum herumpromenirte, schon das Institut der Advokatie geschaffen gewesen, oder wäre gar Adam selbst von der Universität im Paradiese zum Doktor sämmtlicher Rechte promovirt worden, so hätte sicherlich dieser Herr Dr. Adam den lieben Herrgott wegen widerrechtlicher Abnahme der bewußten Rippe geklagt, und wenn er damit auch nichts anderes, als die Kosten des Strafverfahrens herausprocessirt hätte. Nach diesem Principe wurden denn die früheren Advokaten, die zu diesem Geschäfte erst ernannt wurden, reich, und da sie ein Monopol besaßen, so wurde aus dem Advokaten bald auch ein Hausherr, mit-

unter sogar ein Herrschaftsbesitzer, was zu der Annahme berechtigte, daß das Handwerk — einen goldenen Boden habe.

Seit dem 1. Januar 1869 ist das anders geworden, die Herren Koncipienten brauchen nicht erst grau zu werden um zu Advokaten „ernannt" zu werden, sie müssen sich auch nicht besonders gut aufführen, was Politik betrifft, — kurzum es waltet auch in Rechtssachen die Gewerbefreiheit. Und das hat die Sache gewaltig verändert. Erstens werden die Juris Doktoren im Allgemeinen höflicher werden, die Unterredung wird nicht mehr so theuer, das Palmare nicht mehr so riesig und die Advokaten nicht mehr so rar sein. Die Konkurrenz wird ihre Fahne entfalten, und wer billiger, rascher und besser arbeiten wird, der wird mehr „Kunden" (bisher Klienten genannt) bekommen. Mottl und Rothberger!

Ob sich die Proceßsucht vermindern wird, ist sehr zu bezweifeln, dagegen wird sich die Heirathsluft vermehren, denn das Kontingent heirathsfähiger Männer hat durch die Freigebung der Advokatie eine nicht unbedeutende Vermehrung erhalten.

O, ich habe schon einige dieser neuen freien Advokaten gesehen, sie schauen ganz anders aus, als vor dem neuen Jahre und haben bereits die Firmatafeln bestellt; vorerst im zweiten Stock, rückwärts im Hofe, die belle Etage wird schon kommen. Die Herren machen jetzt viel in Händedrücken und Komplimenten und sind der Mehrzahl nach verfassungsfreundlich! Sie laufen überaus geschäftig herum, als wenn

sie schon Gott weiß was zu thun hätten und machen es gerade so wie junge Aezte, denen jeder verlorene Augenblick verlorenes Gold ist und denen, wenn sie nicht eilen, beständig — — ein Patient stirbt.

Und die alten Advokaten, die zweimal sieben Jahre um Rachel gedient und ein Ernennungsdekret in der Tasche haben? Nun diese zucken verächtlich oder auch mitleidig die Achsel und brummen mit Dr. Peschke: „Es wird ruhig fortbarbirt!"

Und das rechtsbedürftige Publikum? für dieses habe ich wenig Trost. Die Situation hat offenbar am besten Herr Gottlieb Schmelkes erfaßt, denn bereits vor dem neuen Jahre las ich folgendes Inserat: „Wichtig für die P. T. Herren Advokaten (folgen drei dicke Ausrufungszeichen) Drucksorten und Bücher für Advokatenkanzleien, Formularien ꝛc. sind zu haben ꝛc." Weiß das Publikum, was das zu bedeuten hat, weiß es, daß die Drucksorten auch das Palmare und ähnliche Dinge umfassen, weiß es, daß die Bücher beinahe durchgehends auf „Haben" eingerichtet sind? Wir wollen dieser Perspektive lieber ausweichen, da ein österreichischer Journalist den rechtsfreundlichen Beistand oder die Rechtsfreunde mehr als Andere nöthig hat, auch behaupten wir nicht, daß in diesem Falle der Vers gut angebracht ist:

„Den Bösen sind wir los,
Die Bösen sind geblieben!"

Im Antichambre. *)

24. Januar 1869.

Mein Gott, da fliegen ſie hin über den glatten Eisplan, ohne zu bedenken, wie leicht man auf der ſpiegelglatten Fläche hinpurzelt und ein Bein bricht; ja wohl! ſo ein vom Froſt geglätteter Spiegel ſchaut auf den erſten Blick lammfromm und unſchädlich aus. Wohlgemuth ſchnallt man ſeine Schlittſchuhe an und fährt im Gefühl der Sicherheit recht übermüthig dahin, um der anweſenden P. T. Damenwelt ſeine Geſchicklichkeit und elegante Tournure zu zeigen; da kömmt ein kleiner Riß, ein kleiner, unſchuldig hingeworfener Eisklumpen und pardautz: da liegt man, zum Gelächter der Zuſchauer „auf dem Eiſe", wenn's gut geht, mit einigen blauen Flecken, wenn's ſchlecht gegangen, mit zerbrochenen Gliedern oder gar im Waſſer drin.

Das Glatte iſt immer gefährlich!

Wie friedlich ſieht ſo ein glattbebohnter Saalboden aus, auf dem man, eine ſchöne Tänzerin im Arme, bei den berauſchenden Klängen einer Muſikkapelle hinfliegt; da auf einmal gleitet der Fuß auf der blankgewichſten Fläche aus und Roß und Reiter — nein Tänzerin und Tänzer, wälzen ſich in Wolken und Flor, Gace und Bändern auf dem Boden, in möglichſt peinlicher Poſition, bis ihnen gutherzige Menſchen

*) Im Vorzimmer des Statthalters von Böhmen.

wieder auf die Beine helfen und der arme Tänzer blamirt fortschleicht.

Selbst das blanke Parquet eines Salons oder einer Antichambre ist gefährlich, nur stolpert man nicht mit den Füßen, sondern gar häufig mit der Zunge, und fällt nicht auf die Nase, sondern auf's ganze Gesicht, oder gar auf den Kopf, und das hat nicht selten viel zu bedeuten. Ein kleines Beispiel aus dem Leben zur Illustration.

Es war im Antichambre eines Mächtigen; die Sonne schien, falls sie es an jenem Tage für gut fand die Erde mit all' ihren Schlechtigkeiten zu belächeln, auch diesmal zum Fenster herein. Draußen war es winterlich kalt und die Temperatur im Abnehmen begriffen.

Das Vorzimmer begann sich zu beleben, nach Art aller anderen Antichambres. Es erschienen verschiedene gesellschaftliche Elemente: ein kirchlicher Würdenträger, ein Pensionist, einige andere Pensionisten, ein Journalist, ein Musiker mehrere andere arme Leute u. s. w. Se. Hochwürden streckte sich behaglich auf das starkversessene, ledergepolsterte Kanapé und blickte wohlgemuth auf den Ofen, auf die Wände, auf die Menschen und endlich auf den Journalisten; der Pensionist pustete, wie eine starzgeheizte Lokomotive; der Musiker lächelte und studirte eifrig die Landkarte, vielleicht um ein gesegnetes Land, ein Kanaan der Musik zu finden, und die anderen armen Leute schauten traurig darein.

Der Journalist? nun der schaute zuerst sich an und bemitleidete dann auch die anderen Bedauernswerthen, bis

sein Auge auf dem Dienstthuenden hängen blieb, der mit großer Emsigkeit Namen, Stand und Charakter der Anwesenden auf einen Papierstreifen verzeichnete. Wie gesagt, blickte andererseits Se. Hochwürden auch auf den Journalisten und bald entwickelte sich zwischen dem Priester der Kirche und jenem des Landes- als Strafgerichtes ein recht interessantes Gespräch. Sie sprachen von Verfassung und Preßprocessen, von Ausgleich und verfallenen Kautionen, als sich plötzlich die Thüre öffnete.

Im obersten Theile der Thürspalte erschien eine stark gewichste Schnurrbartspitze, dann eine zweite und mit beiden ein Kopf, hierauf folgte ein Hals, dann lange nichts, bis sich endlich in dem unteren Theile ein paar Beine entwickelten, die, allen bisherigen Gesetzen zufolge, auch einen Körper zu tragen bestimmt gewesen zu sein dürfen. Die Pupillen des Journalisten vergrößerten sich zusehends, denn all' das, was wir bisher anzuführen in der Lage waren, Kopf und starkgewichste Schnurrbartenden, Hals und jene Beine, die einen Körper zu tragen bestimmt gewesen sein dürften — es gehörte dem hochgebornen Grafen Karl Kokoržova, Herrn auf Luditz und Stědrá, sonst auch Verfassungsfreund. Da keine zweite Ausgabe des Hahn'schen Reichsrathsalmanach erschienen ist, so sind wir nicht in der Lage, die anderen Verdienste des Herrn Grafen anzugeben, sein sonstiges Einkommen ist uns auch unbekannt.

Graf Karl Kokoržova, ob Führer oder Verführter ist nicht sichergestellt, hatte einen schwarzen Frack angethan,

dessen Schöße melancholisch herabhingen, als würden sie von der Nothwendigkeit ihrer Existenz und ihrer natürlichen Bestimmung keine feste Ueberzeugung haben; ein dito Beinkleid gab gleichsam die Trauer kund, die sich über die unsagbaren Formen, die mehr für oben, als für daneben geschaffen zu sein schienen, ausbreitete. Einen Orden hatte Herr Graf Karl Kokoržova nicht an, aber als würde er sich dieser Vernachlässigung seiner Toilette schämen, hielt er beharrlich diejenige Partie des Fracks mit den Händen fest, wo sich gewöhnlich das für Orden bestimmte Knopfloch befindet.

Solchergestalt wackelte Graf Kokoržova in das Vorzimmer des Mächtigen, den langen Oberkörper bedeutend nach vorn gebeugt, die langen Beine, der ästhetischen Verkürzung zuliebe, winkelförmig zusammengeknickt. Der neue Gast ward nicht sobald Se. Hochwürden ansichtig, als er sich auch in besagter unbesagbar graziösen Stellung demselben näherte und freundlichst nach dem Befinden Sr. Hochwürden frug.

Se. Hochwürden, welche bekanntlich behaglich in der Ecke des Kanapé saß, hatte, die Frage gleichsam illustrirend, die Hände über die sanftgewölbte Magengegend gefaltet, als Zeichen vollkommentsten Seelenfriedens. „Wie Sie sehen," erwiederte Se. Hochwürden die Frage, „befinde ich mich nicht schlecht, ich nähre mich redlich und bleibe im Vaterlande!"

„Und ich" — sagte Graf Karl Kokoržova — „gehe morgen in den Reichsrath." Das war nun freilich eine sonderbare Bemerkung auf die schalkhafte Antwort des geist-

reichen Prälaten und unwillkürlich verzog sich dessen Mund zu einem sarkastischen Lächeln, während der Journalist auffallend zum Fenster hinaussah, um das Lachen zu verbeißen. Glaubt denn der Herr Graf Karl Kokorzova, daß der Reichsrath nicht im Vaterlande liegt, daß sich derjenige nicht redlich nährt, der zu den Sitzungen desselben nach Wien reist? Sollte diese seine Bemerkung ein Zugeständniß sein, das er dem oppositionellen Prälaten machen zu müssen glaubte, oder war das eine jener geistreichen Wendungen des hochadeligen Führers, die er im Landtagssaale nur im Geheimen machte, weil er aus Achtung vor dem zweiten Führer, Herrn Grafen Morzin, diesen als öffentlichen Redner nicht überflügeln wollte?

Leider gestatteten uns gewisse zarte Verhältnisse nicht, auf den Sinn der hochgräflichen Bemerkung einzugehen; noch schwebt ein armes S zwischen zwei Gerichts-Instanzen als verlorene Seele, nicht wissend, wohin sie ein Richterspruch bannen wird; aber so viel scheint denn doch gewiß, daß jene Bemerkung sich auf jener scharfen Schneide bewegt, welche es ungewiß läßt, ob Bewußtsein oder Abgang desselben bei ihrer Geburt zum Gevatter gestanden. Da wir nun nicht annehmen können, daß sich Herr Graf Kokorzova gegen §. 300 u. s. w. St.-G. vergehen wollte, so folgt daraus . . . . . .

Der Herr Graf gab zur selben Stunde noch so eine Pfundnote zum Besten, welche vielleicht der ersten zum nützlichen Kommentar dienen könnte. Er ließ sich nämlich

mit der pustenden Lokomotive in ein Gespräch ein. Der Pustende wollte, um nur recht verbindlich zu erscheinen, von den Verdiensten der Verfassungsfreunde und der Störrigkeit und Widerhaarigkeit der Opposition sprechen und gab einen Seufzer von sich, dahin klingend, ob denn jetzt endlich die Zeitungen zur Besinnung kommen und ein wenig Maaß halten werden. Der Gute meinte wahrscheinlich, daß die Zeitungen schon genug haben dürften.

Das aber war ein Kapitel für „unseren" Grafen, der die Zeitungen in sein Herz geschlossen hat, wie der Fuchs die Falle, und der im September v. J. einen unschuldigen Tändler mit jenem nützlichen Thiere zu vergleichen beliebte, dessen Genuß nicht allein den Bekennern des mosaischen Glaubens, sondern auch den Mohamedanern versagt ist. Herr Graf Kokoržova öffnete nämlich seinen Mund weiter als gewöhnlich, und das will nicht wenig sagen, und rief mit heiserer Stimme: „Das war nicht mehr Preßfreiheit, das war schon Preßfrechheit!" und ob des schrecklichen Wortes verstummte alles Geflüster im Saale, nur die Uhr pickte mit gewohnter Ruhe Tik-tak, weil die Zeit sich selbst durch Kokoržovas nicht aus den Fugen heben läßt, und eine vereinsammte Fliege summte etwas, das sich Vernünftige deuten konnten, wie sie wollten.

Ueber das große Wort erschreckt, sahen die Anwesenden schaudernd den schmunzelnden Journalisten und die aufgeregten Schnurrbartenden an, einer eilte sodann zur Thüre, um nachzusehen, ob im Vorzimmer des Vorzimmers Nie-

mand in Ohnmacht gefallen ist, hüpfte dann auf den Herrn Grafen zu, stellte sich auf die Fußspitzen, während jener sein hohes Ohr herabneigte, und lispelte ihm etwas in die Eustachische Röhre, während sein Blick zu dem Journalisten hinüberflog. Als wenn dieser Gute eine Zauberformel gesprochen hätte, so veränderte sich das geistreichte Gesich des Herren Grafen; der Mund öffnete sich noch etwas weiter, die Schnurrbartenden senkten sich erschreckt nach unten, die Augen starrten auf den entsetzlichen Punkt hin, während die Hände die suchende Stellung verließen und matt herunterfielen. Der Pensionist, der die Situation nicht so rasch zu übersehen vermochte, stellte wohl wegen des Reichsrathes noch einige Fragen, aber Graf Kokorzova schien nicht zu hören, unverwandt blickte er, dem Kaninchen gleich, welches der Klapperschlange gegenübersteht, auf den Nachbar, und erwachte nicht eher aus den Träumereien, bis er die Einladung erhielt, bei Sr. Excellenz zu erscheinen.

Was träumte er? .... Vielleicht tändelte er!

Guten Morgen!*

1. Mai 1869.

Wieder einmal eine Auferstehung, keine julianische, auch keine gregorianische, aber eine böhmische. Gott weiß, die

* Als die unter dem Ausnahmezustande in Prag suspendirten Journale wieder erscheinen durften.

wievielte! ich nicht. Die Passionsgeschichte des böhmischen Volkes weist ja so Verschiedenes auf, warum sollte sie nicht auch mit Auferstehungen versorgt sein, zumal jeder Auferstehung eine Niederlage (kommt vom nieder legen) vorausgehen muß. Und daß die diesmalige Auferstehung mit dem ersten Mai und dem Namenstage des heil. Albin zusammenfällt, ist doppelt schön. Am 1. Mai, wo die Blätter springen, ist es auch uns erlaubt, aus der Hülle des Ausnahmszustandes herauszuspringen und unter Lebenden zu wandeln, wie es Lebenden gebührt, und daß dies gerade unter den Auspicien des heiligen Albin, jenes unschuldigen Bischofs, der trotzdem hingerichtet wurde, geschieht, soll uns eine Bürgschaft sein, daß dieses Leben von langer Dauer sein wird. Dann muß aber der heil. Albin beim lieben Herrgott seine ganze Protektion, die er doch als Heiliger erwirken muß, aufbieten und bitten, daß die Ausnahme keine Regel und die Regel keine Ausnahme wird. Er muß Gott bitten, daß der Staatsanwalt Herr Dr. Hlawatschek und seine Assistenten, sowie die Herren Landesgerichtsräthe möglichst bald zu Hofräthen, Herr Oberlandesgerichtspräsident Ignaz Freiherr von Streit und sein Gremium bald zu Ministern oder Ministerialräthen oder so was ernannt, oder wo das gerade nicht geht, in den wohlverdienten Ruhestand versetzt werden; denn hat der Mensch einmal einen gewissen Kulminationspunkt erreicht, dann erlischt in etwas die Gluth, die jedes strebenden Mannes Brust erfüllt, er wird kühler und ruhiger, was in vielen Fällen, namentlich aber für

Journalisten sehr ersprießlich ist. Was für eine Gnade der heil. Albin für die Hofräthe des Obersten Gerichtshofes, oder gar dessen Präsidenten Herrn von Schmerling erbitten soll, weiß ich leider nicht, da mir die weitere Stufenleiter auf dem Parnaß der Justiz unbekannt ist; übrigens war Herr von Schmerling bereits Justiz- und dann Staatsminister, darüber hinaus gibt es nur den wohlverdienten Ruhestand.

Aber lilienweißer Bischof! dieses Avancement genügt für sich allein nicht, um die Ausnahmen zu verhüten, noch ist bloß Herr Klun Sektionsrath und Herr Banhans Sektionschef, und nicht Alle, die für das Wohl Cisleithaniens kämpfen, sind Verwaltungsräthe; — „das ganze Deutschland muß es sein!“ Wenn der Landmann nach schwer vollbrachtem Tagewerk die hochbeladenen Wägen und die glatte Schaar der Rinder übersieht, die seinen Wohlstand zeigen, dann erst wird er aller Leidenschaften baar und wischt sich den Schweiß von der Stirn, hebt vergnüglich den Krug mit braunem Tranke in die Höhe und ruht aus. Denn hat der Mensch einmal einen gewissen Kulminationspunkt erreicht, dann — siehe oben.

Dann heiliger Bischof von Angers mußt Du auch dafür sorgen, daß erstens der § 65 ad b, und zweitens die die Kautionsverluste ad a abgeschafft werden, denn sie sind beide so gestaltet, daß sie den Staatsanwalt, der doch nur ein Mensch ist, zu allerlei sündigen Gedanken verführen, wie z. B. zum schweren Kerker in der Dauer von 99 Jahren,

und zum Kautionsverlust von einigen mehreren tausend Gulden. Sieh, Du Heiliger! in den vollen Beutel, d. h. wenn die Kaution noch ganz ist, greift es sich so schön, während in der erschöpften Kasa die Hand nur melancholisch herumfährt, wie eine Maus in der Kirche, daher sie Kirchenmaus heißt. Und es sind viele Kautionen erschöpft.

Ich könnte Dir, Du liebenswürdiger Heiliger, noch eine Menge Bitten vorschreiben, wenn ich befürchten müßte, daß Deine Kniee bei der unendlichen Reihe verschiedener abzuhelfender Uebelstände wund würden, und Dir endlich die Geduld ausginge; ich will demnach meine ganzen noch ausstehenden Wünsche und Schuldverschreibungen in Eines zusammenfassen und Dich ersuchen, den lieben Herrgott zu bitten, die Welt vor einem Konstitutionalismus zu behüten, der Löcher hat, wie der Mantel moderner Nächstenliebe, welche Löcher man — Ausnahmen nennt. Löcher, durch welche Männer, die für die Rechte ihrer Nation einstehen, aus purem Eifer für die Erhaltung der freiheitlichen Errungenschaften, in's Kriminal fallen, wo sie fünf bis neun Jahre darüber nachdenken können, wie schön und erhaben ein Liberalismus ist, der nicht duldet, daß andere Leute andere Ansichten haben; Löcher — doch Du hast wohl an dem einen Loch genug.

Wenn man die Konversation mit einem Heiligen nicht gewöhnt ist, so geht es Einem nur schwer vom Munde, namentlich wenn so viel Material vorhanden ist, daß man nicht recht weiß, wo man anfangen oder aufhören soll.

Unsere Zeit ist schnellfüßig und in sieben Monaten häufen sich so viel Dinge auf, daß es im ersten Momente schwer wird, sie zu sichten und zu ordnen. Und doch hat sich die Situation im Großen und Ganzen nicht geändert. Die neue Moldaubrücke, von deren Eröffnung an eine Passage mehr für die Einwanderung der Uebelstände nach Prag geschaffen wurde, steht noch immer, wie das Bürgerministerium, das fast die ganze Zeit seither ohne Brückenkopf bestanden hat, und erst in den letzten Tagen einen solchen in der Person des Polizei- und Landesvertheidigungs-Ministers Herrn Grafen Taaffe erhielt; die Herren Bürgerminister sind, wie die Officiösen versichern, noch immer liberal, wenn auch nicht mehr volksthümlich, und die damals inhaftirten Journalisten sitzen noch immer im Gefängnisse, nur daß sie nicht mehr provisorisch da sind, sondern definitiv sitzen. Der Reichsrath tagt noch immer und heißt noch immer den Ausnahmszustand gut, nur ist Herr Banhans nicht mehr Führer der „böhmischen" Abgeordneten, sondern Sektionschef für den Ausgleich mit Böhmen und für die Registratur im Ministerium des Innern, dann ist Herr Ferdinand Ritter von Kotz Freiherr geworden, wozu es Herr Dr. Daubek, trotz des Unfalles bei Běchovic, noch nicht gebracht hat. Die Sachen haben sich also im Ganzen nicht bedeutend geändert, denn selbst Herr Polizeirath Dedera versichert gelegenheitlich, nach wie vor, ein Patriot zu sein, nur hat er sich so weit gebessert, daß er sogar letzthin versprach, ein Meeting selbst zu arrangiren, wenn er einmal „ausgedient" haben wird, nicht um

über die Nützlichkeit einer wohlbestellten Polizei, über welche so Niemand mehr zweifelt, eine Resolution zu fassen, sondern um die Böhmen über einen Zeitungseigenthümer aufzuklären, von dessen nothwendiger Existenz Herr Dedera sich noch immer keine Ueberzeugung zu verschaffen vermochte. Der einzige Fortschritt ist der, daß wir nunmehr wissen, warum wir eigentlich mit einem Ausnahmszustand beschеert wurden, denn in der vergangenen Woche standen zwei Schlosser, ein Baugehilfe, ein Maler und ein Taglöhner wegen der Vorgänge vom 4. Oktober v. J. vor Gericht und wurden abgeurtheilt. Und nun, da sie verurtheilt sind, wurde auch der Ausnahmszustand aufgehoben. Dann haben wir auch Geschwornengerichte bekommen! Daß in der Zeit zwischen der Publikation und der Geltung des Gesetzes nahezu sämmtliche Preßprocesse möglichst rasch abgethan wurden, trotzdem der neue Schwurgerichtssaal bereits fertig ist, dafür kann das Ministerium nichts, das liegt so im Wesen der Gesetze.

Begrüßen wir also den ersten Mai mit dem gewöhnlichen Jubel und der gewöhnlichen Hoffnung auf bessere Zeiten, begrüßen wir den Frühling und den Blüthenschmuck der Bäume mit obligatem freudestrahlendem Gesicht, nur dürfen wir nicht vergessen, daß sich mitten im Blüthenmeere das Heer der Maikäfer befindet, die man sorgsam von den frischen Zweigen klauben muß. Klauben wir also Maikäfer!

Eine Vorstellung im neuen Wiener Opernhause.

16. Mai 1869.

Lieber Herr Gott, wenn ich noch einmal auf die Welt komme, so lasse mich wenigstens Reichsrath, aber zu einer Zeit werden, in welcher dies ein eben so gutes Geschäft, als Vergnügen ist; wie z. B. jetzt. Ein Anderer wünscht sich Graf, Fürst oder wenigstens Excellenz zu werden, ich bin bescheidener, und begnüge mich mit dem Posten eines Volkstribuns, nicht etwa nach Art jener im alten Rom, sondern der im neuen Wien. Die alten römischen Volkstribune waren komische Käuze, sie kümmerten sich nur um's Volk und dessen Wohl, die jetzigen streben zwar auch nach Wohl, aber nicht in so ausgedehntem Sinne und sind zufrieden, wenn sie einer hohen Regierung gefallen. Und die hohe Regierung ist ihrerseits wieder bemüht, den braven Volkstribunen eine Freude zu bereiten und gibt ihnen Sternchen und Kreuze in's Knopfloch, und Uniform auf den Leib und Verwaltungsrathsstellen oder wenigstens kleine Eisenbahngefälligkeiten in die Tasche. Das sind die Glanzkäfer der Freiheit, sie benagen die goldgelbe Rispe, bis die ganze Saat beim Teufel ist.

Ich weiß nicht, wie viel Kanonenschüsse gefallen sind, wie viel Kompagnien in Parade aufmarschirt waren und das Gewehr präsentirten, wie viele Glocken läuteten, aber

sie sind auseinandergegangen, heim zu ihren Lieben, und die Minister haben ihnen die Hände geschüttelt, und sie haben sich verbindlich bedankt; dann hat der Portier des Hauses, in der schönen blitzblauen Livrée auch sein Kompliment gemacht, die Thüre zugeschlagen und die Bude war geschlossen. Aber bevor sie auseinander gegangen waren, und die polnische Resolution und andere interessante Sachen auf die nächste Session verschoben hatten, kam Se. Excellenz der Herr Minister Dr. Giskra und lud die Herren und Gemeinen höflichst ein, sich zur Abwechslung einmal eine große Komödie, eine Probevorstellung im neuen Opernhause anzusehen, die eigens für die Volksvertreter veranstaltet wurde, damit die Volksvertreter dem Volke, zu dem sie eben heimkehrten, erzählen könnten, wofür man denn eigentlich sieben Millionen Gulden ausgegeben hat.

Und der Herr Minister des Innern erschien zu dieser Einladung im Frack und weißer Kravatte und versicherte, daß es ihm viele Mühe gekostet hat, vom Oberhofmeisteramte die nöthige Erlaubniß zur Probevorstellung zu bekommen, und daß die Herren Volksvertreter sich werden ganz ungenirt benehmen können, weil das andere Volk keinen Zutritt zu dieser Extrawurst haben wird. So sprach der emeritirte Demokrat vom Jahre 1848, der in der Paulskirche in Frankfurt gegen jeden Ständeunterschied gedonnert, und der zu seiner Devise die schönen Worte: „Alles für's Volk und durch das Volk" gemacht. Damals trug Dr. Giskra einen energischen Vollbart und feurige Augen,

und mit jedem derselben zerschmetterte er ein paar Minister und anderweitige Excellenzen. Seit dem ist das anders geworden. Dr. Giskra ist selbst Excellenz und trägt den Vollbart anständig kurz geschoren, auch sind die feurigen Augen etwas matter und sein Demokratenthum etwas blässer geworden. Andere Zeiten, andere Sitten. —

Und Excellenz Dr. Giskra dekretirte weiter, daß bei dieser parlamentarischen Probekomödie die Parterrelogen und die Logen des ersten und zweiten Ranges, ferner das ganze Parterre den beiden hohen Häusern des Reichsrathes zur Verfügung gestellt, von der Intendanz jedoch der Wunsch ausgesprochen wurde, daß der dritte Stock nicht aufgesperrt werden möge, um so einen sich einschleichenden Unfug von anderer Seite hintanzuhalten. Diese andere Seite war das „Volk", als wenn dies nicht bereits genug Gelegenheit gehabt hätte, zu sehen, wie Minister und Abgeordnete sich in der Komödie ausnehmen, wo sie ja auch nicht immer die bloßen Zuschauer abgeben.

Und um die Eifersucht zwischen beiden hohen Häusern nicht zu erregen, wurde mit den Präsidien derselben das Einvernehmen gepflogen, daß die eine Hälfte der Logen für das Herrenhaus, die andere Hälfte für die Abgeordneten bestimmt werden. Und dann setzte Herr Dr. Giskra in je eine Loge einen Abgeordneten, und gaben ihm zum Nachbar einen Pair, und traf die gleiche Vorsicht bei den Sperrsitzen, so zwar, daß er eine Reihe für Herrenhäusler, die zweite für Volksmänner bestimmte, damit sie sich gegenseitig nicht

auf die Hühneraugen treten. So wurden also die Abgeordneten selbst im wirklichen Theater gesetzt, und mußten sitzen bleiben, wo sie die hohe Regierung eben für gut gesetzt betrachtete. Eine weise Regierung sorgt eben für Alles und weiß jeder möglichen Ausschreitung durch kluge Vorsichtsmaßregeln vorzubeugen. Entrée zahlen die Herren Volksvertreter keines, dasselbe wurde vorläufig von den Völkern mit sieben Millionen bestritten. Die Plätze für die Herren Minister waren nicht im Voraus bestimmt, sie konnten Platz nehmen, wo sie wollten; am passendsten im Orchester.

Und so denke ich mir sie friedlich beisammen sitzen, Lords und Gemeine, schön gruppirt, in wunderbarer Mélange. Die Volksvertreter Dr. Daubek und Christian Freiherr von Kotz in Logen, weil die Sperrsitze für diese Herren zu schmal sind; dagegen Herr Graf Kokorzova und Dr. Stamm auf einem Sperrsitz; Fürst Carlos Auersperg und Lippmann in zwei auf einander folgenden Logen, da sie, jeder in seiner Art, die ersten Kavaliere sind; Clam Gallas in einer Prosceniumloge, wie er das aus Prag gewohnt ist, zu seiner Rechten Abt Zeidler, der als verfassungsmäßiger Priester das Reichskomödienhaus einzusegnen die Pflicht hat. Pater Greuter und der Demokrat Roser kommen auf die letzte Galerie, ersterer ist dort dem Himmel am nächsten, letzterer wählt diesen Platz aus demokratischer Ueberzeugung. Hanisch sitzt neben dem Fagotisten, Kuranda neben Herrn von Beust, von wegen der auswärtigen Beziehungen; Skéne beschäftigt

sich in der Garderobe, um zu untersuchen, ob keine Lieferung herausschaut, in welchem Falle er noch eine Rede gegen Herrn von Münch halten müßte. Thaddäus Peithner Freiherr von Lichtenfells wird in die Kassa gesetzt, während die Herren Banhans, Groß, Klier, Steffens, so wie die Polen die Claque im Parterre bilden.

Und dann klopft der Kapellmeister mit dem Dirigentenstab und die große Ouverture beginnt; Staatsnoten fliegen hin und her, Trompeten schmettern, Trommeln wirbeln, Baßgeigen streichen — die Verfassung ist angenommen. Der Vorhang rauscht in die Höhe. Erster Akt. Große Arie von den freien Vögeln in den Lüften und den Völkern auf Erden, von gesprengten Fesseln und erbrochenen Kerkern. Alles freut sich, was da athmet, auch die Volksvertreter.

Zweiter Akt. Noch immer ein Freiheitschor, da verändert sich die Scene, Menschenmengen und Militär erscheinen, letztere sprengen erstere auseinander; im Orchester dominirt die große Pauke, bumm: der Ausnahmezustand wird verhängt. Chor eingesperrter Journalisten, verfallener Kautionen, unterdrückter Journale, verurtheilter Meetingstheilnehmer, aufgelöster Vereine. Großes Finale mit Polizeibegleitung und staatsanwaltlichem Piccicato. Es erschallt ein lautes „Pfui!"

Dritter Akt. Ballet. Rosiger Morgen. Im Vordergrunde reizende Polinnen, sie schwingen graciös das Verfassungsband. Im Hintergrunde ein Luftgebäude; aus

demſelben liebliches Winken mit der Muſik: „Komm Robert, komm Robert, komm Robert zu mir!“ Robert geht. Weiter tanzen die Polinnen, ſchwingen luſtig die Konfederatka, — das hohe Haus im Parterre iſt in der beſten Stimmung. Aber über den unglücklichen Tänzern waltet ein eiſernes Geſchick; ſo viel ſie auch hüpfen und balanciren, ſich winden und wenden, ihr Sehnen bleibt unerfüllt. Im Hintergrunde erſcheinen Polen und machen eine trübſelige Geberde. Der Vorhang fällt. Ouvertüre zum „Nordſtern“. Katharina ſingt: „Stern im Norden, erbleiche nicht!“ Die Komödie iſt zu Ende. Die Abgeordneten reiben ſich vergnügt die Hände, verlaſſen das Opernhaus und Wien und fahren nach Hauſe zu den Lieben, um Pfingſten, „das liebliche Feſt“, zu genießen.

Von Ausgezeichneten.

23. Mai 1869.

Alles iſt eitel.
Salomo.

Und Alle, die ſich erniedrigen, ſollen erhöht werden! Alſo ſteht es geſchrieben in einem Buche, das mehr werth iſt, als vieles Andere, das je geſchrieben, gedruckt und in amtlichen Zeitungen publicirt wurde. Wir wollen nicht unterſuchen, in welcher Weiſe das zu deuten iſt, Faktum

bleibt, daß die Völker Oesterreichs vor einigen Tagen mit der angenehmen Nachricht überrascht wurden, daß sämmtliche cisleithanische Minister, die noch nicht dekorirt sind, hohe Dekorationen erhalten haben. Hiemit ist einem fühlbaren Bedürfniß abgeholfen und die Verfassung steht um so und so viel Grade fester als ehemals, denn die Minister müssen fester an derselben halten, weil die Bänder im Staatenleben das sind, was der Regenbogen in der biblischen Geschichte, sie festigen die — pacificirenden Theile. Wenn nun Herr Dr. Herbst z. B. nach Prag kommt, die eiserne Krone erster Klasse malerisch um den Hals geschlungen, so weiß das böhmische Volk, daß er Verdienste hat, und wird sie zu würdigen wissen. Uebrigens hat solches oder Aehnliches das böhmische Volk von Sr. Excellenz dem nunmehrigen Freiherrn bereits wissen müssen, denn es hat ihm mannigfache Auszeichnungen zukommen lassen, schon damals, als er in jener denkwürdigen Abendsitzung des böhmischen Landtages die gelungensten Invektiven gegen die „Czechen" zum Besten gab. Herr Dr. Herbst hat sich die eiserne Krone nicht träumen lassen, als er die erste Rede für's Volk im Konviktsaale hielt, obwohl die eiserne Krone für Oesterreich schon damals pfutsch war; aber damals athmeten die Völker Oesterreichs eben erst auf, „nach längerer finsterer Nacht, nach dem Drucke des Bach'schen Regimes, nach dem Terrorismus einer Kamarilla" — so sprach damals Herr Dr. Herbst, und so konnte weder das Volk, noch Herr Dr. Herbst im Dunste der aufgehenden Freiheitssonne die

eiserne Krone sehen, die dem Professor des Strafrechtes in acht Jahren winken wird. Ja, vor acht Jahren und noch vor zwei Jahren war Herr Herbst Professor des Strafrechtes; im Fache ist er geblieben, davon weiß die böhmische Journalistik zu erzählen, nur ist er nicht Professor, sondern Minister dieser Wissenschaft, und das ist viel trauriger.

Auch Herr Dr. von Hasner hat ihn schon, und er wird die Brust des ehemaligen Redakteurs der k. k. „Prager Zeitung" gewiß ebenso zieren, als das Großkreuz des Leopoldordens den Frack des ehemaligen Kameralbeamten von Eger, Herrn von Plener, der auch Ignaz heißt, was manchen Mann schon manchmal verdrossen hätte, glücklicher Weise aber doch nicht verdrossen hat. Unsere neu dekorirten Minister werden gut thun, wenn sie die hohe Dekoration, die sie über die Sphäre anderer Menschenkinder emporhebt, nicht mehr ablegen, denn auch Cäsar nahm nicht gern den Lorbeerkranz ab, welcher sein Haupt zierte, damit — nun damit man seine Glatze nicht sieht. Obwohl wir uns nicht erinnern können, ob unsere nunmehr hochwohlgeborenen Minister auch Glatzen haben (bloß Herr von Hasner hat eine hohe Stirn), und obwohl die Orden keine Lorbeerkränze sind, so dürften auch sie Stellen aufweisen können, welche nicht durchaus — behaart sind.

Nun hoffentlich werden die Orden die Herren Minister freuen, denn kein Mensch ist von einer gewissen Eitelkeit frei, warum sollte es ein österreichischer Minister sein. Und dann ist es eine Schwäche unserer Zeit, die eventuellen Verdienste im

Knopfloche oder um den Hals geſchlungen zu ſehen? weiß doch dann jedes Kind in Böhmen oder jedes böhmiſche Kind, welches Kreuz wir in unſeren Miniſtern beſitzen, dort ein Großkreuz und hier eines der erſten Klaſſe! Nur die treueſten Anhänger unſerer gegenwärtigen Regierung können es bedauern, daß die Herren Miniſter Auszeichnungen erhielten, die ſie ſofort unter die Adeligen höherer Sorte rangiren; denn ſie thaten ſich ſo viel darauf zu Gute, daß in Oeſterreich jetzt ein Bürgerminiſterium herrſcht, und nun ſind auf einmal die Bürger hin und nur die Miniſter ſind geblieben. War das ein Jubel, als die Herren zur Leitung der Geſchicke berufen wurden! Jeden Tag bekam man es zu leſen, daß dieſe oder jene Excellenz aus einer Hütte hervorgekommen ſei, hier war ein Strumpfwirker, dort wieder ein anderes Handwerk der reſpektirliche Papa, und nun ſind alle dieſe biedern Bürgersſöhne Excellenzen und tragen einen großen Stern und ſind bei Hofe gar gern geſehene Herren— wie es in jenem ſchlauen Liede heißt.

Und doch hat ſich, wenn man das Ding etwas genauer anſieht, die Geſchichte nicht ſo bedeutend verändert. Denn als die Herren Bürgerminiſter wurden, da war das Parlament, aus dem ſie hervorgegangen, noch ſo quaſi ein Bürgerparlament, jetzt aber werden die Herren Volksvertreter, wegen ihrer Verdienſte um das Volk, auch nachgerade alle in den Adelſtand erhoben, iſt es alſo natürlich, daß die aus ihrem Haupte entſprungenen Götter auch blaublütig geimpft werden. Heißt es doch jetzt wieder beiſpiels-

weise, daß Herr Ignaz Kuranda (dieser Vorname macht Einen immer schaudern) Hofrath und wahrscheinlich auch geadelt und dann in's äußere Ministerium versetzt werden wird. Herr Hofrath Kuranda im Aeußeren, Herr Sektionschef Banhans im Innern, Herr Sektionsrath Klun im Handeln — mein Liebchen, was willst Du noch mehr? Herr Lippmann ist auch schon „von Lissingen", Herr Daubek kann es noch werden, und Herr Roser und Hanisch werden sich auch sagen lassen, also kann es nicht fehlen. Ein Staat aber, wo Regierer und Volksvertreter so gleich ausgezeichnet sind, muß glücklich sein, sonst — wer's nicht glauben will, bezahlt einen Thaler Strafe, oder erhält Ausnahmszustand, oder auch ein mit Fasten verschärftes Kriminal.

Und da endlich nicht allein die Excellenzen und Volksmänner, sondern auch die Gesetzesvollstrecker, die Herren Beamten, ausgezeichnet werden, so muß Oesterreich noch glücklicher sein, so etwa, was den Superlativ der Glückseligkeit bezeichnet, wie die Engelein im Himmel, die nackt herumlaufen, kein Wäschgeld brauchen, also auch keine Steuern zahlen und Nektar statt Rostopschin trinken. Da ist z. B. Herr von Jarosch! Vor zwei oder drei Jahren noch Jarosch kurzweg, ist er seither von Adlershort und Oberstaatsanwalt geworden, und nunmehr haben es die böhmischen Journalisten gar mit einem Hofrath zu thun. Es ist doch immer ein schöneres Gefühl, von einem großen Herrn verurtheilt zu werden, als von einem kleinen. Wer aber Herrn von Jarosch in seinem letzten öffentlichen Auftreten zu beobachten

Gelegenheit hatte, wie er als öffentlicher Ankläger gegen die „Politik" auftrat, und die Blitze bewunderte, die wie bei einem Donnerwetter von seinen Augen auf die — leere Anklagebank schoßen; wer da zusehen konnte, wie spitzig nicht allein die Worte, sondern auch die Schnurrbartenden bei den Schlußanträgen wurden: der mußte selbst bei dem kleinsten Ahnungsvermögen eben ahnen, daß dieser Donner bald in höhere Regionen fahren wird. Wenn Herr Dr. Hlawatschek nun in der bisherigen Weise fortfährt, so kann er es auch noch so weit bringen und Herr Rapp ꝛc. ꝛc., die brauchen nur an Herrn Dr. Hlawatschek zu denken.

Ohne Gefahr zu laufen, von Herrn Marx eine amtliche Berichtigung zu erhalten, mit denen sich derselbe so gern befaßt, können auch wir ihm zu seiner Erhöhung gratuliren, und wenn er nur Regierungsrath und nicht Polizeidirektor geworden, so versichern wir ihn, daß es unsere Schuld nicht ist, uns wäre er in der einen, wie in der anderen Eigenschaft gleich — angenehm gewesen. Herr von Straub hat das Comthurkreuz und den Ruhestand erhalten, um welch' letzteren er nicht gebeten hat, sondern der ihm gleich dem Comthurkreuze „verliehen" wurde, — Gott helfe ihm Beides leicht tragen; wenn aber die „Bohemia" versichert, daß er an die Zeit seiner Thätigkeit in Prag kaum mit Vergnügen zurück denken wird, so wird die „Bohemia", die jetzt in ihrer ritterlichen Eigenschaft unter das Comthurkreuz rangirt, wohl glauben, daß auch die Prager nicht mit allzu großen Freuden an Herrn von Straub denken werden.

Es ist das ein Kapitel, dessen Begründung uns zu weit führen und endlich Jedermann den Humor verderben würde; aber die Berichte des Herrn von Straub an Minister Dr. Giskra über die Herbstvorfälle in Prag — — — —!

Also, wie gesagt, wir sind in vollem Steigen begriffen, und das stolze Schiff theilt lustig die Wellen der Völker. Alles was am Ruder ist, sieht strahlenden Blickes auf die stolze Flagge, die vom Maste in die ruhige Luft hinausweht. Steuermänner sind die einen, Rudersleute die anderen, und wenn es letzteren zu heiß wird und ihnen der Schweiß von der Stirn zu rinnen beginnt, dann muß sie ein Blick auf die Sterne — am Firmamente trösten und erheitern. Hinter den Lucken liegt aber ein Volk, dessen Blicke sehnsuchtsvoll über die unergründliche Tiefe schweifen, bis es endlich rufen kann:

Land — Land!

Mancherlei Gedanken.

6. Juni 1869.

Se. Excellenz Herr Dr. Giskra wird demnächst auf Urlaub gehen, um sich von den Verfassungsstrapazen zu erholen und das innere Oesterreich wird mittlerweile von Herrn Dr. Banhans verwaltet werden. Vielleicht geht auch heuer Se. Excellenz in die Schweiz und auf den Rigi, und

da mein Kollege Herr Nedoma, der bis nun in Paris weilt, dieselbe Absicht hegt, so treffen möglicher Weise beide, Se. Excellenz und der Journalist, wieder auf dem Rigi zusammen, wie vor einem Jahre und tauschen da, auf dem freien Boden der Schweiz, ihre Ansichten über Oesterreich aus. Damals war die Begegnung beinahe komisch. Mein Kollege stand in Erwartung einiger Jahre schweren Kerkers, die ihm in der Folge, freilich in contumaciam, auch verliehen wurden, und zog es vor, die Resultate der staatsanwältlichen Liebeserklärungen in der Schweiz abzuwarten, und Se. Excellenz stand in Erwartung der verschiedenen, ihn als Volksvertreter harrenden Auszeichnungen, ging aber auch, natürlich in ganz anderer Absicht, in die Schweiz. Nun da waren sie also beisammen, hier der Journalist, der aus dem eben frei gewordenen Vaterlande floh, dort der Minister, der das Vaterland in dieser Weise frei gemacht hatte. Mein Kollege bestieg den Rigi, und obwohl er Se. Excellenz noch nie gesehen hatte, so erkannte er doch in dem blonden Vollbarte und dem freiheitsschwärmenden blauen Auge den Mann, der vor zwanzig Jahren in der Paulskirche zu Frankfurt so schön von der Freiheit der Nationen zu reden wußte und nunmehr vom bloßen Bewunderer der Freiheit zum Fabrikanten derselben avancirt war. Se. Excellenz hatte nicht das Vergnügen, den Journalisten zu kennen, es war auch damals der Steckbrief gegen denselben noch nicht ausgegeben worden. Und als so beide einander gegenüber saßen, da entfaltete mein Kollege eine böhmische Zeitung

und las aus derselben von der Freiheit in Oesterreich, von der Verfassung, von Dr. Giskra, von den in Aussicht gestellten Preßprocessen und anderen Segnungen der neuen Aera; dann gingen sie beide hinaus und sahen, wie sich die Nebel zertheilten, wie im Osten die goldene Sonnenkugel feurig aufstieg und über die schlafende Erde Licht und Wärme verbreitete, wie vor ihren Strahlen die Schatten der Nacht flohen und mit magischem Glanze die Kuppen der freien Berge eines freien Landes übertünchten. Mein Kollege war damals so boshaft, Sr. Excellenz den Genuß dieses herrlichen Anblickes durch einige Glossen auf das von ihm ausgehende Licht zu verderben.

Wenn sich heuer die beiden Herren wieder auf demselben Platze begegnen, dann können sie miteinander die Erlebnisse des verflossenen Jahres austauschen. Der vor der Freiheit des Ministers fliehende Journalist kann ihm von Paris und der Minister wieder von Oesterreich erzählen, wie schön es mittlerweile da geworden, wie die Freiheitsbäume in den Himmel wachsen und so faule Früchte tragen, wie die Preßprocesse glücklich abgethan sind, wie er und Herr von Plener das Großkreuz und die anderen Minister andere Sterne erhalten haben, und wie schön ein paar Dutzend Journalisten im Kriminal sitzen u. s. w. u. s. w. Mein Gott, es gibt ja so viel zu erzählen, worüber dem im Exil lebenden Journalisten der Mund wässern und der Wunsch aufdämmern kann, noch länger in Paris zu bleiben. Se. Excellenz kann durch eine blumenreiche Schilderung

unserer Zustände, die er ja am Besten kennen muß, den Journalisten einladen, in das befreite Vaterland zurückzukehren, um daselbst vom k. k. Landes- als Straf- und Preßgericht „in Beschlag" genommen zu werden; ob aber mein Kollege dieser Einladung sofort Folge leisten wird, ist eine andere Frage. Vielleicht daß die persönliche Liebenswürdigkeit, die Se. Excellenz in der letzten Zeit, namentlich gegen Deputationen, in Wien entfaltet hat, ihn zur Heimkehr bewegen wird; ich sage vielleicht! denn nichts gewisses weiß man ganz gewiß, und bei Gott und einem cisleithanischen Bürgerminister ist Alles möglich. —

Während also Se. Excellenz die Beschwerden des Großkreuzes in der freien Schweiz, als echter Bürger eines jungdemokratischen Staates, tragen wird, wird Herr Dr. Banhans, erster Sektionschef im Ministerium des Innern, dahin verpflanzt als neueste Stütze des Liberalismus, ohne bisheriges Großkreuz, aber mit desto größerem Bewußtsein, das freie Oesterreich verwalten. Als der Herr Sektionschef noch ein Knabe war und nach Art solcher jugendlicher Staatsbürger kurze Höschen trug, da ließ er es sich wohl nicht träumen, daß diese Höschen zu Hosen mit goldenen Borten und die darin steckenden Beinchen zu sektionschefflichen Verfassungsstützen heranwachsen werden. Damals war Se. Excellenz Graf Waldstein noch ein zarter Knabe, in dem aber doch schon der Graf stak. Dann wuchsen beide Knaben heran, der eine hochtorystisch-herrlich, der andere bürgerlich-romantisch, und sie wuchsen so lange, bis der

Graf Excellenz und der andere sein Secretär wurde. Zum Glück störte die Verfassung in Oesterreich dieses den Principien der Demokratie entgegenstehende Verhältniß, wodurch nur neuerlich bewiesen ist, daß auch Verfassungen zu etwas gut sind; der Sekretär, der bisher im Schatten des gräflichen Stammbaumes sich recht behaglich fühlte, rutschte ein wenig aus dem kühlen Schatten in die Verfassungssonne, die plötzlich ungeahnte Talente in ihm zur Blüthe brachte, Knospen sprengte, von deren Vorhandensein Herr Banhans keine Ahnung hatte. Und plötzlich rief die Regierungssonne, wie einst Gott den Propheten Samuel im Vorhofe des Tempels: Banhans, wo bist Du! Und Banhans rief: hier, und wurde Sektionschef, nachdem er der Welt und seiner Ueberzeugung das Opfer brachte und den gräflichen Schatten verließ. Herr Banhans wurde, wie Herr Moser sagte, ein Pan Hans und bekam einen goldenen Kragen und 7000 fl. Gehalt, welch' ersteres für das Bewußtsein, letzteres für's Leben sehr gut sein soll.

Ich muß sagen, daß ich das Gemüth des Herrn Grafen bewundere, nicht allein, daß er Oesterreich das Opfer brachte und ihm Herrn Banhans überließ, trachtet er jetzt noch seinem ehemaligen Sekretär die alte Gönnerschaft zu bewahren; denn so oft in der letzten Zeit die Generalversammlung einer Bahn stattfindet, die Se. Excellenz zum Präsidenten hat, beantragt er, seinem ehehemaligen Famulus den öffentlichen Dank zu votiren, was im Ganzen sehr rührend, wenn auch nicht einträglich ist. Und die Aktionäre

ſtehen gewöhnlich auf und votiren den geſellſchaftlichen Dank, denn das koſtet nichts und macht dennoch Vergnügen. Auch am letzten Montag ſtanden ſie auf und votirten.

Victor Hugo hat einen Roman geſchrieben und Dr. Giskra hat einen Sektionschef gemacht: „L'homme qui rit", der Mann, welcher lacht. Ob auch Oeſterreich lacht? ich weiß es nicht, aber es wird bei uns ſo viel ausgezeichnet, ſo viel gelobt, geprieſen und mit Sternen geſchmückt, daß man annehmen muß, das ganze Reich ſei vergnügt und lacht; freilich nicht in dem Sinne des Mannes qui-rit, denn der grinſt aus Hohn, aus Wuth, aus Verzweiflung und Gott oder Victor Hugo weiß, aus welchen Gründen noch. Ueberhaupt hat bei der ſogenannten liberalen, nun herrſchenden Partei eine Beräucherungswuth (nicht zu verwechſeln mit der Bereicherungswuth) Platz gegriffen, die ohne Privilegium ein Monopol in der Welt beſitzt. Was iſt dagegen das Selbſtbewußtſein eines Coriolan oder eines andern ſchimmelnden Römers? — reines Kinderſpiel! Jeder unſerer modernen Partiſane iſt ſelbſtbewußt und weiß ſich zu ſchätzen, jeder weiß ſich zu loben oder loben zu laſſen, und da iſt nun ein Preiſen, Hochſchätzen und Beräuchern unter einander, daß der Weihrauch im Preiſe ſteigen muß. Es wird gelobt, bis der Gelobte ein Ziel erreicht hat, und dann wird weiter gelobt, bis ein weiteres, höheres Ziel erklommen wird und die ganze Sippſchaft in eine Art ſelbſtgefälligen Rauſch verfällt, in welchem ſie freilich das Lachen der übrigen Welt nicht hören, das Grinſen der Nichtbethei-

ligten und Betheilten nicht sehen kann. Immer wieder fällt mir hiebei die Geschichte von dem polnischen Juden ein, der, als man ihm die ewige Trunkenheit vorwarf, ganz ernstlich sich entschuldigte und aufrichtig versicherte, daß er stets nur ein Glas trinke. Nach dem einen Glas sei er ein anderer Mensch, und der andere Mensch verlangt dann wieder ein Glas u. s. w. Endlich wird der Rausch fertig.

Man muß zu solchen Dingen nur starke Nerven besitzen, um es auszuhalten und sich über vieles Andere hinwegzusetzen. Etwa wie Graf Golejewski, der sich vor der, die polnischen Abgeordneten in Lemberg bedrohenden, Katzenmusik nicht fürchtete und den demokratischen Landeskindern Galiziens die Stunde wissen ließ, um welche er in Lemberg anzukommen gedenke. Man könnte diesen Mann für einen Helden halten, wenn die officiösen Blätter nicht versichert hätten, Herr Graf Golejewski sei darum so muthig, weil er ein „riesenstarker Mann und ein ausgezeichneter Duellant" sei. Ein merkwürdiger Herr, dieser baumstarke Graf, der das Mißtrauen seiner Wähler mit Knütteln und Pistolen dämpfen will. Der Herr Graf kann sich als Volksathlet in Komödienbuden zeigen, wie Murphy oder die Riesenweiblein, die in der Welt herumreisen, um sich für die Verdienste ihrer Erzeuger ein Entréegeld zahlen zu lassen. Wenn das ein Prototyp unserer liberalen Volkstribunen sein soll, dann wüßte man wenigstens, auf was sich das herrschende Regime stützt und woher die Macht eigentlich stammt. Feste Arme und Bajonnete sind schöne Sachen.

Schwärmerische Nachtgedanken.*)

13. Juli 1869.

91, 92, 93 .... saperlot, der Puls geht noch immer stark, 100 Schläge in der Minute! Es war aber auch ein Knall und so knapp vor der Nase! Wie solche Attentäter doch undelikat sind. Ich hatte kurz vorher in meinem Bureau, das sich, wie die k. k. Polizeidirektion weiß, gerade ihr gegenüber befindet, und aus welchem ich bei günstigem Wetter und wenn Militär vorüberzieht, mit einzelnen Aktuaren, Kommissären und anderen Wesen unserer modernen Vorsehung kokettire, die Wiener Zeitungen gelesen, mich darüber gefreut, wie sie über die böhmische Nation im Allgemeinen, die Führer derselben, die böhmischen Zeitungen, Meetings u. s. w. u. s. w. insbesondere schimpfen und sich ärgern, daß sie blau werden, hatte sodann das „Prager Abendblatt" zur Hand genommen und bin über demselben eingeschlafen. Gott weiß, wie lange ich mit dem „Abendblatte" in der Hand schlummerte, als mich plötzlich ein ungeheurer Knall aufschreckte und zum Fenster trieb. Einige Glasscherben klirrten auf dem Straßenpflaster, Polizeikommissäre liefen, Sicherheitswachmänner rannten auf die Gasse, unter mir wurde geschrieen und geflucht, kurz es

*) Bei Gelegenheit des Bombenattentates auf die Prager Polizeidirektion.

entwickelte sich ein geradezu gespensterhaftes Treiben. Ich packte mich bei der Nase, ich zwickte mich in die Wange und zog an meinem Schnurrbart, ob ich nicht etwa träume, ob nicht meine durch das „Abenblatt" aufgeregte Phantasie sich selbst Schreckgespenster vorzaubert; aber nein, ich fühlte meine Nase und den Schmerz in der Wange und kam zu der Ueberzeugung, daß ich wache und einer schrecklichen Geschichte gegenüber stehe, von deren Umfang und Wesen ich keine Ahnung hatte.

War ich verwundet, oder war ich in die Luft geflogen und schwebte gerade zwischen Mond und Sternen und der geliebten Erde? ich wußte es nicht; ich hörte nur die Worte: Bomben, Granaten, Kartätschen, Petarden und andere Zuckerpillen des Todes, ohne zu wissen, in welchen Zusammenhang ich diese Ausrufe mit mir, der Polizeidirektion und dem „Prager Abendblatte", an das ich mich noch immer klammerte, bringen soll. Hat Jemand ein Attentat gegen die „Politik", oder gegen die Polizeidirektion, gegen den Weinhändler oder den Kaffeesieder in der Nachbarschaft ausgeführt? Warum knallt es nach Mitternacht und was suchen die Polizeimänner? Ich stand einem Chaos gegenüber, und tappte vorsichtig zur Thüre hinaus, immer sorgfältig die Wände befühlend, ob sie nicht wanken, und die Treppen betastend, ob sie nicht Luft verspürten, mit mir einen Flug in die Kellerräume zu unternehm. Das „Abendblatt" hatte mich noch immer nicht verlassen.

Endlich war ich unten, endlich erfuhr ich, was vorge-

fallen, um mich schleunigst zurückzuziehen, damit ein verspäteter Bombensplitter nicht den Einfall hat, vielleicht nachträglich mit mir eine genauere Bekanntschaft anzuknüpfen. Etwas konfus im Kopfe langte ich auf meinem Zimmer an, um einer schrecklichen Ungewißheit zu verfallen. „Was wolltest Du mit der Bombe, sprich!“ deklamirte ich mir mit etwas gedämpfter Stimme vor, und da ich mir durchaus keine Antwort zu geben vermochte, so versank ich in eine abendblättliche Melancholie, um mir endlich zu gestehen, daß diese Erde wohl die schönste aller Welten sein mag, im Grunde genommen aber an einer entsetzlichen Unsicherheit laborire.

Meine Gedanken flogen nach Groß-Borowitz, jenem stillen, 1200 Klafter langen Dorfe zwischen dem Zvičin und Neu-Paka, wo (wie das „P. A.“ sagt) politisch ungebildete, in weiße, unschuldsfarbene Unterhosen gehüllte Bauern böhmische Turner und Sänger anfallen und ihren freundnachbarlichen Gefühlen durch lustiges Steinewerfen Ausdruck geben — was dem officiösen Blatte und seinen verfassungsfreundlichen Anhängern zufolge eine unschuldige Beschäftigung ist. Ich sah in nächtlichem Somnambulismus den anmuthigen Hügel bei Groß-Borowitz in silbernem Mondenschein erglänzen und darauf die weißen Elfen aus Borowitz in Unterhosen zierlich tanzen und die meetingsfrevelnden „Czechen“ aus Paka durch kleine allerliebste Späße necken, Scherze, die so rein und unschuldig waren, daß sie einem Turner bald den Schädel, und einem Sänger

bald ein Auge gekostet hätten, wodurch der čechische Turner höchstens nicht mehr turnen, und der čechische Sänger die Noten nur mit einem Auge hätte lesen können.

Und dann entwickelte sich vor mir wieder das finstere Josefsthal bei Laibach, über das sich rabenschwarze Wolken spannten, und aus dem Dickicht stürzten slovenische Bauern und warfen sich auf deutsche Turner, die gerade Friedenshymnen sangen und keilten und prügelten sie so lange, bis ein Slovene mausetodt auf die Erde fiel. Die slavische Rotte haute aus Racenhaß, aus pfäffischer Gesinnung und aufgehetzt von gewissenlosen Hetzern auf die armen Turner los, die mit Schalmeien an der Seite heimzogen nach Laibach — der deutschen Stadt, während die deutschen Bauern im mondbeschienenen Borowitz aus purem Scherze und um in die verfassungsglückselige Monotonie etwas Abwechslung zu bringen, die böhmischen Turner mit Steinchen bewarfen.

Und dann sah ich mich wieder auf einmal in einem Theater, wo eine ausgelassene Chansonettsängerin das Aeußerste in der Enthüllung anatomischer Geheimnisse producirte, und fühlte in einem Anfalle mir unerklärlicher Entrüstung meinen Mund sich spitzen und einen Entrüstungspfiff aus demselben fahren. In diesem Momente fuhren aber einige Sicherheitswachmänner, einen Kommissär an der Spitze, zwischen mich und den Pfiff und zogen mich trotz meines Sträubens und abgegebenen Paßextraktes fort in eine dunkle Zelle, in welcher ich mich innerlich freuen konnte,

daß die liberalen Gesetze der neuesten Aera die Chansonette-späße in Schutz nehmen und vor einer etwaigen Opposition durch Isolirung der „Excedenten" schützen.

Hu, wie ward mir auf einmal schauerlich zu Muthe. Also, wenn ich von einer explodirenden Bombe mit heiler Haut und bloß mit verdoppelten Pulsschlägen davon komme, werde ich von deutschen, freilich „politisch ungebildeten" Bauern gesteinigt, und wenn mir da nichts Menschliches passirt, arretirt mich ein Sicherheitswachmann flugs von der Straße oder dem Theater weg ..... oder die Wiener Journalisten und ihre Prager Complicen überschütten mich mit einer Schimpflohe.

O, es ist schön auf dieser Welt und namentlich in dem befreiten Oesterreich, und sicherlich wird es jeder Patriot süß finden, für's Vaterland zu sterben. Ob dieser Tod so süß ist, weiß man zwar nicht ganz gewiß, denn es hat dieses bisher noch keiner von den Verstorbenen bezeugt, sondern bloß die Hinterbliebenen haben es in gebundener und ungebundener Weise versichert, um die verschiedenen Helden zu einem eventuellen Todesgange zu ermuthigen ..... Bum!

Und ich erwachte nochmals, aber diesesmal nicht von einer neuen unartig fensterklirrenden Bombe, sondern von meinem Barbier geweckt, der mir die Neuigkeit mittheilte, daß die k. k. Statthalterei im Verein mit der k. k. Polizeidirektion einen Preis von 1000 Gulden auf die Ent-

deckung des Thäters ausgeschrieben hat. Ich gratulirte dem Bartkratzer zu dem immerhin möglichen Verdienst.

Gesundheitliches in ungesunder Zeit.

15. Juli 1869.

Es ist ein ewig Weh und Ach
So tausendfach
Aus einem Punkte zu kuriren.
Faust.

Mit Ausnahme einiger Verfassungsepidemien, die wie Scharlach, Blattern, Pocken u. s. w. nach glücklicher Heilung nichts als häßliche Flecke, Narben und entstellte Gesichter hinterlassen, haben wir glücklicherweise gegenwärtig keine grassirenden Krankheiten zu verzeichnen; nur hie und da bringt die amtliche „Prager Zeitung" Berichte über Menschen- und Viehseuchen von örtlicher Beschränkung, und dann über Visitationen und Inspektionsreisen des Landesmedicinalrathes Herrn Dr. Skoda, was aber um so weniger zu bedeuten hat, als es sich nur um schriftstellerische Versuche der Sanitätsabtheilung der k. k. Statthalterei handelt, die, wie alle übrigen Stellen und Behörden, an der Veröffentlichkeitsepidemie krankt. Solche Berichte müssen das gesunde Publikum um so mehr beruhigen, als zum Schlusse derselben stets mit Befriedigung hervorgehoben wird, daß

es dem Landesmedicinalrath gelungen ist, die Ursache der Krankheit zu ergründen; daß dies stets hinterdrein geschieht, kann nicht befremden, weil die P. T. Verstorbenen so unvorsichtig waren, sich von der Krankheit ohne besondere behördliche Anzeige befallen zu lassen. Es ist wirklich ein Glück für ein Land, wenn dessen medicinisches Oberhaupt, wie jener berühmte Quellenfinder, sofort die Quelle des Uebels zu finden weiß, denn die Kenntniß des Uebels oder seines Sitzes ist bereits halbe Heilung. Selbst das Erscheinen der obersten Sanitätsgewalt des Landes am Thatorte, nämlich jenem der Krankheit, genügt häufig schon, um das gefährliche Gespenst zu verjagen, wie das letzthin im hiesigen k. k. Landes- als Strafgerichte der Fall war, wo die Häftlinge vom Skorbut befallen waren, von diesem Uebel aber sofort nach der Inspektion des Herrn Dr. Skoda befreit wurden. Freilich gibt es verderbte und lasterhafte Menschen, welche die Genesung mehr dem verabreichten Essig, als der Erscheinung des Herrn Dr. Skoda zuschreiben wollen; wir können aber eine solche Verleumdung um so weniger gelten lassen, als sonst die politischen Häftlinge gar nicht krank geworden wären. Den eingesperrten Redakteuren wurde nämlich das Leben so sauer gemacht, daß diese Säure jene des Essigs mehr als ersetzte, wir müssen daher schon der Angabe Glauben schenken, daß die Inspektion des Herrn Landesmedicinalrathes den Skorbut vertrieben hat.

Jene verderbten und boshaften Menschen wollen aber

auch den anderen Angaben der „Prager Zeitung", d. h. der Sanitätsabtheiluug der k. k. Statthalterei, nicht Glauben ſchenken, ſo behaupten ſie, daß nicht die Pfütze es war, welche die letzte Epidemie in Hohenmauth veranlaßt und die der Herr Landesmedicinalrath entdeckt hatte, ſondern eine rothe Katze, welche der Nachtwächter der genannten Stadt auf ſeiner einſamen Wanderung bei Nacht in der Nähe des Kirchthurmes entdeckt haben will. Dieſe Leute ſind boshaft genug, zu behaupten, daß auch in anderen Städten und Bezirken Epidemien vorkamen, wo keine notoriſchen Pfützen zu entdecken waren, ſie verſuchen es ſogar, ſtatiſtiſch nachzuweiſen, daß bezüglich der Epidemien die Stadt Hohenmauth gegenüber den umliegenden Ortſchaften geradezu protegirt iſt. So herrſchte im Jahre 1859 in den Dörfern um Hohenmauth eine heftige und mörderiſche Ruhr (Dysenterie), welche die Gemeinheit hatte, Alles zu tödten, was von ihr befallen wurde; nur die Stadt Hohenmauth hatte, trotz der Pfütze, die nach Berichten von Augenzeugen ſchon damals ihren peſthauchenden Athem in die Luft geſendet, wenig von der Ruhr zu leiden. Im Jahre 1862 herrſchten in der Umgebung von Hohenmauth böſe Blattern, und in der Stadt kamen nur wenige leichtere Fälle vor. Im Jahre 1866 hatten wir bekanntlich in Böhmen einen ſchlimmen Gaſt, es herrſchte die Cholera, die tauſende Opfer gefordert hat, aber Leitomiſchl hatte mehr zu leiden, als Hohenmauth, trotz der wunderbaren Pfütze. Die Erfahrung zeigt ſogar, daß faſt alle Epide-

demien, die jene Gegend heimgesucht, in Hohenmauth viel gelinder auftraten, als in den benachbarten Städten und Bezirken, z. B. in Chrudim, Leitomischl, Polička u. s. w.

Diese wunderbare Pfütze liegt seit vielen Jahren unweit der Hohenmauther Stadtmauern malerisch eingebuchtet; sie lag bisher im Frieden, den Unken ein friedliches Asyl, bis das Genie des Herrn Landesmedicinalrathes sie aufgeschreckt und in ein höchst indecentes Verhältniß mit der in diesem Jahre vorgekommenen Blattern-Epidemie gebracht hat. So ist die arme Pfütze in's Gerede gekommen. Nach den vorgelegten Erfahrungen muß dieselbe als ein Glück für die Hohenmauther Bevölkerung betrachtet werden, denn sie mußte der Grund dafür sein, warum Hohenmauth weniger an Epidemien leidet, als die benachbarten Bezirke und Städte, die sich keiner solchen Verzierung zu erfreuen haben. Nach der Ansicht des Herrn Landesmedicinalrathes soll das Nachlassen oder Verschwinden der jetzigen Blattern-Epidemie in Hohenmauth mit den Verhältnissen dieser Pfütze in einem bestimmten Nexus stehen, und so sollte man, konsequenter Weise, das Wasser dieser Pfütze in Fiolen sammeln und verschicken. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß dieses Wasser beim Impfen weniger Nachtheiliges bringen könnte, als die gegenwärtigen Methoden, wo von kranken und besonders syphilitischen Individuen Impfstoff und Blut Anderen eingeimpft werden.

Oder sollte es in Hohenmauth doch die rothe Katze gewesen sein?

Wirklich hat der Landesmedicinalrath Dr. Skoda viel Glück beim Auffinden der Ursachen von Epidemien; wir erinnern z. B. an die Typhus-Epidemie im letzten Winter in den ärmlichen, überfüllten Wohnungen in der Josefstadt. Die Verhältnisse dieses Hauses sind jetzt nach dem Erlöschen der Epidemie dieselben, als vor deren Eintreten und wie vor Jahren, und dennoch ist der Typhus verschwunden. Die Sache muß wohl mit der Pfütze in Hohenmauth einige Aehnlichkeit haben, oder „es müßten wohl Gespenster sein". Jedenfalls wurden diese Verhältnisse dazu benutzt, um der böhmischen Stadtvertretung Eins zu versetzen.

Herr Dr. Skoda ist auch der Ansicht, daß Kontagien durch den Verkehr und somit namentlich mit der Eisenbahn verbreitet werden, und darum soll bei Ausbruch jeder Viehseuche der Viehtransport unterbrochen werden. Nun liegt aber Hohenmauth an der Eisenbahn, und dennoch die Pfütze?

Wir wollen uns von solchen schauerlichen Dingen, wie es Krankheiten sind, nicht weiter schrecken lassen, denn erstens kommen beinahe täglich Promotions-Unfälle vor, und zweitens ist Herr Dr. Skoda Landesmedicinalrath, der nach eingetretenem Falle die Ursache schon ergründen wird; wenn dann der Fall wieder eintritt, dann wird wieder ergründet. Mir kommt das immer so vor, als wenn nach dem Einsturzes eines Hauses eine Kommission dahin entsendet wurde, um die Ursache des Einsturzes zu ergründen. Ob diese Ergründung das Haus wieder aufbaut, oder die erschlagenen

Menſchen wieder belebt, ich weiß es nicht, ich will Herrn Dr. Skoda fragen. Vielleicht weiß er auch die Pfütze anzugeben, welcher wir gewiſſe Dinge in Oeſterreich und Böhmen verdanken.

Gedanken eines eingeſperrten Journaliſten.*)

1. Auguſt 1869.

Iſt das eine Hitze! Man möchte nach Sibirien laufen, wenn der Weg dahin nicht ſo beſchwerlich wäre, und man mich überhaupt laufen ließe. So eine Dominoparthie mit einem Eisbären iſt eigentlich gar nicht zu verachten, namentlich wenn Einem hier im Schatten der Schweiß über die Stirne läuft. Iſt das eine Gemeinheit von der Sonne! Da hat man mich eingeſperrt, damit ich mit Niemand verkehre und der Staatsanwalt und der Gefangenhausinſpektor und die Wache vor der Thüre geben Acht, daß kein Unberufener zu mir dringt, und trotzdem ſtiehlt ſich die Sonne durch die Fenſtergitter und treibt mir den Schweiß auf die Stirne und verwandelt meine Zelle in einen Glühofen, in dem man bei lebendigem Leibe gebraten wird.

Ach dieſe Hitze! 24° im Schatten; wer doch mit wäre

---

*) Als in Wien der deutſche Journaliſtentag tagte.

in der „Neuen Welt“ in Hitzing, wo sie sich ergehen, diese Kollegen aus Nord- und Süddeutschland und Wien, während ich hier sitze und schmachte und mich mit der Frage beschäftigte, ob die Schildkröte für die Erziehung ihrer Kinder eine konfessionelle oder eine konfusionelle Schule in Anspruch nimmt.

Merkwürdig, wie die Dinge auf Erden mitunter so ganz verschieden sind. In Wien tagt ein Journalistentag von lauter deutschen Journalisten, der Gemeinderath empfängt sie, die Kommune bewirthet sie und die Minister cajoliren ihnen. Auch wir in Prag haben einen Journalistentag von lauter böhmischen Journalisten, wir sind ihrer auch eine erkleckliche Zahl beisammen, freilich nicht freiwillig und ohne ermäßigte Fahrpreise, denn uns hat man ganz umsonst hierhergebracht und das Landesgericht hat uns empfangen, der Gefangenhausinspektor bewirthet uns und der Staatsanwalt sorgt für unsere Zerstreuung, indem er uns Urtheile vorliest.

Herr Gott, diese Hitze! wenn ich nur Wasser hätte, meinen Durst zu löschen.

Meine Kollegen in Wien löschen ihren Durst mit Champagner und Se. Excellenz Herr Dr. Giskra bringt einen Toast auf die Journalistik aus. Wasser! Wasser!

Das war eine schöne Rede von Herrn Dr. Giskra, Minister des Innern in den „übrigen Ländern“ Sr. Majestät.

„Und ich brauche wohl nicht Sie zu versichern, meine

Herren, daß ich mich freudig angemuthet fühle in einem Kreise von Männern, von denen ich weiß, daß sie es zum Lebensberufe gesetzt, mitzuarbeiten auf dem Wege der Aufklärung und geistigen Entwicklung, der Fortbildung freiheitlicher Institutionen, der Begründung und Sicherung der Wohlfahrt der Völker." Wie das doch schön gesagt ist! Wenn Se. Excellenz zu uns herüber käme, zu dem Journalistentag im hiesigen Landes- als Strafgerichte, der auch eine Filiale im Provincialstrafhause zu St. Wenzel hat, da würde er sich auch freudig angemuthet fühlen, in einem Kreise von Männern, die es sich zu ihrem Lebensberufe gemacht, mitzuarbeiten auf dem Wege für die Aufklärung und geistige Entwicklung des böhmischen Volkes, der Fortbildung dessen freiheitlicher Institutionen u. s. w. u. s. w.

Wasser! Wasser!

Se. Excellenz bedauerte sodann, daß er berufsmäßig nicht der Kamerad der Journalisten ist, „aber dessen kann er sie versichern, daß er von dem Augenblick, als er mündig geworden ist, in geistiger Genossenschaft mit jeder freien Bewegung auf dem Gebiete der Presse sich gefühlt hat." Nun, Se. Excellenz der Herr Minister braucht es nicht zu bedauern, daß er nicht „unser" Kamerad ist, sonst würde er auch hier sitzen. Wie lange er mündig ist, d. h. wie lange es her ist, daß er die Knabenhöschen ausgezogen hat, ist mir unbekannt; die weiße Hose mit der goldenen Borte trägt er erst anderthalb Jahre, das Gebiet endlich, auf dem wir uns bewegen, ist nicht sehr groß, meine Zelle mißt ge-

rade fünf Schritte, und wenn ich im Hofe spazieren geführt werde, so beträgt dies viermal so viel, also groß ist die freie Bewegung unserer Journalistik gerade nicht.

Und dann sagte Se. Excellenz weiter: „Die parlamentarische Regieeung muß sich hüten, sich der Presse zu verschließen, sie muß sie beobachten, ihr aufmerksam lauschen, sie erforschen, sie zu ergründen suchen und sie muß ihren Impulsen Rechnung tragen.“

Wie schön Se. Excellenz spricht! Die parlamentarische Regierung, der Se. Excellenz angehört, hat sich auch gehütet, sich uns zu verschließen, sie hat es aber auch nicht nothwendig gehabt, denn sie hat vorsichtshalber uns eingeschlossen; auch hat Herr Staatsanwalt Dr. Hlawatschek uns beobachtet, er hat uns belauscht und erforscht, und wie er uns ergründet hat, das beweist eben unser böhmischer Journalistentag, der weniger an Gründen als an Jahren zu leiden hat. Auch Rechnung wurde uns getragen, das weiß das städtische St. Bartholomäi-Armenhaus und die verfallenen Kautionen und die Rechnung hat gestimmt, denn nicht ein Kreuzer ist übrig geblieben.

Wasser! Wasser!

Und welche Ehre that Se. Excellenz der Journalistik an, wenn er zugestand, „daß die Presse in einem parlamentarisch geordneten Staate an dem Gange der öffentlichen Geschäfte einen großen Antheil nimmt, indem sie mit den Ministern ihre Thätigkeit theilt.“ Mein Gott, unser Antheil an den öffentlichen Geschäften ist, daß wir die Staats-

anwaltſchaft und das Landesgericht beſchäftigen; was endlich das Theilen mit den Miniſtern betrifft, ſo beſteht dies darin, daß ſie regieren und wir ſitzen, wenn ſie daher gerecht ſein wollten, ſo müßten zur Abwechslung einmal wir regieren und ſie ſitzen. Wie wäre das ſo ſchön, ſie könnten auf dieſe Art die freie Bewegung einer freien Preſſe aus dem Grunde kennen lernen.

Waſſer! Waſſer!

Se. Excellenz trank endlich den perlenden Champagner darauf, daß die Waffe der freien Preſſe nie roſte, daß ſie jederzeit der reine Ausdruck der öffentlichen Meinung ſei. Die öffentliche Meinung ſei ein Quell, und daß dieſer Quell reichlich fließe, ſei ſein Wunſch, und darauf hebe er ſein Glas und leere es auf das Sprudeln der öffentlichen Meinung. Excellenz hat gut reden von der Waffe, die nie roſten ſoll, und er ſcheint das ſo gut zu verſtehen, daß, wenn man die Waffe ſchmiert, dieſelbe nicht roſtet. Ich bin vorläufig auf einige Jahre ſchweren Kerkers eingeſperrt und wie es in ſolchem Falle mit dem Quell ausſieht, welcher der Ausdruck der öffentlichen Meinung ſein ſoll, will ich hier nicht unterſuchen, mir genügt die Ueberzeugung, wie Se. Excellenz von der Preſſe denkt. Es iſt ſehr heiß, und wenn ich Champagner hätte und nicht Eſſig, der mir den Skorbut vertreiben ſoll, ſo würde ich die Regierung leben laſſen, welche die Preſſe ſo hoch achtet, in ihr die Garantie für freiheitliche Entwicklung ſtaatlicher Inſtitutionen ſieht, ihr einen Antheil an den öffentlichen

Geschäften des Staates vindicirt, sie als Theilhaberin ihrer Macht und Verantwortlichkeit betrachtet — während wir, hier unserer Freiheit beraubt, bei einander sitzen und die Eisengitter betrachten können, welche eine hohe parlamentarische Regierung als Damm den Quell hingesetzt hat, welcher der Ausdruck der öffentlichen Meinung in Böhmen ist.

Die ausländischen Journalisten sollen nach diesem Toast den Wunsch geäußert haben, einen solchen Minister mitnehmen zu können; wir haben nichts dagegen, geben ihnen auch noch andere Excellenzen mit in den Kauf, sowie die Kerker, die sie in Böhmen mit den Gegnern ihres Systems gefüllt haben, wir geben ihnen ferner — — — — —

Draußen klingelt der Schlüsselbund des Kerkermeisters, der Schlüssel dreht sich im Schlosse, die Kerkerthüre knarrt, ich werde auf die Luft geführt, auf die Freiheit — wie in Oesterreich, ringsum vier hohe Mauern und ein Gefangenaufseher.

Ach Gott, wie ist es so heiß!

Frankfurter Tändeleien.

5. September 1869.

Die Umstände, unter denen man irgend Etwas zu lesen bekömmt, sind mitunter so demonstrativ, daß man sich un-

willkürlich des Lachens nicht enthalten kann. Da war ich z. B. am vergangenen Mittwoch in Frankfurt a. M., der alten deutschen Kaiserstadt und später die Residenz des selig in Bismarck entschlafenen deutschen Bundes, und war gerade aus dem Römer, dem Dome und der Paulskirche zurückgekehrt, als ich das „Frankfurter Journal" in die Hand nahm. Das sind nun freilich vier ziemlich heterogene Objekte: der „Römer", in dessen Kaisersaal ehemals die Wahl römisch-deutscher Kaiser und vor fünf Jahren Schmerling's größte That, der deutsche Fürstentag, stattfand; der Dom, in dem die Kurfürsten von Mainz die Kaiser krönten; die Paulskirche, in wecher im Jahre 1849 die deutsche National-Versammlung abgehalten wurde, und das „Frankfurter Journal", das nunmehr stillvergnügt in „preußischer Spitze" macht, und dennoch ging zufällig durch diese vier Dinge ein rother Faden, der sie ganz eigenthümlich zusammenknüpfte. Im Römersaale betrachtete ich das Bildniß Kaiser Josef II. unter anderen römisch-deutschen Titelkaisern; in der Paulskirche zeigte man mir den Sitz Nr. 158, auf dem Se. Excellenz der gegenwärtige innere Bürgerminister von Oesterreich, Herr Dr. Karl Giskra, in der deutschen National-Versammlung gesessen, und im „Frankfurter Journal" las ich den Toast, den letztgenannte Excellenz in Slavikovic in Mähren bei Gelegenheit des Festes, das man den Manen Josefs am 29. v. M. veranstaltete, auf die „Eintracht der Nationalitäten" ausgebracht hatte.

Ist das nicht lächerlich? diese Umstände nämlich.

Der alte Römersaal hat seine ehemalige Bestimmung verloren und dient gegenwärtig als Ausstellungslokalität für die Bilder verstorbener römisch-deutscher Majestäten, so wie jenes Sammtkissen, auf denen man ihnen die Krone entgegengetragen hatte; während in jenem Zimmer, in welchem einst die Berathung der Kurfürsten vor der Kaiserwahl stattfand, der Magistrat der königlich preußischen Stadt Frankfurt wöchentlich zwei Sitzungen abhält. Frankfurt selbst ist eine königlich preußische Stadt geworden, auf deren Amtslokalitäten der preußische Adler lustig seinen Schnabel erhebt, vor deren schwarz-weißen Schilderhäuschen eine Pickelhaube über dem Zündnadelgewehr erglänzt und die zum Wiesbadner Regimentsbezirke ihre königlich preußischen Landwehrleute stellt — eine Antwort auf den Schmerling'schen deutschen Fürstentag im Jahre 1864.

Die Paulskirche ist ihrer alten Bestimmung, dem protestantischen Gottesdienste, zurückgegeben worden, und an jener Stelle, wo einst die feurigen Reden für Völkerwohl und Völkerfreiheit in die Luft geblasen wurden, steht die Kanzel, die man gerade mit Blumen zierte, weil am nächsten Tag an derselben zwei Liebende zum ewigen Bunde verknüpft werden sollten. Der Kirchendiener, der mir für 24 Kreuzer die Eintheilung zeigte, welche bei der deutschen National-Versammlung getroffen war, machte mich besonders auf jene Plätze aufmerksam, wo sogenannte berühmte Männer gesessen sind, und zeigte mir auch Nr. 158 auf

der Linken, wo Herr Dr. Giskra Deutschland und die Völker mitretten half.

„Wer ist Herr Dr. Giskra?“ frug ich den liebenswürdigen Kirchendiener, der mir für 24 kr. rh. Frankfurter Währung von der National-Versammlung erzählte.

Der Mann sah mich betroffen an, als wollte er fragen: Woher ist der Mensch, daß er Giskra nicht kennt?

Ich bemerkte diese Frage, die sich höchst komisch auf der Naseweisheit meines Führers ausprägte und sagte: „Sie müssen entschuldigen, ich bin aus Hintertexas, wo die Gänse baarfuß laufen und die Staatsanwälte noch Feigenblätter vor ihrer Schamhaftigkeit tragen, und kenne die Verhältnisse dieses Landes nicht.“

Mein Kirchendiener lächelte mitleidig und erzählte mir, wie im Jahre 1849 ein junger, vollbärtiger Mann, Namens Dr. Karl Giskra, Advokaturskoncipient in Wien, auf Nr. 158 für die Freiheit und Souveränität der Völker gesprochen, wie er für den Föderativstaat Oesterreich geschwärmt, in dem jede Nationalität gleiches Recht und gleichen Schutz finden sollte, wie die Worte, aus tiefster Brust kommend, Flammenschwertern gleich, jedes einzelne einen tyrannischen Minister tödtete; wie dieser blonde, föderale Karl später unter eigenthümlichen Umständen Advokat in Brünn, dann Bürgermeister daselbst, später Präsident des Wiener Reichsrathes und mit jeder neuen Würde immer centralistischer wurde, und wie er endlich gegenwärtig Minister in Cisleithanien und der eigentliche Retter des armen

Oesterreich gewesen sei, dessen Militär von den Damen und Dienstmädchen in Frankfurt so sehr vermißt wird. Kurz, der Mann erzählte mir förmliche Wunder und Neuigkeiten von dem freiheitsliebenden Giskra, der im Jahre 1849 auf Nr. 158 so föderativ gesinnt war, und schloß seine Dythirambe mit den Worten: „Und den Mann kennen Sie nicht?“

„O ja, mein Lieber, ich kenne ihn, Sie aber nicht!“ war meine kurze Antwort, mehr sagen wollte ich nicht; warum sollte ich dem Kirchendiener in der Paulskirche seine Illusion über die österreichischen Volksmänner von ehemals rauben? Was schadet es, wenn der Kirchendiener von St. Paul in Frankfurt Herrn Dr. Giskra als einen wahren und wirklichen Volksminister bewundert?

Dann ging ich nach Hause, d. h. in's Hôtel d'Angleterre, nachdem ich Nr. 158 nochmals sorgfältig und das alte Weib besehen hatte, das sich zum Gottesdienste gerade darauf setzte, und nahm das „Frankfurter Journal“ zur Hand.

„Als Kind des Landes ergreife ich das Wort!“ so sprach Se. Excellenz der Minister Dr. Giskra, der seit 1849 älter und daher auch politischer geworden war; „nach langer Abwesenheit betrete ich den heimathlichen Boden,“ fuhr er rührend weiter fort und lobte die Loyalität der Mährer und den „Frieden und die Eintracht, die früher im Lande geherrscht habe“, ehe er Bürgerminister geworden war. Und

fort ging es in diesem Sinne, „eine brüderliche Eintracht der Nationalitäten in dem schönen Vaterlande.“ So berichtete das „Frankfurter Journal“, und weiter folgenden hochinteressanten Ausspruch: „Wenn ich auch augenblicklich mich nur in jener Sprache auszudrücken vermag, die mich meine Mutter gelehrt, so schlägt doch mein Herz nicht minder warm für die andere Nation, die in diesem Lande wohnt.“ Nun, dieser Herzschlag hat wirklich einen eigenthümlichen Rhythmus, seine Wärme für die andere Nation drückt sich durch namenlosen Druck — der freilich Wärme erzeugt, — durch Ausnahmszustände, Unterdrückung der Preßfreiheit und Maßregelungen der härtesten Art aus. Für diese Wärme und Liebe, die Se. Excellenz bisher der anderen Nation erwiesen hat, kann sich diese andere Nation bedanken und jammernd ausrufen: Herr Gott, beschütze mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden! Daß Herr Dr. Giskra aber nur seiner Mutter gedachte und der Sprache, die sie ihn gelehrt, ist natürlich, denn auf seinen Vater, den ehrsamen Strumpfwirker Jiskra in Böhmisch-Trübau, konnte er sich nicht berufen, dieser kannte die Muttersprache Sr. Excellenz des Herrn Dr. Giskra nicht und betete ganz ehrfurchtsvoll: D'rum preis' und lob' ich ohne Händ', das allerheiligste Saprament!

Ich aber ging nochmals hin zur Paulskirche in Frankfurt, um mir Nr. 158 anzuschauen, auf dem einst ein Volksredner gesessen, der wirklich für das Volk geglüht

hatte, der aber dann auf einem Ministerfauteuil Platz genommen, auf dem diese Gluth — erloschen ist.

Ich würde Nr. 158 in die Lotterie setzen, aber so hohe Nummern gibt's nicht in der kleinen Anstalt, die jährlich sieben Millionen Netto abwirft, und dann macht man mit derselben keinen Treffer, nicht einmal ein Ambo.

Endlich ging ich hin zum Monumente, das man dem Erfinder der Buchdruckerkunst, Gutenberg und seinen Genossen Fust und Schöffer, gestellt. Als böhmischer Journalist mußte ich diese Erfindung bedauern, weil ihr meine Kollegen das Asyl in Kriminal zu verdanken haben.

Nr. 158!

Staatsanwältliches.*)

12. September 1869.

„Hier muß der Beweis sein, meine Herren!" sagte der Herr Staatsanwalt Rapp, und wies dabei auf den Theil seines werthen Körpers, den ihm die Natur zum.... Cylindertragen gespendet hat — „und deshalb müssen Sie ihn verurtheilen, diesen Bösewicht und Missethäter, der da

---

*) Gelegentlich der Eröffnung der Schwurgerichtssession in Prag.

vor Ihnen steht, mit der hohen Regierung und der Staatsanwaltschaft, also auch mit mir, nicht zufrieden ist, und nebenbei die Holzschneiderei so wie das Geschäft betreibt, bei uns auch „Aufschneiden" zu wollen." Und er selbst stand da, wie ein junger Olympier, dem der Eifer für das Kriminal (?) schon das Gesicht geröthet und das Haar gebleicht hat, und das neue funkelnde Gold auf dem, solch' Geflimmer nicht gewöhnten, Rockkragen schoß Blitze, in Ermangelung anderer Lichteffekte, die der liebe Herrgott bisher der Staatsanwaltschaft noch nicht zur Verfügung gestellt hat.

„Hier muß der Beweis sein, meine Herren!" und er deutete mit seinem Zeigefinger auf den Kopf, als wollte er andeuten, daß daselbst mitunter auch was Anderes sein kann. Die Situation war malerisch, und ich bedauere, daß kein Photograph anwesend war, um dieselbe für alle Staatsanwälte, oder solche, die es werden wollen, zu verewigen. Durch diesen klassischen Ausspruch, daß „es hier muß sein sind", hat Herr Rapp nur zeigen wollen, daß er im Besitze jenes Apparates ist, den man gewöhnlich als den Sitz des Verstandes bezeichnet. Aber wie die Blume erst dann zum reizenden Kind der Natur wird, wenn sich mit der farbenprächtigen Krone auch der süße Duft verbindet, so ist auch der Staatsanwalt erst dann ein reizendes Glied der reichgesternten Diätenklassen, wenn sich mit dem Kopfe auch das Herz vereint. „Etwas muß der Mensch unter dem Nachtleibel haben," sagte der Matrose, als er dem Fischfräulein eine Liebeserklärung macht, und dabei zog er

eine Schnapsflasche hervor. Ich weiß nicht, ob Herr Rapp bei dieser Hitze auch ein Nachtleibel trägt, aber daß unter seiner Uniform auch ein Herz schlägt, das hat er deutlich bewiesen, dargethan durch die Liebe, die er zu Herrn J. S. Skrejšovsky zur Schau trug.

„Ich muß ihn haben, diesen Paradiesapfel meiner Seele, und geht er nicht willig, so brauchet Gewalt!" so tönte es, wie sanfter Sehnsuchtsdonner von den Lippen des Herrn Staatsanwaltes Rapp, und sein Oberkörper neigte sich hin zum hohen Gerichtshofe, als würde er im Geiste schon Herrn Skrejšovsky sehen und ihn umarmen wollen. Ich bin in Sachen der Liebe nicht unerfahren, und kann mir demnach auch das zarte Verhältniß erklären, das den als Staatsanwalt noch jugendlichen Herrn Rapp zu Herrn Skrejšovsky hinzieht, aber dieses Geständniß sonst heimlicher Gefühle hat mich tief gerührt, und ich konnte den Schmerz nicht begreifen, der sein Herz durchzuckte, als der hohe Gerichtshof auf das so heiß erbetene Stelldichein nicht eingehen wollte. Die Sehnsucht des liebenden Herrn Rapp war so groß, daß er selbst um Polizei bat, um die Flamme seines Herzens gestellig zu machen; sei es nun aber, daß die Herren Richter in einer gewissen moralischen Entrüstung die Seufzer platonischer Männerliebe nicht hören und zu keiner öffentliches Aergerniß bietenden Scene Anlaß geben wollten, sei es aus anderen Gründen — sie wiesen die flehentlichen Worte des Staatsanwaltes ab und beraubten denselben einer stillen Hoffnung, deren Nichterfüllung das ursprüng-

lich schon angenehm geröthete Gesicht des Herrn Rapp noch mehr röthete.

Ich fühlte seine Schmerzen und wenn ich denselben kein besonderes Gewicht beilegte, so ist das wohl nur dem verstockten Sinn des böhmischen Journalisten zu verdanken, der bei den Kränkungen des öffentlichen Anklägers dieselbe boshafte Schadenfreude empfindet, wie — nun meinetwegen wie der öffentliche Ankläger bei den Verurtheilungen oppositioneller Journalisten. Und Herr Rapp wurde nicht nur noch feuerrother, sondern auch noch fuchsteufelswilder als gewöhnlich, wenn er im Gerichtssaale steht, um wegen §. 65, begangen durch die Presse, zwei oder drei Jahre schweren Kerkers anzutragen. Diese Fuchsteufelswildheit war es auch, die ihn jenen Theil seines Körpers verwirren machte, auf welchen er früher mit seinem Zeigefinger hinwies und wo er den Beweis und die Logik hin haben wollte, denn auf einmal tönte aus seinem Munde eine Phrase, die, wenn sie eine Schweinsblase und mit Pulver gefüllt gewesen wäre, den ganzen pyramidalen Bau des bestehenden Unsinns in die Luft geschleudert hätte. „Das Verhältniß des Unterthans zum Herrscher ist das des Dieners zur Herrschaft" — aber Herr Rapp! wie konnten sie das Verhältniß der Völker mit dem eines Staatsanwaltes zum Minister verwechseln?

Nach solchen untrüglichen Zeichen innerlichen „Nichtzuhausseseins" konnten die übrigen pathetischen Ergießungen über die böhmische Opposition und die böhmische Jour-

nalistik nicht mehr befremden, sie hatten dasselbe Gewicht, wie die schwärmerische Bewunderung, die der ehrenwerthe Kollege Herr Dr. Hlawatschek für die böhmische Nation vor den böhmischen Geschworenen an den Tag legte, wie seine plötzlich entflammte Liebe zum schönen, böhmischen Vaterlande, die ihn wahrscheinlich brennen muß, weil ein altes Sprichwort sagt: Es ist keine Liebe so brennend heiß, als heimliche Liebe, von der Niemand, also auch nicht das böhmische Volk, irgend etwas nichts Gewisses ganz gewiß weiß.

Auch in einem anderen Punkte trafen sich die beiden Kollegen, denen die neue Aera so schöne goldene Krägen gebracht hat; nachdem sie nämlich ihr sanftestes Bitten an die hartgesessenen Geschworenen verschwendet, nachdem sie deren „bestes Wissen und Gewissen" aufgefordert und selbst die arme österreichische Freiheit, von der auch Niemand was weiß, inkommodirt hatten, verlegten sie sich auf's Handeln. Wenn schon nicht Verbrechen, so doch wenigstens Vergehen! so lautete der zärtliche Klingklang zum Ende des eifervollen Plaidirens, das sich ausnahm, wie das Abendläuten eines geborstenen Dorfglöckleins — nur Etwas, wenn es auch eine Kleinigkeit ist, damit diese fürchterlichen Journalisten nicht ganz leer ausgehen. Und die Geschworenen? Sie konnten bei ihrem „besten Wissen und Gewissen" den Herren Rapp und Hlawatschek den Gefallen nicht erweisen. — — — — —

Wie sich doch die Zeiten ändern! Früher standen sie da, wie die leibhaftigen Donnerer, jedes Wort ein Blitz,

der ſo einem armen Sünder auf der Anklagebank einige Monate einbrachte; auf ihrem Antlitze malte ſich Triumph und Siegesgewißheit — und ſo ein Herr Rapp oder Hlawatſchek machten ſich in dieſer Malerei ſehr gut — — jetzt aber ſtehen ſie da, ſchüchtern und ſelbſtverloren, wie der Soldat am aufgegebenen Poſten, ihre Worte finden keinen fruchtbaren Boden, wie früher, und klagend können ſie ausrufen: Das iſt meine Mina nicht!

„Und die Weiber ſangen gegen einander und ſpielten und ſprachen: Saul hat Tauſend geſchlagen, aber David zehn Tauſend.“ Samuel, Kap. 18.

So war es einſt, — jetzt können die Weiber nicht mehr ſo ſingen.

Mancherlei Gedanken.

26. September 1869.

Als ich noch ein kleiner Junge war und meine vornehmſte Beſchäftigung darin beſtand, in möglichſt kurzer Zeit meine Schuhe zu zerreißen und meine kurzen, weißgewaſchenen Höschen ſchmutzig zu machen, da war der Soldatenſtand mein höchſtes Ideal. Irgend ein Span aus der Küche mußte meinen Säbel bilden, aus einem Bogen Papier war bald ein Tſchako fabricirt, und wenn ich ſchon

keinen anderen Feind zu bekämpfen fand, da mußte die alte Katze daran, die hinter dem Ofen ihre Lagerstätte hatte und die ich dann mit meinem kurzen Seitengewehre so lange maltraitirte, bis ich die Festung erobert und die Katze von ihrem weichen Pfühl vertrieben hatte. Das ist so Knabenart. Und brachte mir gar mein Vater einen wirklichen Säbel aus silbernem Zinnblech und eine kleine Trommel mit, da hallte das Haus von meinen unterschiedlichen Exercitien, ich trommelte, daß sich das Hausgesinde die Ohren zuhielt, und haranguirte mit meinem stumpfen Säbel Tische und Bänke, bis eines oder das andere d'rauf ging. Ließ sich in unserer kleinen Stadt, die außer der Heerstraße lag, ein wirklicher Soldat blicken, so sah ich ihn für einen großen Mann an, und lief ihm, zur größten Besorgniß meiner Mutter, einige Straßen weit nach; ein „Korporal" war für mich ein höheres Wesen, und ein wirklicher Officier, mit Schleppsäbel und goldener Quaste ein wahrer Herrgott. Mein Wachen und Träumen war nur vom Soldatenstand erfüllt, und wenn unser schielender Polizeimann mit dem rostigen Säbel vorüberging, zog ich ehrerbietig die Mütze und war voll Bewunderung für ihn, wenn er muthig meine ehrenwerthen Kollegen, die Straßenjungen, auseinandertrieb. Als mich gar einst mein Vater in die Festung Josefstadt mitnahm und ich eine wirkliche Parade sah, mit Musik und Fahnen, und ein General in großer Uniform die lange Kolonne hinabritt, da war mein Herzchen ganz voll von der geschauten Pracht, und lange, lange ging

mir der prächtige Mann auf dem reichgezäumten Schimmel, mit den rothen Hosen und dem wallenden Federbusch nicht aus dem Kopfe. Das war eine schöne, glückliche Zeit.

Ich bin älter geworden und habe die alten Klassiker in meinen Schädel eintrichtern müssen und die Heldenthaten eines Miltiades und Perikles und habe sehr gelehrt in die Welt d'reingeschaut, immer aber blieb mir noch ein Faible für's Militär, immer sah ich noch mit Staunen zu einem General hinauf und war im Stande, stundenlang zu warten, um einen solchen Herrn zu Gesichte zu bekommen. Ein General war für mich, was für den Muselmann der Prophet, jede rothe Hose kündete mir einen Helden, jeder goldene Kragen zum Mindesten ein Napoleon an. Nun das ist freilich anders geworden, ich hörte von Generälen, die geschlagen wurden, von Generälen, die während einer Schlacht beim Champagner die Siegesnachricht erwarteten, um sich an die Spitze der im Triumphe zurückkehrenden Truppen zu stellen, ich hörte von Gyulai und anderen Geschlagenen und kam zur Einsicht, daß nicht jede rothe Hose einen Helden, nicht jeder wallende Federbusch ein militärisches Genie decken müsse, zum allerwenigsten nicht in Oesterreich. Aber das Eine dachte ich doch immer, daß ein General ein Kavalier, ein Soldat im edelsten Sinne des Wortes sein müsse, dem Gradheit und Biederkeit über Alles geht, der sich nicht um die Winkelzüge einer vertrockneten Bureaukratie kümmert, der vor Allem das Recht und den Bedrückten schützt, kein Unrecht und keine Kniffe

duldet und jede Intrigue und polizeiliche Hinterliſt mit ſoldatiſcher Energie entzweihaut.

So dachte ich als unerfahrener junger Menſch, ſo dachte ich, als meine kindiſche Neigung zum Soldatenſtand verloren gegangen war, ſo dachte ich ſelbſt, als ich zu berechnen verſtand, was eine Armee den Staat für Geld koſtet, welch' koſtbares Gut, welch' immenſe Kraft ſie ſeiner Entwicklung und ſeinem Aufſchwunge raubt. Ja, als verroſtete Bureaukraten unſer Land mit ihrer wunderbaren Handhabung des Geſetzes beglückten, als ſie die glücklichen „Unterthanen" mit allen möglichen Maßregelungen, Ueberwachungen, Ordonnanzen und all' den tauſend Nergeleien civiler Herrgötter quälten, da beneidete ich jene „Provinzen" des länderreichen Oeſterreichs, die ein General verwaltete, die ſich eines militäriſchen Statthalters erfreuten. Ich dachte eben, daß ſich ein General nie dazu hergeben wird, den Parteimann zu ſpielen; ich dachte, daß es einen General anwidern müſſe, ſich heute von dem Polizeirath rathen, morgen von jenem Hofrath befehlen zu laſſen, wie eine Geſchichte zu entſcheiden oder zu erledigen ſei. Ich dachte, daß ſich ein Soldat unmöglich dazu bequemen wird, die pfiffig ausgeſonnenen Winkelzüge eines juridiſchen Dromedars mit ſeinem Namen zu autoriſiren, oder gar die Exekutive für Dinge zu bilden, welche ein paar Bedientenſeelen für dieſe oder jene Excellenz ausgeſonnen und in's Leben gerufen haben.

Wie konnte ich mir auch ſo Etwas denken? Als ich

einmal so einem militärischen Gouverneur gegenüberstand und er mir mit der ganzen Würde eines Generals die Worte zurief: „Ich, mein Herr, stehe über den Parteien, ich werde mir das Recht suchen, und mir das Recht schützen, und werde Jeden, der gegen das Gesetz verstößt, mit der vollen Strenge dieses Gesetzes strafen!“ — da freilich konnte ich nicht denken, daß dieser General bei der Wahl keine Wahl hat, daß er das thun muß, was irgend ein ehrgeiziger Advokat oder kreuzschmerzenbefallener Manufakturenhändler, oder gar ein jugendlicher Lustspielabschreiber für gut findet, daß er, der offene Soldat, der chevalereske General, das Deckblatt für schlechten Tabak bilden wird, um eine scheinbar gute Cigarre zu fabriziren; da freilich konnte ich mir nicht denken, daß ein naseweiser Bursch in städtischen Aemtern mit dem Namen dieses Generals spielt, als wenn der General ein bloßer Kasinodiener wäre, den man gebrauchen kann, wie und wann man will; ich konnte mir nicht denken, daß sich ein hoher General dazu hergeben wird, sich von verschiedenen beförderungssüchtigen Beamten diktiren zu lassen, wie Gesetze auszulegen sind, um die öffentliche Meinung zu fälschen, wie gewisse Bezirkssatrapen zu kommandiren und zu leiten sind, um einen Kandidaten zu pouffiren, wie öffentliche Aufzüge mit Ansprachen zu verbieten sind, wie man endlich Versprechungen und Drohungen ertheilt, um eine wohltemperirte Stimmung der Bevölkerung hervorzubringen.

Kurzum, ich dachte mir, daß ein Soldat zu grad ist,

um sich selbst zum bloßen Zuschauer solcher Umtriebe und winkeliger Machinationen herzugeben, aber — der Mensch denkt und ein hohes Ministerium lenkt.

So kömmt man um seine besten Illusionen und ertappt sich nicht selten auf einem ganz unrichtigen Urtheil. Da habe ich beispielsweise von diesen sogenannten bewaffneten Bürgercorps die irrigsten Ansichten gehabt; ich dachte mir immer, daß es so eine leere Spielerei ist, die der großgewachsene Steuerzahler noch aus der Jugend mit hinübergenommen hat, und wenn ich so einen ehrenwerthen Schneider, Schuster oder Advokaten in der Uniform über die Gassen schreiten sah, wie er, die linke Hand am Säbel, mit der rechten ganz militärisch grüßte, da mußte ich immer lachen und kicherte in mich hinein und dachte: Du bist gerade so Soldat, wie ich ein Mufti oder wie Herr Studnička ein Volksvertreter. Und siehe da, wie habe ich mich geirrt! So ein Bürgersoldat, den ich immer für eine hübsche Sonntagsspielerei angesehen, resignirt auf seine Stellung, wenn man ihm zumuthet, etwas zu thun, was nicht recht ist, er gibt sofort seine hohe Würde und mit ihr ein hohes Einkommen ab, wenn man ihn zwingen will, die Hand dazu zu bieten, den Bürger und Steuerzahler in seinem Rechte zu beeinträchtigen, durch Verdrehen des Gesetzes die öffentliche Meinung zu fälschen und zu hintergehen. Diese Hand ist doch nicht gewöhnt den Säbel zu tragen und mit dem goldenen Portépée die höchsten Begriffe der Mannesehre zu verbinden, sie ist nicht gewöhnt, bei dem leisesten Angriff auf

diese Ehre an das rasselnde Schwert zu schlagen und blutige Statisfaktion zu fordern, und dennoch so viel Ehrgefühl, so viel Mannhaftigkeit und edlen Bürgersinn?

Ja, so ist es. Man lernt nie aus, immer wieder bringt das Leben neue Erfahrungen und neue Lehren, und wenn man was gelernt zu haben glaubt, und es giebt keine Geschworenen, so — — nun so kömmt man in's Kriminal.

— — — Schwatzt nicht so hochgelehrt,
Man weiß doch mehr, als was man selbst erfährt.
Ich wollt', ein Geist erwiese mir die Ehre,
Er sagte mir, was an der Sache wäre.

Barönliches.

7. November 1869.

Eine Ratte bös, hat schier
Euer Pergament gefressen;
Warum habt den Adel ihr
Nur auf Eselshaut besessen?

Kuriose Aufschrift! aber ich fühle mich so unendlich wohl, so riesig angeheimelt, daß ich eine kleine Kuriosität schon verantworten kann. Ich erwarte nämlich nichts Geringeres, als demnächst in den Adelstand erhoben zu werden, und ich werde das Unglück mit Würde tragen, so wie ich im Glücke nicht übermüthig war. Ich habe zwar keine

hunderttausend Gulden zu verschenken, aber ich bin auch kein Börsenspieler, und man wird daher vorläufig mit dem guten Willen vorlieb nehmen. Und der Adel wird mir ganz gut stehen, ich bin ziemlich gut gewachsen, könnte mit Anstand in einer Equipage sitzen, wenn ich ein solches Beförderungsmittel besäße, und spreche zur Noth ebenso gut deutsch, wie der Freiherr von Schey, oder der in Aussicht stehende Freiherr von Todesco, die neuesten Früchte auf dem Edelmannsbaume unseres Kaiserstaates.

Die Menschen werden immer unbescheidener. Früher begnügte man sich mit einem blinkenden Kreuze im Knopfloche, und wenn einer der „Handelnden" so glücklich war, einige Hundert Tausend „werth" zu werden, dann spendete er so lange nach rechts und links, bis zu dem Golde im Sacke sich das Gold im Knopfloch gesellte. Und er war glücklich.

Gott der Gerechte! Heute ist das ganz anders geworden. Seit wir in Oesterreich so glücklich sind, verfassungsmäßig Steuern zahlen zu dürfen, seit Cisleithanien unter dem Motto: „Liberal — bis zum Skandal!" regiert wird, hat sich eine Adelswuth in den besonders liberalen Kreisen entwickelt, wie sie gefährlicher kaum gedacht werden kann. Während man über den feudalen Adel schimpft, jeden Stammbaum, der mehr als sechszehn Zweige hat, als staatsgefährlich verdammt, kriecht man und bettelt so lange, bis man selbst in den — Adelsstand erhoben ist, und wir erleben das köstliche Schauspiel, daß riesige Demokraten,

Leute, die vom Volke gewählt wurden, um für das Volk und seine Rechte zu arbeiten und zu kämpfen, mit einem „Von" ihr demokratisches Wirken von einer hohen Regierung „gewürdigt" sehen. Einst, in grauen Zeiten, d. h. noch vor zehn oder fünfzehn Jahren, hat man sich über das ritterliche Volk der Magyaren lustig gemacht, weil dort jeder glückliche Besitzer von zehn Schweinen, resp. auch Säuen, ein Edelmann war, die Sache ist nun in Cisleithanien anders geworden; während drüben bloß die Schweinebesitzer adelig sind, sind hüben — — —

Während in Ungarn die Schweinebsitzer adelig sind, trachten es in Cisleithanien meist die rituellen Schweineverächter zu werden, und da heutzutage schon jeder ausgediente Steuereinnehmer, so er gründlich verfassungstreu war, in den amtlichen Adelsstand erhoben wird, begnügen sie sich nicht mehr mit dem „Von", sondern trachten, um es den Anderen vorzuthun, wenigstens Ritter oder Barone zu werden. Das klingt so schön: Herr Ritter von Wedeles oder Herr Baron Chaim Simches.

Es sind dies Leute vom Schlage jenes Hamburger Geldbrotzen, neben dem einst ein alter Herzog von Braunschweig inkognito im Kirchenstuhle stand. Der greise Fürst legte einen Gulden für den Klingelbeutel vor sich hin; um es ihm zuvorzuthun, placirte der Hamburger einen Dukaten auf den Bettisch; der Herzog erkannte seinen Pappenheimer und legte nun zwei Dukaten hin, und steigerte so seinen Nachbar bis auf zwölf Dukaten; als es nun klingelte, gab

der Herzog dem Gecken den Vortritt, der seine 12 Dukaten hinwarf, während der Herzog die seinen einsteckte und einen Gulden spendete. Und so machen es unsere Geldmenschen. Wird der eine „Herr von", so strebt der andere nach dem „Ritter", der dritte endlich nach dem Baron u. s. w.

Auf diese Weise haben wir in Wien ein ganz neues Adelsgeschlecht, und die Ritter Jonas von Königswarter, Ritter von Goldschmidt, Ritter von Todesco, Ritter von Wodianer, Ritter von Schey und andere Ritter oder Reiter wachsen wie die Pilze aus dem Boden und machen dieses Oesterreich zum erlauchtesten aller Länder. Der Wiener Börsenschranken hat kaum mehr einen bürgerlichen Namen aufzuweisen, und das ist es, was dieses Edelmannsthum in der komischesten, zugleich aber auch trübsten Weise charakterisirt. Nicht als ob irgend Jemand gegen den Adelsstand der Börsenmatadore was einzuwenden hätte, im Gegentheile, ihr Stamm ist viel älter, als jener manches Fürsten, dessen Ahne unser Gottfried von Bouillon als Kreuzfahrer nach Jerusalem gezogen ist und daselbst zum Ritter geschlagen wurde; aber der Umstand, daß der Reichthum, das Geld allein, schon zum Adelstande befähigt, macht diesen Gesellschaftsrang geradezu lustig.

Herr Ritter v. Schey wurde in den Freiherrnstand des österreichischen Kaiserstaates erhoben, und schwups schenkt Herr Ritter v. Todesco Einmalhunderttausend Gulden zu wohlthätigen Zwecken, um auch die freiherrliche Krone auf seinen Wagenschlag und die Knöpfe seiner Bedienten malen

lassen zu können. Der Herr Ritter von Todesco hätte es nicht vertragen können, daß sein Börsenkollege Schey Baron geworden ist, und um sich das Herzleid zu ersparen, brachte er ein Opfer und schenkte 100,000 fl. theils für arme Offiziere, theils für arme Stndenten. Ein Opfer? Nein, es ist kein Opfer! Herr Ritter von Todesco und all' die Ritter von der Börs' haben namenlose Summen durch den Börsenschwindel gewonnen, sie haben sich auf Kosten des arbeitenden Bürgers, Beamten und Gewerbsmannes Millionen auf Millionen erschwindelt, und nun geht Herr Ritter v. Todesco hin, und schenkt 100,000 fl. für arme Leute, um — nun um Baron zu werden! Ist das ein Opfer, wenn er für den hundertsten Theil seines Börsengewinnes sich die Freiherrnkrone kauft, gerade so, wie er sich ein Reitpferd oder eine Villa kaufen würde! Nun, „Er hat ihn schon!" die Wiener Zeitung hat es vorgestern berichtet.

Diese Leute waren immer prunksüchtig; so lange wir nicht so riesig liberal waren, schmückten sie ihren Körper mit funkelnden Brillanten und bedauerten nur, daß man bei uns nicht Nasenringe trägt und Goldstaub hinter den Nägeln, wie die Wilden. Jeder dieser vollgesottenen Goldsäcke pflanzte sich in der Oeffentlichkeit mit einer Miene hin, als wollte er fragen: He, was bin ich werth? Freilich konnte man ihn antworten, wie jener Arme, dem eine solche Frage von einem reichgeschmückten Herrn gestellt wurde. „Wie viel hältst Du mich werth?" frug der reiche Itzig.

„20,000 Gulden“ war die Antwort. „So viel koſten allein meine Brillanten“ ſprach höhniſch der Banquier. „Die habe ich ſchon mitgerechnet“, war die lakoniſche Antwort des „kleinen Mannes“. — Brillanten ziehen aber nicht mehr, die funkelnden Dinger kann ſich gegenwärtig jeder Gallopin anſchaffen, gerade ſo wie Equipagen, Paläſte und Maitreſſen, man biegt ſich daher zu ſolchen noch einen Ritters- oder Baronstitel bei. Der Beſitz heiligt, wer frägt am Ende heute noch darnach, wie er errungen wurde, und die Brotzen denken, wenn auch nicht lateiniſch, ſo doch anders: „Quid enim salvis, infamia nummis?“

Freilich wird ſich jetzt die Geſchichte auf der Wiener Börſe anders geſtalten; bald wird nicht mehr Chaim Simches oder Veit Hirſch Anglobank oder Wiener Bank für Springer oder Todesco ausbieten, ſondern Freiherr Chaim von Simches oder Veit Ritter von Hirſch werden für Baron von Springer oder Freiherrn von Todesco $^1/_8$ oder $^1/_4$ mehr verlangen oder billiger „geben“. Den Schlußzettel werden Freiherrnkronen ſchmücken und die „kleinen Leut'“ werden ſich von „Excellenzen“, die in der Contremine machen, beſchwindeln laſſen, während dies jetzt nur ganz gewöhnliche Börſenjobbers thun. Und dann wird das Gerücht verlauten, Freiherr Schmul von Reitzenſtein iſt „ausgeblieben“ und hat „plaite“ gemacht, oder Ritter von Blümele zahlt keine Differenzen, das iſt viel nobler, als wenn bloß Schmul Reitzenſtein inſolvent geworden wäre.

Und unten vor der Börs' werden die „Lakaien" des Freiherrn von Schmul warten und der Jäger des Herrn Baron Simches den Kutschschlag aufreißen, während ihre Chefs oben in Tramway haussirten und Omnibusaktien minirten. Die Equipagen der Barone fahren dann in's Hotel dieses oder jenes Ministers, Excellenz drückt ihnen, nicht den Equipagen, sondern den „Barons", tief gerührt die Hände und fühlt sich hochgeschmeichelt, während ein feudaler Graf draußen antichambriren muß, weil der Liberalismus die alten Formen und feudalen Geschlechter verachtet. Excellenzen nahmen dann Abends einen Thee bei dem Freiherrn von Simches.

Ich gönne den neuen Baronen das Thier, welches sie sich auf den Wagenschlag malen dürfen, es hat schon Mancher manche Bestie sein genannt; aber wo bleiben die Konsequenzen unseres Liberalismus, unseres Nivellirungssystems, das jeden Standesunterschied verwischen will. Es ist schließlich erklärlich, wenn man hervorragende Gelehrte, Staatsmänner, hochverdiente Beamte und Industrielle durch Verleihung des Adelsstandes auszeichnet, aber den Schwindel zu diplomiren? — — —

Als in Wien zu Anfang dieses Jahres der Rummel am Größten war, als sich jeder Börsenmäkler einen nichtnummerirten Fiaker und eine Loge im Theater hielt, da sagte der weise Ritter Jonas von Königswarter, der nur „koschr" ißt und das Schweinefleisch aus dem Grunde seines Herzens verachtet: „Was diese Leut' gewinnen, thut mir nicht leid,

denn das bekommen wir wieder, aber was sie auffressen, verfahren und verlumpen, ist verloren.“ O, weiser Daniel! auch Du wirst noch Baron werden!

Eingeschneit.

21. November 1869.

„Wer Unglück hat, der stolpert im Grase, fällt auf den Rücken und bricht sich die Nase!“ Da sitz ich nun, in in dem niederösterreichischen Städtchen Eggenburg, *) eingeschneit und eingeregnet und kann den Morast bewundern, der fußhoch auf der Straße liegt, hilflos dem Wetter und der Langweile preisgegeben. Gott soll mir helfen, die Eisenbahn kann es nicht. Ersterer ist überall, letztere aber geht vorläufig blos bis Eggenburg, wohin sie mich Mittags gebracht hat und wo ich warten muß, bis der Himmel sich aufhellt und die Luft sich beruhigt. Diese Luft, deren heftige Oppositon merkwürdiger Weise in diesen niederösterreichischen Bergen polizeilich noch nicht verboten, ja nicht einmal noch verfolgt wird, hat mich vom frühen Morgen gejagt und mir den kalten Regen in's Gesicht gepeitscht, bis ich matt und durchnäßt in dem kleinen Städtchen ankam,

---

*) in Niederösterreich.

wo ich den unglückseligen Entschluß faßte auszuruhen. In unglücklichen Stunden gebärt der Geist des Menschen Ideen, die er zu anderen Zeiten zu verantworten nicht in der Lage ist.

In Folge dieser unglücklichen Geburt und des heftigen, mit Schnee vermischten Regens stand ich rathlos am Perron des kleinen, aber netten Bahnhofes, und zerbrach mir den Kopf darüber, wie ich den Tag todtschlagen werde.

Ich zerbrach mir den Kopf ganz vergebens.

Das Unwetter versperrte jegliche Aussicht, die bei Sonnenschein gar nicht übel sein soll, ich beschäftigte mich demnach anfangs damit, die Lokomotive zu bewundern, die mich mit unglückseliger Hast hierher gebracht. Doch die Lokomotive war langweilig, sie hatte aufgehört zu pfeifen, und ich konnte mich selbst keinen friedenspolitischen und reichskanzlerischen Duseleien hingeben. Da fiel mein Blick auf eine verunglückte Statue, die hart am Bahnhofszaune aufgestellt war. Ich kannte den Heiligen nicht, der sich daselbst frommen Uebungen mit einem steinernen Frauenzimmer hingab, und konnte mich daher nur an seiner Beharrlichkeit stärken, welche den erhebenden Gefühlsäußerungen selbst bei stürmischem Wetter sich nicht entschlagen konnte.

In dichtem Nebel gehüllt lag Eggenburg zu meinen Füßen, ein schlechtes Lager, denn es war auf unergründlichem Morast gebettet. Das Städtchen ist alt, und wohlerhaltene Stadtmauern mit moosigem Greisenhaar sorgen dafür, daß der Geist der Neuzeit hier keinen Einzug hält. Was die alten Mauern zu verrichten nicht im Stande sind,

dafür sorgen die Jesuiten, die hier ihr warmes und sicheres Nest aufgeschlagen haben; es ist weitläufig dieses Nest und und weitaus das größte und schönste Gebäude des kleinen Ortes. Die frommen Söhne des ritterlichen Ignatius haben es stets verstanden, ihr schweres Amt der frommen und politischen Wühlhuberei mit Bequemlichkeit und behaglichem Lebenswandel zu verbinden. Man belehrte mich, daß die frommen Väter in diesem Städtchen sehr wohlthätig sind und die Humanität besonders durch neue Stricke zu alten Glocken und durch unterschiedliche Heilige bekunden, die sie an jede mögliche und unmögliche Ecke, zur Glaubensstärkung der Heerde, aufstellen lassen. Aus dieser Humanität stammt auch das Verhältniß zwischen dem mir unbekannten Heiligen und dem steinernen Frauenzimmer.

Die Eggenburger sind, wie nahezu alle Bewohner der deutschen Erbländer, fromme, fast bigotte Leute, auch sind sie gute Deutsche; schimpfen, wenn der Himmel regnet, und trinken viel Bier und viel schlechtes. Dabei nennen sie die „Czechen" ein Pfaffenvolk, wie es ein ehrbarer Philister in Eggenburg that, worauf er einem hochwürdigen Herrn die Hand küßte.

Solche Betrachtungen mußten mir den Nachmittag verkürzen, und ich sah mit Sehnsucht dem hereinbrechenden Abend entgegen, der mich die Langeweile verschlafen lassen sollte. Leider hatte ich mich auch dieses Mal verrechnet, denn ich hatte auf die deutsche Gemüthlichkeit und Sangeswuth vergessen. Als Gott im Zorn war, schuf er das

Institut der Gesangvereine, und ich kann es unserem „vaterländischen" Dichter, dem Hofrathe Karl Egon Ebert, nicht vergessen, daß er die Deutschen noch zum Singen aneiferte, indem er die Leier stimmte und zu derselben sang: Singe, wem Gesang gegeben! Es begründet dies offenbar das Vergehen der Störung der öffentlichen Ruhe, und es ist gut, daß der Herr Hofrath ein deutscher Dichter ist, sonst hätte ihn Herr Staatsanwalt Dr. Hlawatschek sicherlich dieses Vergehens angeklagt, der Substitut Herr Rapp hätte ein prachtvolles Plaidoyer zum Besten gegeben.

Ich sollte unter diesem ungestraften Vergehen schwer leiden. Es war Leopolditag und die deutschen Bürger von Eggenburg in feiertäglicher Stimmung. Das ist immer gefährlich, und zwar zunächst für die Ohren. Natürlich hat auch Eggenburg seinen Gesangverein, der wohl nach dem Bekenntnisse eines Mitgliedes an der Abwesenheit der Tenöre leidet, sonst aber sich eines Ueberflusses von Bässen erfreut. Dieser vom Standpunkte des Quartetts bedauerliche Umstand soll von einer großen Konsumtion des Bieres herrühren. Zum Unglück hatte der heil. Leopold noch andere Sangesbrüder aus der Umgegend herbeigeführt und sämmtliche vereinigten sich zur Ausübung der deutschen Gemüthlichkeit. Das Lokal hiezu war leider das Honorationszimmer des Gasthauses, in dem auch ich mich einlogirte und dessen Schild ich bei dem hohen Moraststande des Tages zu entziffern nicht in der Lage war. Unmittelbar anstoßend an meinem Schlafzimmer und nur getrennt von

einer spaltenreichen Thüre, durch welche der Lichtschein durchschimmerte, kneipten die Honoratioren.

Ich war mir der Gefahr gar nicht bewußt und gerade im Begriffe, mein gelangweiltes Haupt in's Bettkissen zu drücken, als ein heftiges Stuhlrücken und einige grüßende Bässe meine erste Ruhe aufscheuchten. Noch ahnte ich nicht die Größe des Unglücks und tröstete mich mit dem Horn des Nachtwächters, das wohl die Honoratioren zur staatsbürgerlichen Ruhe mahnen wird. Drinnen wurde indeß eine laute Konversation geführt. Ein benachbarter Sangesbruder erzählte „fesche" Stückchen von einem genialen Lumpen, einem gewissen „Ehnler Korl", den man in seinem Verein behufs der Tenorstimme fütterte, den aber seine tollen Streiche in die Dienste eines sanften Prälaten führten, welchen er eben wieder entwischt war; ein anderer schrie wieder vom „Hosner" und dem Volksschulgesetz, ein dritter endlich beleuchtete die Beziehungen, die Herr v. Beust, als auswärtiger Minister, zu den Odalisken des „Horems" unterhalten mußte, und so ging es in heiterem Durcheinander ohne End!

Aus dem Chaos edler Bierstimmen tönte hie und da der „Fiskra" und der „Herbst" und die traktamenten „Bokeser", bis man wieder auf die Gesangvereine zu sprechen kam, und das war mein Unglück. Eine unerklärliche Pause in dem gemüthlichen Plausch hatte mich in den Schlaf gedrückt, als ein unbeschreiblicher Lärm mich weckte. Die Sangeswuth war ausgebrochen und „das deutsche" „„Boter-

land“ “ brüllteaus fünfzehn Kehlen mit einer Gewalt, welche die wankende Bettstätte zittern machte. Ich sprang erschreckt in die Höhe, denn ich glaubte nicht anders, als daß in der Nähe ein Feuer ausgebrochen war, es waren aber bloß fünfzehn Bierbässe, die in fünfzehn verschiedenen Tonarten nach dem ganzen Deutschland verlangten, mit einer Dissonanz, die nur den 36 Landesvätern von ehemals zu vergleichen war. Leider sollte dieses Verlangen der ehrenwerthen Sangesbrüder kein entgiltiges sein, denn sie forderten noch den Rhein und den Main und alles Wasser, das auf deutschem Boden fließt, und als sie das Alles hatten, da wurden sie sentimental und sangen „den schönen Wald“ und die „lustigen Kohlenbrenner“ und Gott weiß was Alles noch.

Ich wand mich qualvoll auf meinem Bette, der Federpolster wurde mir zur Folterstätte und um meine schlaftrunkenen Augen tanzte das deutsche Vaterland und der Rhein und der Kohlenbrenner und all' die tausend gebrüllten Wünsche von deutscher Einheit, Brüderlichkeit und Männlichkeit. Was hatte ich verbrochen, um solche Qualen erdulden zu müssen? ich hätte ihnen das ganze deutsche Vaterland und die deutsche Einheit und Brüderlichkeit geschenkt und den Giskra und Herbst auch dazu gegeben, wenn sie Ruhe gegeben hätten; aber der gute Wille half nichts, sie gaben sich weiter der Ausübung deutscher Gemüthlichkeit hin. Fünfzehn Bässe und kein Tenor und schlechtes Bier.

Mitternacht nahte und ging, das Kuhhorn und die Jesui-

tenuhr verkündeten die ersten Morgenstunden, und noch floh der Schlaf meine müden Augen, noch immer tönte das deutsche Vaterland und der Rhein und ich wälzte mich ruhelos im Bette. Zwischen Träumen und Wachen schweifte meine Phantasie nach allen Richtungen, erwischte da einen deutschen Sangesbruder, dort einen denselben schützenden Staatsanwalt, bis sie wieder bei dem unbekannten Heiligen anlangte, der unermüdet vor dem steinernen Frauenzimmer kniete und den man heute Morgens bekränzt hatte. Hier ging mir ein Licht auf. Es muß der heil. Leopold gewesen sein, der meine weltlichen Gedanken errathen und sich an dem Wenzelskinde gerächt hatte. So aber waren die Heiligen immer, sie konnten nie vertragen, daß man bei ihnen menschliche Gefühle voraussetzte und da ihnen zu jeder Zeit Wunder bereit waren, so waren sie auch stets in der angenehmen Lage, sich an den profanen Leuten zu rächen.

Sei es, daß der Heilige meine Reue gesehen, sei es, daß die sangeswüthigen, biederen Eggenburger und Umgegend müde wurden, kurz, beim nahen Morgengrauen gingen sie unter verschiedenen Hochs auseinander. Ich aber träumte vom heil. Leopold und von der schönen Bohemia und von dem Verhältniß, daß sich zwischen diesen beiden ehrenwerthen Persönlichkeiten in der Folge so unangenehm herausgebildet hatte.

Als ich des Morgens Eggenburg verließ, da bellten mich die Hunde an und ein altes Weib wand den Rosen-

kranz in ihren Händen. Ich gab ihr ein „Sechserl“ und sie schenkte mir hiefür eine tausendfache Anweisung auf den lieben Herrgott. Macht 100 Gulden österr. Währung.

Die Großherzogin von Gerolstein Nr. 2. *)

5. Dezember 1869.

Traurig-komisches Singspiel in zwei Akten und vorläufig ohne Schluß. Musik von Jaques Offenbach, dem Zweiten.

Personen: Kuhnerle, ein Minister.
General Bumbum, Statthalter u. s. w.
General Piffpaff, ein berühmter Stratege.
Herr Franz, ein Kadi.
Galgen, ein humoristischer Gentleman.
Boccheſio, ein lustiger Jüngling.

Soldaten, Aufständische, die aber nie gesehen werden, einige Mulis, sehr interessante, aber bedauernswerthe Geschöpfe; ein Hauptquartier, welches gestohlen werden kann,

---

*) Es gibt Dichtungen (wenn die Gerolsteinerin eine solche genannt werden darf), die mitunter geradezu treffend auf die Situationen der Gegenwart passen; so auch die vorliegende interessante Großherzogin. Wenn ich verschiedene Momente derselben benütze, so geschieht es nur, um gewisse kopflose „Heroen“ der Jetztzeit zu persifliren, keineswegs aber, um unserer tapferen, nicht selten bedauernswürdigen Armee nahe zu treten. Ich bemerke dies ausdrücklich, um jedes ungerechtfertigte Aergerniß zu vermeiden. Anm. des Verfassers.

Nebel, Regen und andere Erscheinungen. Weiber kommen keine vor, weil ein Theil erschossen wurde und der andere sich fürchtet. Ort der Handlung: da und dort, sehr veränderlich, endlich am Meeresstrand.

Erster Akt.

Herr Franz, ein Kadi; von Natur aus ein guthmüthiger Mensch, durch die Praxis aber etwas vernachlässigt. In der geschwellten Brust wohnt Wohlwollen und Poesie, der übrigen Bestandtheileile nicht zu gedenken, außerdem ist er ein Schulkollege des innern Ministers, was mitunter gar nicht zu verschmähen sein soll. Seiner Staatsweisheit ist es gelungen, die ihm unterstehendenden Unterthanen und „Falken der Berge" zum Aufstande zu bringen, wofür ihm der Titel eines Ober-Kadi gar nicht ausbleiben kann. Da sich, aus purer Sympathie, die ihm anvertrauten Landeskinder etwas zu sehr an ihn herandrängen, so ersucht er um militärischen Beistand, und das ist der Moment wo die Ouvertüre beginnt. Der Vorhang rauscht in die Höhe und zeigt eine heitere Landschaft, über welche eventuell die Sonne scheinen kann, ist aber nicht unumgänglich nothwendig. Sollte die Sonne aber wirklich scheinen, so würden in ihren Strahlen einige tausend Hinterlader erglänzen können. Die dazu gehörigen Soldaten stimmen, wie üblich, folgenden Chor an:

Wir folgen der Ehre mächtigem Drange,
Doch dieser Krieg er währet nicht lange;
Es sind nur ein paar miserable Rebellen,

Für den gehobelten Galgen richtig zu stellen.
Die Hinterlader frisch fabricirt,
Werden an ihnen nun amtlich probirt!
Ha, ha!

Im Hintergrunde der Scene erscheint General Bumbum in großer Uniform mit einem riesigen Federbusch auf dem Hut. Die Soldaten präsentiren und Bumbum läßt folgendes Couplet los:

Reit ich auf meinem Muli
Stracks in den Krieg,
Erring' ich im Schlachtgetümmel
Immer den Sieg.
Ha, die Rebellen zittern
Vor meinem Muth,
Wenn sie den Federbusch wittern
Auf meinem Hut.
Ha, piff, paff, puff, die da drum,
Bin ich der General Bumbum.

Ich will mit Lorbeern krönen
Mein edles Haupt,
Hat jenes kleine Ländchen
Erst meinen Kopf geschaut.
Ja jeder Bergessohn sich beuget
Vor mir demüthiglich,
Denn wo mein Federbusch sich zeiget
Da sieg ich sicherlich.
Ha, piff, paff, puff, die da drum
Bin ich der General Bumbum.

Die Soldaten bringen kein Hoch aus.

Bumbum: Aber, meine Kinder, warum kein Hoch? Das Hoch höre ich so gern, es kann gar nicht hoch genug sein.

Darauf verändert sich die Scene. Große Gebirgslandschaft; im Vordergrund das Meer, im Hintergrund zerklüftete Felsen. Bumbum und seine Armee treten auf, allgemeine Schießerei mit Raketenfeuer. General Bumbum wird mit seiner Armee geschlagen. Das Schlachtfeld bedecken abgeschnittene Ohren und Nasen.

Boccheſio tritt auf und ſingt:

Das iſt der Nebel, der Nebel, der Nebel,
Das iſt der Nebel, der ſchon einmal deinen Vater ſchlug!

Ein genommenes Fort ſieht wehmüthig auf die Schaar der Abziehenden. Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt.

Dieſelbe Gebirgslandſchaft, nur näher am Meere; die Landſchaft iſt maleriſcher geworden, da ſtatt der fehlenden Bäume zahlreiche Galgen, aus friſchem gehobelten Holze aufgeführt ſind, die, trotz der bereits vorgerückten Jahreszeit zum Abfallen reife Früchte tragen. Die pacificirte Gegend zeigt rauchende Trümmer in den Grund geſchoſſener Dörfer, zwiſchen denen bleiche Steuerzahler herumwandeln.

Im Vordergrunde erſcheinen Miniſter Kuhnerle, General Bumbum, General Piffpaff und Kadi Franz.

Miniſter Kuhnerle: Nun, da wir leider von den paar hundert Rebellen geſchlagen ſind, wollen wir den Kriegsplan des General Bumbum prüfen. General, entwickeln Sie Ihren geheimen Plan.

General Bumbum: Die Armee darf nicht zerſplittert werden, ſie muß beiſammen bleiben; man marſchirt gerade aus, die Berge hinauf, auf den Feind los, ſucht ihn, wo man ihn findet, und haut drein, was man kann.

General Piffpaff: Das iſt zu dumm.

General Bumbum: Wie können Sie ſich unterſtehen?

Miniſter Kuhnerle: Ruhig, ruhig, meine Herren! was

haben Sie einzuwenden. General Piffpaff, können Sie uns einen andern geheimen Plan vorlegen?

General Piffpaff: Gewiß. Ich lag schon als Lieutenant zwei Monate hier in Garnison, also muß ich es besser wissen. (Er breitet eine Landkarte vor sich aus.) Mein Plan ist ganz einfach, ich theile meine Armee in drei Corps.

Kadi Franz: Sehr gut!

General Piffpaff: Das erste Corps marschirt rechts.

Miniſte Kuhnerle: Sehr gut!

General Piffpaff: Das zweite Corps marschirt links.

Kadi Franz: Ausgezeichnet!

General Piffpaff: Das dritte hingegen in der Mitte gerade aus.

Minſter Kuhnerle: Superbe!

General Piffpaff: So marschiren diese drei Corps so lange fort, bis sie in der Mitte zusammenkommen. Auf diesem Punkte muß der Feind stehen. Er wird angegriffen und muß sich schlagen lassen. Das ist der geheime Plan!

Miniſter Kuhnerle: Sehr gut! Der Plan gefällt mir. General Piffpaff Sie werden ihn ausführen.

Der Kriegsrath geht auseinander. Die verstärkte Armee rückt wieder vor, mit General Piffpaff im Hintergrunde. Leider ist das Resultat dasselbe; von vorn wird die Armee geschlagen, rückwärts wäre beinahe der General mit seinem Stab gefangen worden, wenn der lustige Boccheſio nicht lieber die beladenen Muli, als seine unbeladene Kollegen nehmen würde. Die Muli ziehen sich wehmüthig zurück,

Piffpaff aber greift an ſeine beiden Ohren, ob dieſelben noch vorhanden ſind.

Chor: Das iſt der Regen, der Regen, der Regen,
Das iſt der Regen, der einſt meinen Vater ſchlug!

Miniſter Kuhnerle tritt ebenfalls betrübt vor und beweint die Mulis.

General Piffpaff kommt ſich zu rechtfertigen:

Nun Herr, da bin ich zurück,
Jetzt hab' die Geſchichte ich dick,
Sie ſchicken zum Krieg mich hinaus,
Und komm' in ſo gräßlichem Zuſtand nach Haus.
Der Säbel an Ehren ſo reich,
Einem Stoppelzieher ſieht er jetzt gleich.
Sapperlot, Sapperlot, es iſt ein Skandal
Für mich als Chef=General!

Großer dramatiſcher Schlußeffekt: die Generäle ſtehen betroffen, der junge Bocchesio lächelt, die Muſik ſtimmt einen Trauermarſch an.

Kuhnerle betrachtet wehmüthig Bumbum und Piffpaff und ſpricht mit der Großherzogin Gerolſtein Nr. 1:

„Was ſoll ich thun? Wenn man den nicht hat, den man liebt, muß man den lieben den man hat.“

Armes Gerolſtein!

Ministerielles.

[illegible] Dezember 1866.

Als im Jahre 1848 ein frischer Luftbauch über die Stoppelfelder europäischer Politik blies und ein wenig mit Fürstenstühlen wackelte, da wurde es auch dem Herzog von Altenburg etwas unangenehm auf seinem monarchischen Sesselchen. Er packte demnach das Fürstenhütchen und die dazu gehörigen Gelder in die nothwendigen Koffer, warf Purpur und Hermelin in die Ecke, zog eine Schlafmütze über die Ohren und einen Civilrock über die fürstliche Brust und wollte reisen. Als die ehrenwerthen Altenburger Bauern dieses rührende Vorhaben ihres Landesvaters entdeckten, packten sie hochdenselben nach Altenburger Bauernart bei den Schößen und riefen: „Hier bleiben, hier bleiben!" Der so gefangene Landesvater frug natürlich, überrascht von dieser plötzlichen Liebe seiner revoltirenden Unterthanen, nach der Ursache dieser Beschränkung hochfürstlichen Selbstbestimmungsrechtes, als die Bauern auch rasch mit der Antwort bei der Hand waren. „Erst haben Sie uns Schulden gemacht, und dann wollen Sie fortlaufen? Abregieren, abregieren!" so lautete einstimmig das Votum der einfältigen Bauern und der Landesvater mußte nolens volens aus der Kutsche steigen, die Schlafmütze aus- und das Krönlein anziehen und weiter regieren.

Die Fabel aus dem Jahre 1848 wiederholt sich

bei uns in frappant ähnlicher Weise. Auch in Oesterreich geht, ganz wie im Völkerfrühlingsjahre 48, ein starker Luftzug, er weht aus den Sudeten und Karpaten, von den Alpen und dem Karst, kurz wo nur ein Windloch offen ist, pfeift es eisig und frisch zugleich heraus, und all' die Luftströme aus Böhmen und Galizien, aus Krain und Tirol, und endlich gar aus Dalmatien und der dazu gehörigen Bocca vereinigen sich zu einem artigen Sturm, der über die Flächen und Auen schnurstraks nach Wien braust. In Folge dessen wird unseren Ministern auch etwa unangenehm, die Fauteuils wackeln und die Portefeuilles zittern, und jeder neue Tag bringt die alte Geschichte, die immer neu bleibt, von der Demissionslust dieser oder jener Excellenz oder aller zusammen. Und da gibt es Leute, wie die Altenburger Bauern, welche die Excellenzen bei den Frackschößen packen und ihnen zurufen: „Habt Ihr uns in die Schlamastik gebracht, und wollt' nun durchbrennen? Abregieren! Abregieren!" und die Minister lassen sich bitten und an den Frackschößen mit den goldenen Krägen halten und — „regieren es ab", daß es Gott erbarme!

Nicht als ob das ganze Volk sie halten wollte, in Altenburg war es auch nicht so, sondern nur die Bauern dort und die Dezembristen hier wollen sie am Gehen hindern und verlangen das „Abregieren!" Das Volk als solches ist gar nicht lüstern nach ferneren Proben des Herrschertalentes unserer Excellenzen, aber unsere Regierungs-Bauern, die Herren Dr. Daubek, Kotz von Dobrz, irgend

ein Korb von Weidenheim, Waidele, Hanisch und andere Ritter schreien, „abregieren", weil sie sich in den Koth verfahren sehen, aus dem sie allein herauszuzappeln nicht im Stande sind.

Dieser gute Herzog von Altenburg! erst hat er sein Volk bedrückt und getreten, mit den Köpfen seiner Unterthanen Kegel gespielt und alle Neun geschoben, mit dem Scepter gefuchtelt und mit dem Donner gerasselt, und dann wollte er sich auf die Socken machen, und den Zorn seiner Unterthanen fürchtend, diese eines schönen Tages darüber nachdenken lassen, wie so ein Landesvater in Verstoß gerathen kann; aber die Altenburger Bauern sind kluge Leute und dachten, daß sie vom alten Haustyrannen so nichts zurückbekommen, daher er seine Schuld „abregieren" müsse. So wurde der Herzog Landesvater wider Willen.

Auch unsere Minister waren und sind liebe Leute; nachdem sie zwei Jahre unter uns herumgefuchtelt und es endlich mit ihrer Freiheit in Böhmen zu Ausnahmszustand und Kriminal, in Dalmatien zu Kanonendonner und schön gehobelten Galgen gebracht haben, nachdem sie uns die Freiheit, wie sie zu Excellenzen avancirte emeritirte Volksmänner verstehen, genügend zu kosten gegeben, sich selbst aber in ein Labyrinth sich kreuzender konstitutioneller und absolutistischer Fäden gefangen haben, nachdem aus der Weihrauchschale ihres Triumphes das Blut gefallener Soldaten und österreichischer Staatsbürger geraucht, und jeder neue Tag neue schwere Anklagen gebracht, denen sie

als verblendete Parteileidenschaft, persönliche Eitelkeit und anderen Egoismus entgegenzusetzen haben: wollen sie es wie der Altenburger Herzog machen, der im Bewußtsein seiner Sünden vor dem ersten Freiheitslüftchen fortlaufen wollte und auch wirklich fortgelaufen wäre, wenn ihn seine Bauern nicht gepackt und zum „Abregieren" gezwungen hätten.

Auch die österreichischen Verfassungsbauern schreien „abregieren", nachdem die Minister fortlaufen und sie im Stiche lassen wollten, und die Armen müssen nun gegen ihren Willen Minister bleiben, bis sich unter ihren Augen die Situation in einer Weise geklärt hat, daß sie endlich, mit dem Ausdruck der Zufriedenheit und der ihren Mann nährenden Pension in der Tasche, vom Schauplatze ihrer Thätigkeit, die sie und die Mitwelt so erbärmlich getäuscht hat, unter entsprechender Feierlichkeit abtreten können.

So ein „Abregieren" — gleich bedeutend mit „Abwickeln" — ist keine gar so angenehme Sache, es ist so eine Art Strafe wie denn das Regieren überhaupt unter Umständen mehr Strafe als Vergnügen ist; wir müssen demnach in den verschiedenen Ministern, wie sie gegenwärtig bestehen, eine Eintheilung machen und unterscheiden in diesem Sinne: geborene Minister, Geschäftsminister, Strafminister u. dgl. Niemand wird daran zweifeln, daß gewisse Leute, in deren Windeln die neunzackige Krone eingestickt war, geborene Minister sind und aus ihren Knabenjahren schon die berechtigten Ansprüche auf ein Portefeuille zu er-

heben in der Lage [illegible]. [illegible] als Geschäft, etwa wie [illegible] Staatspapieren handelt, [illegible] fallen; die letzten endlich, [illegible] aus Strafe für sich [illegible] und verblendete Leute, [illegible] gemacht hat, und [illegible], oder einer Viehseuche [illegible] Kategorie richtet [illegible] Unheil an, als alle [illegible] zu bringen vermögen, es [illegible] „Abregieren" im Sinne der [illegible] ums Applaniren für [illegible] mit gewissen Leuten ausrufen: [illegible]

So wie man [illegible] zu so und so viel Jahren schweren [illegible] hat, sollte man jetzt abgewirthschaftete [illegible] Wochen (da die Jahre für die [illegible] zum Abregieren verurtheilen.

Ein [illegible] erläßt, nach denen seine Beamten [illegible] und Gendarmen unter den einzelnen [illegible] haben, der das Vereins- und Versammlungsrecht zu einer Blasphemie gewisser Grundrechte macht, der [illegible] für die Opposition Kanonen und Galgen in Bereitschaft hat, müßte wegen des Vergehens der Artikel I. über die Freiheiten des Volkes vom Jahre 1869 vor Christi, zum Portefeuille des Ministeriums

des Innern in der Dauer von sechs Wochen verurtheilt werden.

Ein Minister, der sich Staatsanwälte à la Dobl erzieht, welcher die Kriminalstrafen der Journalisten für eine Erholung von den Redaktionsstrapazen und zur Stärkung ihrer Gesundheit ansieht, müßte wegen des Vergehens der Aufreizung gegen die Würde der Menschheit und eine anerkannte Religionsgenossenschaft der Freiheit zum Justizminister — unter Geschwornengerichten in der Dauer von einem Jahre verurtheilt werden, damit er durch Aergerniß über die permanente Freisprechungen das ersetzt, was er an Vergnügungen über frühere Verurtheilungen empfunden hat.

Minister ferner, welche es durch ein weises Regieren dahin bringen, daß die Ordnung mit Kanonen und Galgen hergestellt werden muß, müßten wegen des Verbrechens des Todtschlags zu Kriegsministern und anderen Ministrationen verurtheilt werden, natürlich auf eine festbestimmte und nicht allzulange Zeit, damit die P. T. verehrlichen Völker mittlerweile nicht zu Grunde gehen. Man hätte dann Todtschlags-, Kriminal- und andere verbrechende Minister, und die ihnen aufdictirte Strafe wäre vielleicht empfindlicher als man im ersten Momente glauben würde.

In dem Sinne haben auch die Altenburger Bauern ihr Abregieren verstanden, und darum haben sie ihrem Landesvater wieder das Scepter in die Hand und die Krone auf den Kopf gesetzt, damit er das wieder abbüße, was er

früher verbrochen hatte. Leider ist es nicht ganz zweifellos, ob es dieselben Motive sind, die unsere Verfassungsbauern veranlassen, die Excellenzen beim Frackschoß zu halten, damit sie nicht davonlaufen; fast scheint es vielmehr, als ob sie es darauf abgesehen hätten, den jetzigen glücklichen Zustand noch weiter bestehen zu lassen. Für diesen Fall wäre es freilich besser, wenn sie die Herren in die Kalesche hineinließen, in welche sie sich sammt und sonders hineindrängen und die Bauern würden am Besten thun, wenn sich, behufs rascher Weiterbeförderung selbst einspannen und abfahren wollten. Orden, Titel, Adel und Verwaltungsrathsstellen haben sie, und was die Herren Minister selbst betrifft, brauchen sie keine Sorgen zu tragen. Börne versichert nämlich: Minister und Butterbrode fallen immer auf die geschmierte Seite.

Es fragt sich nur noch, ob ich mir das Citat recht gemerkt habe, und ob es statt „geschmiert" nicht „beschmiert" heißen soll. Was zu beweisen wäre.

Evoe Bacchus!

1. Januar 1870.

Evoe Bacchus!

Fünf Männer sitzen bei einander und feiern den Sylvester. Mit dem Becher in der Hand nehmen sie Abschied vom alten Jahre, mit dem Becher in der Hand wollen sie das neue begrüßen.

Es ſind alte Bekannte, dieſe fünf Männer, wenn ſie auch nicht immer lieb ſind und wenn wir auch auf ihre Bekanntſchaft gern verzichtet hätten. Es gibt aber Schickſale und Menſchen, denen man nicht ausweichen kann, und unſere Fünf ſind von ſolchem Kaliber, wo man hintritt, treten ſie Einem auf die Hühneraugen.

Dieſe Fünf ſitzen beiſammen, um die letzten Stunden des Jahres in ſcheinbarer Gemüthlichkeit und Harmonie zu verjuxen — luſtig gelebt und luſtig geſtorben! — Vor ſich hin haben die luſtigen Neujahrszecher eine Statue geſtellt, inwendig hohl, äußerlich glänzend, ein zerbrechliches Ding. Sie ſehen es als ihre Göttin an und nennen's Konſtitution. Im Dezember trocknet keine Lehmfigur.

Sie zechen luſtig in die Nacht hinein. Der Eine erzählt von einem kleinem Staate, wo er ein kleiner Mann war, und dann von einem großen Reiche, wo er ein großer Herr geworden. Der Andere ſingt ein heiteres Studentenlied aus einer freien Zeit, wo er noch ein freier Mann, von freiheitsglühenden Völkern bewundert wurde, aber nichts, gar nichts hatte, als die Ausſicht auf eine ewige Koncipientenſtelle; dabei ſpielte er mit dem blinkenden Kreuze, das, wie ein Halsband, an ſeinem Halſe hing und den Strick bedeutet, an dem gewiſſe freiheitliche Ideen erdroſſelt wurden. Der Dritte gedenkt der Zeit, wo er Strafrechtslehrer geweſen und freut ſich, daß er Strafrichter geworden und mit dem Schwerte der Gerechtigkeit alle Diejenigen treffen kann, die ſein Herz aus tiefſtem Grunde haßt. Der

Vierte schlägt die langen Beine übereinander und läßt die Pfaffen leben, die das Konkordat geschaffen haben, ohne welches sein Liberalismus so spindeldürr geblieben wäre, wie seine Beine; der Letzte endlich fächert sich frische Luft mit einem Sacktuche zu, in dessen Ecke eine Fürstenkrone gestickt ist. Er trinkt keinen Champagner, sondern einen Bittern, um sich den verdorbenen Magen einzurichten.

Der Zeiger der Uhr rückt vorwärts, noch eine kurze Umdrehung, und die letzte Stunde des alten Jahres ist verronnen, — die Zeit hat Geburtswehen.

Da erhebt sich der ehemalige Advokaturskonzipient mit der erdrosselten Freiheit um den Hals und hebt das Glas zu einem letzten Speech im alten Jahre.

„Meine lieben Kollegen!“ so ruft er, „wir müssen in der Scheidestunde des Jahres desselben freundlich gedenken, es hat uns wonnige Stunden gebracht, und selbst der sich verdüsternde Schluß hat sich aufgeheitert und mit Befriedigung können wir auf dasselbe zurückblicken. Ich speciell kann besonders zufrieden sein, ich habe gewirthschaftet, wie nur einer wirthschaften kann; große Versammlungen haben mich angebetet, wie das goldene Kalb, und die andern, die keine Kälber sein wollten, habe ich zu binden verstanden, daß sie sich nicht rühren können. Ich habe der Welt weiß gemacht, daß nur ich, ich allein die Freiheit personificire und übe, und daß, wer mich nicht will, auch die Freiheit nicht wolle, und daher zu Liebe der Freiheit geknebelt werden müsse. Und mit dieser Theorie meiner Freiheit bin

ich so weit gekommen, daß ich in einem Lande bald mehr Gensdarmen als Unterthanen, in dem andern mehr Galgen als Bocheſen haben werde. Vermöge meiner Gensdarmerie, Infanterie und Artillerie herrſcht überall die Ruhe eines Friedhofes, aus der hie und da der Unkenruf mediſanter Journaliſten auftönt und für die Beſeitigung dieſer Kreaturen ſorgt mein Kollege, der ehemalige Strafrechtslehrer. Erſcholl von irgend einer Seite ein Murren, ſo wußte ich deſſen peinliches Echo ſtets durch Freudengeſchrei von anderer Seite zu überlärmen, in Folge deſſen ſchallt jetzt mein Name, wie der eines Heilandes der Freiheit durch die Welt und wer mich nicht kennt, würde mich kaufen.

Doch darum kein Kümmerniß! Evoe Bacchus!“

Und es erhebt ſich der ehemalige Strafrechtslehrer mit grimmiger Miene, wie denn überhaupt die Rache — über ein geſtörtes Abendeſſen — aus allen ſeinen Zügen ſpricht, und ſagt: „Ich habe mich auch in dieſem Jahre blos mit Verurtheilungen und Einſperrungen beſchäftigt, man ſchafft ſich ſo die Oppoſition am Leichteſten vom Halſe. Leider iſt mir in der zweiten Jahreshälfte, in Folge der bedauerlichen Schwäche meiner Kollegen, die Otternbrut, das ćechiſche Journaliſtengezüchte entſchlüpft, das ſich nun an mir rächt, indem es ſich von ſeinen Mitbürgern permanent freiſprechen läßt; aber ich habe ſie beim Kragen, kann ich ſie nicht ins Kriminal bringen, ſo ſchleppe ich ſie vor's Bezirksgericht, und laſſe ſie ſo zahlen, daß ihnen der Athem ausgeht. Zum Glücke hockt eine kleine Armee noch hinter

Gitter und Riegel und die möge ihr Neujahrsfest beim ärarischen Gefangenhauswasser feiern. Ich trinke Champagner. Evoe Bachus!"

Und es erhebt sich der Dritte, der Mann aus dem kleinen Lande und hebt sein Glas und spricht: „Wenn es noch möglich wäre, daß ich wachse, so bin ich in diesem Jahre wieder gewachsen. Der Mann an der Spree ist krank und sitzt in Varzin, ich aber bin gesund und schreibe Noten trotz Auber und reise zum Sultan und zum Khedive, nach Florenz und Paris, bin überall und doch nirgends. Und während ich nach Außen hin agitire, kokettire ich im Innern bald mit dieser bald mit jener Partei, auf daß sie mich alle gleich lieben und ich in jedem Falle das bleibe, was ich durch Gott und Bismarck glücklicherweise geworden bin. Der rothe Frack, den ich geschaffen, ist zwar wieder abgeschafft, das wird aber auch hoffentlich noch mit anderen Dingen geschehen, die unter meiner Aegide inaugurirt wurden. Darum keine Feindschaft. Wenn ich hie und da gegen Euch, Ihr Freunde ein wenig intriguire, so geschieht es, weil ich Familie habe und ein Familienvater erst für sich, und dann erst für Andere sorgen muß."

Noch spricht der Mann mit dem fürstlichen Schnupftüchel und jener mit den konkordatlichen Beinen und immer wieder leeren sie die gefüllten Gläser und beräuchern sich und die Lehmfigur mit Weihrauch und anderen Redensarten, setzen sich Lorbeerkränze aufs Haupt und kleben sich Orden auf die Brust, als die zwölfte Stunde naht.

Die Uhr an der Wand geht im ruhigen Tik-tak weiter, als ob die Zeit unabhängig wäre von der Eintheilung, die ihr die Menschen gegeben. Tik-tak und die Glocke schlägt; das alte Jahr reißt sich rasselnd von der Erde und stürzt in die Unendlichkeit. Die lustigen Kollegen haben sich mit gefüllten Gläsern erhoben, da verfinstert sich das Gemach, es dampft aus der Erde und aus dem rauchenden Qualm steigt die Göttin des Reiches, an deren Sohle sich ein unwandelbares Glück fesseln sollte.

Mit zornsprühenden Augen naht sie den sich selbst bekränzenden Männern, stürzt mit wuchtiger Faust die Lehmfigur von ihrem Postamente und ruft mit donnernder Stimme: „Ihr Leute habt Euch blutig versündigt gegen mich; berufen, meine Völker zu regieren, habt Ihr meine besten Freunde von mir abgelenkt, mich der Liebe meiner Kinder beraubt. Statt der alten Götter habt Ihr einen neuen Götzen aufgestellt, voll grober Lüge und verderblichen Trug, und Gesetztafeln geschaffen, mit blinkenden Buchstaben aber trübem Gehalt. Ihr habt die Völker gebeugt und jene die nicht knieen wollten vor dem thönernen Bilde, habt Ihr gegeißelt bis auf's Blut, geknechtet wie willenlose Sklaven. Nicht mein, nur Euer Glück ist das Ziel Euerer Thaten, Euer Wohl das Streben Eurer Handlungen! Ihr habt Segen in Fluch gewandelt, mein eigen Glück mir abspenstig gemacht und feiert Bacchanalien auf den Trümmern zerstörten Wohlstandes, gekränkter Vaterlandsliebe — Fluch Euch und Eueren Thaten!“

Der Genius verschwindet, die Fünf liegen betäubt auf der Erde!

Der Morgen dämmert, sie wachen auf und fassen sich beim Kopfe. Mit scheuem Blicke sehen sie rings umher; da steht der Götze noch, den sie zertrümmert wähnten, da steht das Postament, auf das sie ihn gebettet hatten. Sie sehen ein, daß ein Traumbild sie geschreckt, werfen sich auf's Neue hin vor dem selbstgeschaffenen Gotte und rufen: Evoe Bacchus!

Evoe Bacchus schreien auch die Korybanten.

Der große Jaromir

oder

Dr. Vendelin Rzlha.

9. Jänner 1870.

Auf dem Hühnerhofe meiner Jugend lebte auch ein ehrenwerther Haushahn, der gegenüber seinen weiblichen Genossen den Hühnern eine durchaus würdevolle Haltung einnahm und seine männliche Würde ordentlich zu fühlen schien. Diesem edlen Pascha band mein knabenhafter Uebermuth einen buntfarbigen Papierbusch an den Schweif, und mein lieber Hahn schritt um so stolzer inmitten seiner eier-

legenden Odalisken umher, pickte ihnen um so energischer die Gerstenkörner von dem Schnabel weg, krähte um so ostensibler den heranbrechenden Tag an und dünkte sich in seiner aufgebundenen Schweifverzierung ein Fasan. Kikeriki!

Ein anderer Freund meiner Jugend war der große Hofhund ein biederes, treues Thier, das mit wahrer Hundeliebe zu mir aufschaute und seinen großen Kopf vertraulich in meinen Schooß legte. Diesem schweifwedelnden Jugendfreunde band ich ein Tuch nach Art eines Sattels um, und setzte mich auf den Rücken und ritt Parade. Der Hund wurde zusehends zuversichtlicher, er machte ganz eigenthümliche Sprünge und dünkte sich ein Reitpferd. Haff, Haff!

Ich selbst setzte mir bei dieser Gelegenheit einen Papierhut nach Art eines k. k. Generaltschako auf, und ersetzte den grünen wallenden Federbusch ebenfalls durch einen Büschel buntfarbiger Papierschnitzel, und ich dünkte mich, trotzdem ich keine rothe Hosen und nur einen hölzernen Säbel hatte, ein k. k. General. Bum, bum!

Kikeriki, Haff-haff, Bum, bum! waren lauter eingebildete Größen. Herr Dr. Vendelin Rziha, k. k. Landtagsabgeordneter und so weiter, spricht deutsch und dünkt sich ein Deutscher. Ei, ei! Mein Hahn war trotz des papiernen Schwanzes kein Fasan, mein Hund trotz des umgebundenen Tuches kein Reitpferd, ich selbst trotz des papiernen Hutes mit dem buntfarbigen Papierbüschel und trotz des hölzernen Säbels kein General, und Dr. Vendelin Rziha ist trotz seiner deutschen Sprache kein Deutscher. Das ist nicht zu

ändern. Dr. Vendelin Rziha war offenbar in der Wahl seiner Eltern unvorsichtig und wurde das Kind böhmischer Bauern. Die Armen!

Ein unglücklicher Zufall oder der Umstand, daß der herangewachsene Jüngling und Mann in seiner Nationalität, wegen Mangel an verschiedenen, sonst im Hirn sitzender Eigenschaften, keine hervorragende Rolle zu spielen fürchtete, brachte ihn in's deutsche Lager, dort spielt er sich auf die deutsche Koryphäe, wie mein Hahn auf den Fasan, mein Hund auf's Reitpferd und ich auf den General.

Es ist ein fürchterliches Gefühl, den Drang in der Brust zu haben und den Mangel an Fähigkeiten zu fühlen, diesen Drang zur That werden zu lassen; aber es ist das zunächst kein allgemeines Unglück, sondern wie Haymann Löwy sagt, ein Unglück für's Pferd. Dr. Vendelin Rziha wird von den Böhmen verlacht, von den Deutschen bedauert, und ist in der That zu bedauern. Um sein mangelndes Deutschthum vor seinen neuen Kollegen zu verdecken, ist er der wüthigste Cechenhasser, schlägt blindlings um sich herum und geberdet sich wie der Hausherr, der die Katze prügeln wollte, dabei aber die eigenen Spiegel und Tassen zerschlug.

So oft ich Herrn Vecko im deutschen Landestheater den urdeutschen Schwanenritter singen höre, muß ich lachen, nicht wegen des blonden Gelockes, womit der Theaterfriseur sein Haupt germanisch bedeckt, auch nicht wegen des blonden germanischen Vollbartes, sondern wegen der Ansprache, mit der er den als Schwan verkleideten Gottfried, Herzog von

Burgund, entläßt. „Leb' wohl, mein Schwan!“ singt Wagner's Ritter des heil. Gral; „leb wohl, mein Schwein“ klingt Wagner's Muse in Becko's Munde. Schwan und Schwein sind aber ganz verschiedene Thiere. Das Parterre lacht, die Gallerie lacht, die Baßgeigen im Orchester lachen, und ich thue dies auch.

So oft Herr Dr. Vendelin Rziha im Landtage spricht, kömmt so ein Beckoischer Schwan heraus, und die Abgeordneten lachen, die Gallerie lacht, die Karyatiden lachen und ich auch. Darob ärgert sich Dr. Vendelin Rziha und wird immer giftiger und redet immer mehr, was eigentlich am meisten zu bedauern ist. Zum Glück schadet das der Gesundheit unseres hochverehrten Vendelin nicht, er hat sich dabei ein Bäuchlein angemästet und ein rundes Gesicht beigebogen und ist ganz Germane. Du arme Germania! hast Du viele solche Freier?!

Aus allen diesen Gründen kann Hr. Dr. Vendelin Rziha keinem Böhmen in's Gesicht schauen, wenigstens versicherten mir ehrenwerthe Dickschädel, daß er ihrem festen Blicke stets auszuweichen pflegt und hinter seinen Brillen so thut, als wenn er auf der Erde, oder auf einer der beiden, zur rechten und zur linken Hand befindlichen, Seiten etwas suchen würde. Was er sucht, ist mir natürlich unbekannt, aber mir gefällt diese Ausweichung des Blickes, weil sie immer noch einen Funken von Gewissenhaftigkeit verräth. Aber Dr. Vendelin kann auch, wie ich im Landtage gesehen, keinem ehrlichen Deutschen gerade in's Gesicht schauen, und das ge-

fällt mir ebenfalls, weil es zeigt, daß er sich noch schämen kann. Und dazu hat er allen Grund.

Ein wirklicher Deutscher nämlich, der um seine Nationalität kämpft, der in seinem Wahne sich bedroht zu sehen, mit voller Energie ins Zeug geht, der wird sich, wenn auch nicht den Beifall, so doch die Achtung seiner Gegner erringen. Für was kämpft aber Dr. Vendelin Rziha? Auch für sein Deutschthum? er kann ja nicht deutsch! Nun kann wohl weiter das Wunder geschehen, daß sich ein Böhme dem gegenwärtigen Systeme zuneigt, dann wird er aber bloß für dieses und nicht gegen seine, die böhmische Nationalität, kämpfen, er wird nicht bei jeder Gelegenheit, alles Schamgefühles baar, seine eigene Nationalität schmähen, wie es dieser „Deutsche" Vendelin Rziha thut, der sich in öffentlichen Versammlungen hinstellt und gegen seine eigene Nationalität in wahrhaft schamloser Weise hetzt.

Dieser Hahn mit dem Papierschweif, dieser General mit dem hölzernen Säbel, dieser Gralsritter mit dem Beckoischen Schwan stellte sich nämlich am 21. Dec. v. J., als am Jahrestage der „Verfassung" hin vor die Budweiser Verfassungsfreunde und sprach: „Der Opposition in der Czamara muß auf eine entschiedene Weise entgegengetreten werden, die Opposition, die nicht einmal den Namen einer staatsrechtlichen verdient, die Fenier Oesterreichs, müssen niedergeworfen und unmöglich gemacht werden."

Wenn nach einem solchen Speech der große Vendelin nicht wenigstens den kleinen Leopold bekömmt, um sich ihn

auf die „deutsche" Brust zu heften, dann gibt es keine Gerechtigkeit mehr auf Erden, dann hat Undank auch in die Herzen der sonst dankbaren cisleithanischen Minister Einzug gehalten, dann fahre wohl Gelassenheit, cisleithanische Verfassungsfreundlichkeit und wie sonst noch weiter der große Karl Moor von Friedrich von Schiller behauptet. Warum soll Vendelin Rziha nicht Ritter werden? Kann man einen Hahn zum Kapauner, einen Hund zum Reitpferd und einen Knaben zum General machen, warum soll man nicht den Vendelin Rziha zum Ritter schlagen können. Auf die Gewalt der Schläge kömmt es nicht an. Herr Vendelin Rziha hat eine Zukunft, und wenn er sie nicht hat, so kann er sich sie kaufen, denn so viel trägt die Verfassungsfreundlichkeit noch. Ich bin überzeugt, daß er auch einen ruhigen Schlaf hat, und daß süße Träume vom kleinen Leopold und vom großen Ritterthum ihn umgaukeln, ihn umhüpfen und kitzeln, daß er im Schlafe lacht. Kikeriki, Haff-haff, Bum-bum!

Mehr fällt mir über diesen großen „deutschen" Mann nicht ein, und wenn das verehrte Publikum meinen sollte, daß bereits das Vorhergehende zu viel gewesen sei, so habe ich auch hiefür meine Entschuldigung. Ich weiß wohl, daß an Leuten, wie dieser Vendeln Rziha, die böhmische Nation weder etwas verloren, noch die deutsche etwas gewonnen hat; es ist aber gut, aus der Sorte solcher Exemplare ein wüthiges herauszureißen und den Hampelmann zu zeigen, der nach der Schnur sich bewegt und das Gesicht nach Kommando zu einer grinsenden Lache oder zu komischem Zorn

gestaltet. Heranwachsende Jünglinge sehen dann ein abschreckendes Beispiel und werden nicht wie dieser. Wüßte ich wenigstens, wie alt Bendelin ist, so würde ich diese Altershzahl in die Lotterie setzen und vielleicht ein Ambo machen, ein anderer Treffer ist so nicht zu riskiren.

O Becko, wo ist Dein Schwan!

Mein Hahn mit dem Papierwedel däuchte sich ein Fasan, Kikeriki; mein Hund mit dem Sattel ein Reitpferd, Haff-haff; ich selbst mit dem Papiertschako ein General, Bum-bum, und Dr. Bendelin mit seinem Deutsch ein Deutscher! Ei, ei!

Reichsräthliches.

6. Februar 1870.

Also Dr. Giskra, innerer Minister von Cisleithanien, beliebte verschiedene falsche Noten für echte Verfassungsscheine auszugeben; er verschwendete dabei eine Unmasse Pathos, versteckte die eine Hand zwischen dem Vorhemde und der Weste, und stemmte die andere in geballter Form auf den Tisch. Das war sehr malerisch, beinahe so schön, wie die von ihm versicherte Freiheit (so eben wird in unserer Druckerei der „Slovan“ konfiscirt) — kurz, er sah aus, wie ein Diktator, eigentlich ein Diktatorchen. —

Während er so stand und sprach, erschien Herr Dr. Herbst, Excellenz, und setzte sich neben seinen Kollegen Dr. Giskra. Er war gut aufgelegt, der Herr Dr. Herbst, Excellenz, denn er lächelte, und als sich Dr. Giskra niedersetzte und sich zu ihm hinüberneigte, da versuchte er sogar beifällig und verbindlich zu lächeln. Mir kam dies so vor, als wenn ein Faßbinder El Ole tanzen würde. Wie sie so neben einander saßen, sahen sie wie zwei Verliebte aus, wie „Romeo und Julie". Dr. Giskra war Romeo und Herbst Julie.

Zwei Minister, zwei Seelen, zwei Herzen, aber auch zwei Schläge, die einer gern dem andern appliciren würde. Sie lieben sich, wie zwei Leute, die sich gern beerben würden und von denen jeder auf den Tod des andern wartet; wie zwei Menschen, die einander im Wege stehen und die den frommen Wunsch für einander hegen: Staner soll Dir wachsen im Bauch!

Als die verwaisten Fünf einen Stiefvater, in Form eines cisleithanischen Ministerpräsidenten, suchten, da fiel Jemand auf den komischen Gedanken, Herrn Dr. Herbst für diesen Posten zu kandidiren, wahrscheinlich in der Meinung, daß sich derselbe zum Stiefvater der cisleithanischen Völker ganz besonders eignen würde. Kaum hatte aber Dr. Giskra, der selbst auf diesen erhabenen Posten rechnete, von dieser Kandidatur vernommen, als er auch wüthend ausrief: Niemals, Niemals, Niemals! Dieser Aufschrei ministerinnerlicher Entrüstung ist der imponirendste Beleg für die Versicherung des neuen Ministerpräsidenten

Hasner, daß nunmehr im Schooße des neuen Ministeriums vollkommenste Eintracht herrsche. Ja wohl, Niemals, Niemals! Und dieses dreifache Niemals! war auch der Grund, warum Plener provisorisches Haupt der Regierung wurde, wie ein blindes Huhn zum Korn kam.

Also Herbst setzte sich neben Giskra und beide thaten, als wenn sie sich unbändig lieb hätten, so etwa, wie man sich „zum Fressen gern hat". Excellenz Herbst kennen meine Leser schon, er ist er ist eine bekannte Figur aus der Versammlung am Fünfkirchenplatze, beliebt durch persönliche Grazie und durch gewinnende Herzensgüte. Nur sitzt er hier in Prag auf einem gewöhnlichen Deputirtensitz, während er in Wien auf einer Ministerbank Platz nimmt und sich dort mit der ganzen staatsmännischen Eleganz, die ihm so eigen ist, ausbreitet. Wenn sich der Küster meines Geburtsortes Sonntags einen Cylinder aufsetzte, so glaubte er der Pfarrer zu sein. Herr Dr. Herbst, den die Wiener Journale in ihrer verfassungsfreundlichen Complaisance mitunter auch den Großsiegelbewahrer taufen, hat seinerzeit von den ihm ergebenen Blättern so viel von seiner Liberalität und Freisinnigkeit zu lesen bekommen, daß er es schließlich selbst glaubt, wie die Gewohnheitslügner, die endlich ihre Phantasien selbst für Wahrheit halten. Es gibt wohl hie und da freche Menschen, die einer anderen Meinung sind, das sind jedoch bloß böhmische Zeitungsschreiber, die aus Wuth, weil sie so und so vielmal unter dem Großsiegelbewahrer oder Justizminister Herbst einge-

sperrt wurden, seine riesige Freisinnigkeit leugnen, aber solchen Leuten darf man nicht glauben.

Se. Excellenz ist auch durchaus nicht ehrgeizig, denn es mußte sich bekanntlich der damalige Ministerpräsident Auersperg I. fürchterlich anstrengen, ehe er ihn dazu vermochte, das Portefeuille der Gerechtigkeit in Cisleithanien zu übernehmen. Se. Excellenz flüchtete sich damals, im Jahre 1867, aus der Leopoldstadt bis — in die Rossau, um den ewigen Quälereien zu entgehen, und versteckte sich vor dem Verfolger Auersperg-Faust wie Gretchen im Garten; diese letztere ging aber doch in die Laube (siehe Göthe's „Faust": 3. Akt, Gartenscene), und so auch Gretchen-Herbst, denn wer kann solcher Liebe widerstehen? Als Lordrichter ist nun Herbst vollkommen objektiv, was das objektive Gerichtsverfahren betrifft, und ließ höchstens oppositionelle Journalisten einsperren, was ihm gewiß kein Verfassungsfreund übel nehmen wird. Gegen seine Freisinnigkeit ist also nichts einzuwenden, dieselbe steht vielmehr auf derselben Höhe, wie sein Talent als Gesetzgeber. Er hat zwar bisher blos die Gesetzentwürfe vor das Parlament gebracht, die einst der reaktionäre Komers oder Herr v. Hye ausgearbeitet haben; aber sind denn die Minister dazu da, um sich mit den Entwürfen von Gesetzen abzumühen? Das sind wieder nur solche konstitutionelle Mucken, wie sie Leute haben, die bloß Steuern zahlen und die nicht wissen, daß ein Justizminister genug zu thun hat mit Aufträgen an unabhängige Richter, mit Festessen und Casinosoupers, mit Ver-

trauensadressen, Streeruwitzeleien und anderem Verfassungsschwindel. Auch als Staatsmann ist Herbst gleich groß, er besitzt keine Leidenschaftlichkeit, als höchstens die, seine Gegner niederzuschmettern und zu zertreten, kein Vorurtheil, als das gegen nichtdeutsche Nationalitäten, keine Passion, als die zu herrschen und dieser Herrschaft einen eklatanten Ausdruck zu geben. Daß all' die prächtigen Eigenschaften nicht aus seinen etwas boshaft und höhnisch in die Welt blickenden Augen zu lesen sind, ist nicht seine Schuld, ebenso wenig als daß sein Exterieur nicht jene feineren Formen zeigt, die man an einem Minister nur ungern vermißt.

Ganz anders ist das natürlich bei seinem Nachbar, dem Herrn Hasner Ritter von Artha, da ist Alles geschliffen und ausgeglichen, er selbst ein einziges Lächeln, das von einem Ohr zum andern geht, und über die kleine Nase bis über die Brille hinübergleitet. Wo bei anderen Leuten der Kopf anfängt, da hören bei Dr. Ritter von Hasner, Excellenz, die Beine auf, er ist der Storch unter den Ministern und hat auch schon die Kleinen gebracht; das Banhänslein, aus dem nun der Banhans wurde, den ritterlichen Wagner und den „unbekant wo" von Stremayer. Während Herr Dr. Giskra erst reiten lernt, da er Minister ist und sich fester im Sattel dünkt, ist Herr Dr. von Hasner ein alter Reiter, nämlich Principienreiter; er ist Alles im Princip, daher auch freisinnig im Princip, d. h. nur im Princip und nicht in der Wirklichkeit. Zu was bedarf es auch der That, bei uns in Oesterreich sieht man nur auf die guten Vorsätze

um die Verwirklichung scheert sich der Teufel. Dr. Hasner Ritter v. Artha, nunmehriger wirklicher geheimer Rath und Ministerpräsident, betrachtet seine Umgebung im Abgeordnetenhause mit dem Auge des lachenden Philosophen, mit Behagen schlägt er die langen principiellen Beine über einander, mit Behagen streckt er den übrigen principiellen Leib in die Lehne, und den kleinen principiellen Kopf in die Ecke und läßt ruhig die plätschernden Wasser rieseln, die aus dem Munde der Volksvertreter hervorquellen. Der Vorwurf, daß er ein farbloser Mensch sei, ist unbegründet, er hat als Redakteur der „Prager Zeitung" die reaktionärsten Artikel geschrieben, sich dann unter Schmerling als Föderalist ein Mandat auf der Prager Altstadt zu erringen gewußt, um sich dann als „starrer" Centralist zu entpuppen, und betrachtet nun den Dualismus als Kaltwasserheilanstalt, deren Prießnitz er jetzt geworden. Als wenn die Völker Oesterreichs noch zu wenig kalte Sturzbäder genommen hätten. Da ist demnach keine Farblosigkeit, sondern Farbenspiel.

Ist Dr. von Hasner ein lachender Ritter, dann ist Dr. Brestel ein trauriger, eine wahre Jammergestalt. Dr. Brestel wurde vom Sekretär der Kreditanstalt zum Lordschatzkanzler des Reiches gemacht, man sagt, weil er rechnen kann. An Schönheit leidet dieser Kanzler nicht, im Gegentheile, die Hofdamen sollen bei den verschiedenen Thronreden Furcht wegen des zu erhoffenden Nachwuchses bekommen haben. Ich, für meinen Theil, hatte den Dr. Brestel für einen unversorgten Lehramtskandidaten gehalten, wenn er

nicht zufällig auf der Ministerbank säße. Er trägt sehr langes, ungelocktes Haar, ein breites Gesicht, eine etwas eingestülpte Nase und darauf eine Brille mit so schrecklich scharf geschliffenen Gläsern, daß es kein Wunder ist, wenn er den Wohlstand Oesterreichs für größer ansieht, als er wirklich ist. Die Wiener Blätter lieben es, ihn stets unsern „ehrlichen" Brestel zu nennen, welche Bezeichnung um so eigenthümlicher erscheint, als sie speziell bei Brestel betont, den anderen Ministern nicht sonderlich zukommen muß; warum würden sie ihn sonst gerade den „ehrlichen" nennen.

Wie gesagt, das ist nur so eine Ansicht. Da er nun weder ein schöner, noch ein besonder geistreicher, sondern bloß ein ehrlicher Mensch ist, so muß er ein financielles Genie sein, er hat dies bisher bloß durch eine besondere Erfindungsgabe im Ausschreiben neuer Steuern und durch einen ganz kleinen Staatsbankerott bekundet, solches hat aber auch Ignaz von Plener getroffen und ist dennoch nur Handelsminister geworden.

Was nützt mir der Mantel, wenn er nicht gerollt ist?

Wie sagte doch der Evangelist Lucä? „Da aber alles Volk zuhörte, sprach er zu seinen Jüngern: Hütet euch vor den Schriftgelehrten, die da wollen einher treten in langen Kleidern und lassen sich gern grüßen auf dem Markt und sitzen gern oben in den Schulen und über Tischen.

Sie fressen der Wittwen Häuser und wenden lange Gebete vor."

Die Reichsrathsjungfern.

12. Februar 1870.

Eigentlich kann ich nichts dafür, daß sie es nicht geworden sind, an ihrem lebhaften Begehren hat es nicht gefehlt, und getroffen hätten sie es so gut, wie die Anderen; aber so oft sie — inmitten einer Krisis — einen Anlauf genommen haben, um es zu werden, sind sie durchgefallen. Sie machen es so, wie alte Jungfern auf Bällen, die sich immer so postiren, daß die tanzlustigen Männer und Jünglinge über sie förmlich stolpern müssen; es nützt aber nichts, die Männer stolpern lieber, als daß sie zugreifen würden.

Die drei alten Jungfern des Abgeordnetenhauses, die, so oft eine Ministerkrisis ausbricht, ihre abgeblühten und von allen Systemen abgegriffenen Reize zudringlich zur Schau tragen, sind die Herren: Ignaz Kuranda, Julius Schindler und Freiherr von Tinti. Eigentlich möchten da unten in dem Hause Alle gern Minister oder so etwas werden; aber das geht denn doch nicht, und so begnügen sie sich vorläufig mit Orden, Verwaltungsrathsstellen, Sektionschefereien und ähnlichen Provisorien, von denen, wie man ja eben gesehen, bis zur Excellenzerei nur noch ein kleiner Schritt ist.

So oft eine Ministerkrisis (!) ausbricht, klopfen die Herzen der drei Reichsrathsjungfern stärker, ihre Backen röthen sich, wie die Wangen einer Braut, an welche der

Freier werbend herantritt — leider ist es bisher zum Brautkuß noch nicht gekommen. Dann werden sie auch schwermüthig und ernst, nehmen gedankenvolle, staatsmännische Stellungen an, als ob ihr kleines Gehirn große volksbeglückende Ideen gebären würde. Diese Art interessanten Simulirens betreibt namentlich der kleine Ignaz Kuranda, und zwar mit so viel Glück, daß man immer über ihn lachen muß.

Ignaz Kuranda ist ein im Wachsthum zurückgebliebener Paradiesapfel, der einen Anlauf zum Pomeranzenbaum genommen hat, endlich aber dennoch bloß Paradiesapfel geblieben ist. Er hat kurze Beine und einen langen Oberkörper, den er mit Vorliebe in den Hüften wiegt, einen kleinen Kopf und eine lange, griechisch-römisch-jüdische Nase, ein längliches, rasirtes Kinn und einen diplomatischen Backenbart, kurze Höschen und einen stets zugeknöpften eleganten Rock — ein vollkommener Gentleman. Das bedeutendste Möbelstück an diesem staatsmännischen Organismus ist die bereits verzeichnete Nase, und wenn es wahr ist, daß große „Löschhörner" (siehe neuhochdeutsche Sprachenreinigungslehre) ein Kriterium der Aristokratie sind, dann ist Herr Kuranda auch ein vollkommener Aristokrat. Daß er in der Prager Josefstadt das Licht der Welt erblickt hat, ist nicht im Stande, an dieser Thatsache etwas zu ändern, wie viele bedeutende Männer sind in niederen Hütten geboren worden, um in Palästen zu sterben. Dies letztere ist denn auch das löbliche Bestreben unseres edlen Staats-

mannes und wahren Volksvertreters. Er hat darum auch, nachdem sein einziges Drama, „Die weiße Rose", den Weg aller Kurandas gegangen ist, das Dichtergeschäft aufgegeben und ist Verwaltungsrath geworden. Ein viel einträglicheres Geschäft.

Ignaz Kuranda gilt in seinen Kreisen allgemein als ein feiner auswärtiger Diplomat, und Graf Beust hat sich zum wiederholten Male darum beworben, ihn als Sektionschef in's Ministerium des Aeußeren zu bekommen, ist aber immer an seiner Uneigennützigkeit gescheitert; denn nachdem Herr Kuranda seine Zeitung, die „Ostdeutsche Post", aus Mangel an Abonnenten „wegen des unerträglichen Druckes unter dem Belcredischen Regime" sistirt hat, hat er sich einzig und allein dem Volksbeglückungsgeschäft gewidmet, in dem er nun rastlos thätig ist. Durch das „zeitweilige" Einstellen seines Blattes hat er das Ministerium Belcredi gestürzt und dem Grafen Beust auf die Beine geholfen, zum Dank dafür verlangte er von diesem ein anderes Subsistenzmittel, und der Reichskanzler war nobel genug, ihm die Verwaltungsrathsstelle der Nordbahn zu verschaffen. Das hat den Reichskanzler nichts gekostet und Herrn Kuranda Vergnügen gemacht.

Einer edlen Seele ist aber mit dem bloßen Gelde nicht gedient, man hat auch eine Brust, in welcher schönere Gefühle wallen, und diese müssen dann auf der Brust ihren Ausdruck finden. Auch das ist Herrn Kuranda gelungen, sein patriotisches Bestreben seine Freiheitsliebe, sein Auf-

opferungsgefühl für die Rechte und Wohlfahrt der Völker glänzt in seinem obersten Knopfloch als Leopoldsorden. Die Verleihungsperiode war für Kuranda sehr aufregend. Er hatte dem Grafen Beust seine Verdienste um die Welt in überzeugender Weise dargethan, er hatte ihm vorgestellt, daß Napoleon III. einzig und allein seiner Idee folge und er demnach den letzten Frieden geschaffen hat, daß der Ausgleich mit Ungarn zum großen Theil sein Verdienst sei, daß er sogar bei jeder Gelegenheit sein engeres Vaterlandsgefühl verleugnet und mit innerster Ueberwindung auf seine Landsleute schimpft, und Graf Beust hatte Einsicht genug, diese Verdienste mit dem Leopoldsorden zu entgelten. Kuranda ist aber auch uneigennützig; in der richtigen Voraussicht, daß eine einzelstehende Auszeichnung zu sehr nach der Absicht — riecht, erbat er auch für Kaiserfeld den Orden, und da dieser anfangs, wegen auffallender Grundlosigkeit refusirte, so scheute Kuranda selbst eine Reise nach Graz nicht, um seinen Freund und Genossen Blagatinšek zur Annahme zu bewegen. Zum Glück für ihn war Blagatinšek nicht unerbittlich, und bald darauf hatte Oesterreich zwei Aspiranten für zukünftige Adelsgeschlechter mehr.

Und Ignaz von Kuranda ist ein ganzer Edelmann, nicht allein seiner Nase wegen — im stolzen Bewußtsein seiner lebenslänglichen Verwaltungsrathsstelle und des kleinen Leopold erhebt er sich bei jeder Gelegenheit, um für die Rechte des Volkes und die Freiheit des Ministeriums zu donnern; und wie donnert er? Jupiter war ein Stümper dagegen.

Mit einem Organ, dem er durch posaunenartiges Moduliren den Verrath an der Abstammung zu benehmen trachtet, fällt er, ob passend oder nicht, über die struppigen „Czechen" her, um mit staatsmännischer Ruhe aus eigener Erfahrung die Nichtigkeit ihrer Bestrebungen zu erweisen und darzuthun, daß das Prager Ghetto — auch seinen Judas haben könne. Und wenn er dann, die Hand auf dem kleinen Leopold schwärmerisch seine Freiheitsliebe betheuert, den Blick von ganz Europa auf sich gerichtet hat, dann unterläßt er es auch nicht, dieser alten Weibsperson einige Regeln für ihr Verhalten zu appliciren und macht — seinem inneren Drange entsprechend — einige diplomatische Andeutungen über die Weltlage. Europa horcht auf, der Telegraph arbeitet, Napoleon eilt in sein Arbeitszimmer, Bismarck bekömmt Krämpfe und die nächste Umgebung des Herrn Kuranda — lacht, lacht aus vollem Herzen über den Haushahn, der sich ein Fasan zu sein dünkt.

Das that Herr Kuranda auch in seiner letzten Ministerrede und ist dennoch nicht Minister geworden, im übrigen gibt er sich im Parlamente nur mit Ministern ab, kleinere Thiere existiren für ihn nicht.

Die zweite Reichsrathsjungfer ist Julius Schindler, in der Welt der Dichterlinge als Julius von der Traun bekannt. Fast reut es mich aber, ihn als Jungfer bezeichnet zu haben, weil ich dadurch das ganze Geschlecht ehrsamer Jungfern (ich sage nicht Jungfrauen) beleidigt haben kann. Ein Wesen nämlich, das sich Jedermann — — —

doch nein, das könnte zu frivol werden. Schindler ist der Wurstel des Abgeordnetenhauses und wird dieser Bestimmung in physischer, wie in geistiger Beziehung nach allen Seiten hin gerecht. Auf zwei dünnen Beinen ruht ein aufgeblasener, schwammiger Leib, aus dem ein kikerikiartiger Kopf emporsteigt. Habichtnase, gläserne cynisch vor sich hinlauernde Augen, dunstig dicke Backen, Schnurr- und Knebelbart gehören dieser dichterischen Natur, die ihre Hohlheit nicht allein in den Eingeweiden liegen hat. Irgend ein unglücklicher Spaßvogel hat den Einfall gehabt, diese Karrikatur mit dem französischen Imperator zu vergleichen und Schindler sieht sich jetzt alles Ernstes als eine Copie des geistig hochbegabten Mannes an der Seine an. Viel Lärm wegen eines solchen Herrn zu machen, hieße ihn höher taxiren, als er es verdient, charakteristisch für dessen lächerliche Eitelkeit ist der Umstand, daß er wie bekannt, bei dem Besuche Napoleons in Salzburg sich an den französischen Kaiser herandrängte, um dann den sich selbst beigelegten Titel des „größten deutschen Mannes" in die Welt hinaus zu telegraphiren.

Julius Schindler, früher Justiziär bei Grafen Lambert, jetzt k. k. Notar in Wien, hat sich, als Oesterreich die rein absolutistische Bahn verließ, fürchterlich das Maul aufgerissen, um von Freiheit und Demokratie zu schwalbeln, und sich ein Abgeordnetenmandat zu erschwindeln. Mit diesem stieg er auf die „Hochwacht der Freiheit" und verstand es mit der Demokratie so glänzende Geschäfte zu

machen, daß er, der am Tage seiner Kandidatur am Neubau in Wien, Gefahr lief, in den Schuldenarrest eskortirt zu werden, gegenwärtig ein sehr reicher Mann ist. Wenn Niemand Anderer, so hat dieser Mann „Verdienste" um die cisleithanische Verfassung, denn Niemand hat sich bei jeder neuen Umwälzung so viel verdient — als er. Der Demokrat Schindler, der Alles für's Volk und durch's Volk erreichen wollte, stieg aus der schlichten Bretterbude vor dem Schottenthore in Wien über die breiten Marmortreppen eines königlichen Schlosses und füllte seine Kassen mit den Verdiensten ums Volk. Nach neunjährigem „Konstitutionalismus" hat sich dieser demokratische Volksvertreter das königl. bairische Schloß Leopoldskron gekauft, ist Direktor der Kreditanstalt geworden, und zählt eine runde halbe Million österreichischer Guldenzettel als sein Eigenthum. Nun, dieser Demokrat hat doch gearbeitet! Auch er begnügte sich nicht mit dem Gelde allein und ruhte nicht eher, bis seinen nach oben verlängerten Bauch der italienische Lazarusorden schmückte. Was für ein Lazarus dieser Schindler für den armen Viktor Emanuel war, das weiß Gott allein, etwas erbarmungswürdiges muß wohl an der Geschichte haften.

Wenn Schindler seine eingelernten Reden im Abgeordnetenhause mit hohlem Pathos „improvisirt", dann heitern sich die Gesichter der gelangweilten Gesetzgeber auf, denn sie wissen, es gibt „Jux und Hetz," denn unter zehn Beleidigungen anderer Nationalitäten thut es der Demo-

krat Schindler nicht, und indem er von Freiheit und Rechten schreit, spielt er mit der schweren goldenen Uhrkette, oder dem blitzenden Brillantringe am Finger, den er sich auf der Hochwacht der Freiheit verdient hat.

Das ist die schönste Zwiebel im Mistbeete unserer freiheitlichen Institutionen, wenn die Sonne höher steigt, und zeugend brennt, wird eine Tulpe herausblühen, wie sie nur wenige Länder hervorzubringen im Stande sind. Vorläufig wartet diese duftlose Blume darauf, in den Ministertopf übersetzt zu werden, sie thut's aber auch billiger und nimmt einen Statthalterposten an.

Armes Oesterreich!

Reichsräthliche Tändeleien.

8. März 1870.

Möglich, daß ich mich irre, ich glaube aber, es ist ein Adler und dazu noch ein zweiköpfiger, der oberhalb des Präsidentenstuhles seine Flügel ausbreitet und mitleidig — natürlich mit doppeltem Mitleid, weil eben mit zwei Köpfen — auf den Dr. Moriz von Kaiserfeld herabblickt.

Dieser scheint auch der steten Beobachtung seitens des königlichen, hier eigentlich kaiserlichen Thieres eingedenk zu sein, denn, obwohl selbiges aus irgend einem schneidbaren Holze gefertigt ist, ist Dr. von Kaiserfeld so regierungs-

freundlich, als ob Herr von Hasner über ihm hocken und aus Holz geschnitzt einmal seine beiden langen Arme als Flügel, das andere Mal seine beiden langen Beine, als Scepter und Reichsapfel tragende Füße über ihn ausbreiten würde. Bevor er, nämlich Excellenz Hasner, grün angestrichen und mit vergoldeten Extremitäten oben hockte, saß er bekanntlich unten, gerade dort, wo jetzt Herr von Kaiserfeld sitzt; damals hockte Schmerling oben. So ändern sich die Zeiten und mit ihnen die Vögel. Daß Herr von Hasner nicht zweiköpfig herabblickt, braucht schon darum nicht besonders hervorgehoben zu werden, weil viele Leute behaupten, daß Se. Excellenz bloß einen ganz kleinen und dazu noch doktrinären Kopf habe.

„Waldbäume sind als Konsumenten anspruchslos in Beziehung auf Boden", sagte Dr. von Hasner in seiner „Politischen Oekonomie."

Als also Ritter von Schmerling nach oben und Ritter von Hasner noch unten saß, war letzterer von ersterem ernannt, und hatte ersterer das Recht von letzterem Folgsamkeit und Regierungsfreundlichkeit zu verlangen, denn er war als Präsident ernannt, gerade so, wie ein Nachwächter von der Kommune ernannt und dazu aufgestellt ist, Stadt und Bewohner vor Feuer und anderweitigen Unzukömmlichkeiten zu bewahren. Anders Herr Moriz von Kaiserfeld; dieser ist nicht ernannt, sondern von „Volksvertretern" gewählt, soll demnach auch keine Nachtwächterstellung, sondern jene eines ersten und befähigtesten Deputirten haben

— ob nun das wirklich der Fall ist, lehren die verschiedenen Sitzungsunterbrechungen und Sitzungsvertagungen, sobald nämlich der Vogel Hasner etwas mißvergnügt auf die aus Spaß oppositionell gelaunten Abgeordneten blickt und eine Regierungsvorlage Gefahr läuft, abgelehnt zu werden. Nun darüber will ich mit dem ritterlichen Präsidenten nicht rechten, er weiß, daß „*seine*" Abgeordneten sich „auf der Rusel" kaiserl. und königl. schreiben, und daß demnach ihr Vorsitzender ebenfalls so sein muß, wozu ihm Gott seinen Segen nicht vorenthalten möge.

Dr. Moriz von Kaiserfeld ist von Geburt aus Slovene, was ihm durchaus nicht übel angerechnet werden darf, weil er hiebei bloß passiv betheiligt war; *aufgewachsen* ist er aber als deutscher Autonomist und *ausgewachsen* als Dualist. Das Lämmchen heißt anfangs Böcklein, falls es sein Geschlecht hiezu qualificirt und wird erst später zum Bock, in welchem Falle es sich aber, wie ein deutsches Sprichwort sagt, keinesfalls zum Gärtner eignet. Herr von Kaiserfeld ist aber gegenwärtig Gärtner und zwar im cisleithanischen Parlamentsgarten, „*jardin zoologique d' acclimatisation*", und wie er dazu paßt, davon hat er selbst die glänzendsten Beweise gegeben.

Der steuerzahlende Unterthanenverstand, der weder in Orden und Würden, noch in Verwaltungsrathsstellen und anderen Sinekuren macht, glaubt nämlich, daß der Präsident eines „österreichischen" Parlaments in erster Reihe ein patriotischer Oesterreicher sein muß, und wenn statt dieses

im Dualismus verblichenenen Sammelnamens schon der Begriff „Cisleithanien“ gesetzt ist, derselbe auch wenigstens ein guter Cisleithaner sein sollte. Herr von Kaiserfeld Moritz — vulgo „Blagatinšek“, hausirt aber mit Vorliebe mit den gewissen Bleisohlen gerade so, wie ein Gottscheer, deren Herzog sein herrenhäuslicher Kollege ist, mit Pomeranzen und das kann doch, bei der größten Toleranz, unmöglich die erste Aufgabe eines österreichischen Abgeordnetenpräsidenten sein. So oft Herr von Kaiserfeld nämlich in der traurigen Lage war, die Welt mit seiner politischen Ueberzeugung bekannt zu machen, so oft hat er auch aus dem Hausirkorb des patentirten Liberalismus die „Bleisohlen“ ausgepackt und diesen Pantoffel civilehelicher Regierungsbrautschaft mit der Drohung geschwungen, dieselben — nämlich die Bleisohlen, oder das Oesterreicherthum — um einen Judaspreis loszuschlagen, wenn sie von der Regierung nicht in wohlgeschmierte Herrschaftsstiefel umgewandelt werden.

Solche Geschäfte gehören freilich nicht in die Firma ausschließlich privilegirter Vaterlandsliebe, zumal dann nicht, wenn man, wie es so viele unserer Afterpächter thun, mit derselben anderweitig gute Geschäfte macht; trotzdem wurde Herr von Kaiserfeld zum Abgeordnetenhaus-Präsidenten gewählt, als welcher er nun die Veräußerung der Bleisohlen, die den Deutschthümlern in Oesterreich anhängen sollen, en gros betreiben kann.

Neben dem Obergärtner Kaiserfeld sitzt der erste Unter-

gärtner von Hopfen, wenn ich nicht irre, „Ritter von“, ohne welches Attribut die moderne Demokratie nur ungern spazieren geht. Dieſer Herr von Untergärtner iſt das gerade Gegentheil ſeines transformirten, oder in's Verfaſſungsfreundliche überſetzten ſloveniſchen Kollegen. Während Herr von Kaiſerfeld nämlich in ſeinem Aeußern den Eindruck eines Greiſes macht, deſſen Kopf- und Barthaar die Zeit mit vollſtändigem Erfolge gebleicht hat, iſt Herr von Hopfen ein in Mannskraft ſtrotzender Herr, ſo weit nämlich das äußere Ausſehen ſo gewagte Folgerungen an die undeutlichere Männlichkeit zuläßt. Herr von Hopfen hat bisher, ſo viel bekannt, noch nicht in Bleiſohlen gehandelt, ihm iſt überhaupt die Politik mehr Nebengeſchäft, und viel lieber und eifriger macht er in allerlei Papieren. Sein Weſen verräth auch Nichts von der angenehmen Bitterkeit ſeines Namens, im Gegentheil im normalen Zuſtande iſt er ſo ſüß wie Malzbrühe, welche das bittere Lupulin noch nicht gewürzt hat. In dieſer Eigenſchaft überſieht er auch gern die Bitterkeiten, die den nichtdeutſchen Nationalitäten im Hauſe vor dem Schottenthore mit Vorliebe aufgetiſcht werden und lächelt, wenn Schindler ein ganzes Volk mit Römlingen u. dgl. titulirt oder der ungeſchicktere Tinti die Vertreter dieſes Volkes ſogar zum Tempel hinauswirft. Der wohlgenährte Leib des Herrn von Hopfen trägt ein rundes, mit einem amerikaniſchen Freiheitsbart umgebenes Geſicht, das ſich ſtets einer glatten Raſur erfreut; ſonſt habe ich nichts freiheitliches daran entdecken können. Andere Verdienſte des ge-

nannten ersten Vicepräsidenten sind mir bisher leider entgangen, es sei denn, daß seine konstitutionelle Stellung als Direktor der Bodenkreditanstalt, als Vicepräsident der Südbahngesellschaft, als Direktor der Wiener Bank, als Verwaltungsrath der Versicherungs-Anstalt „Donau" u. s. w. u. s. w. mit zu den Verdiensten um Oesterreich gehören. Jedenfalls verdient Jemand hiebei sehr viel, nur ist dieser Jemand nicht das Volk, sondern Herr von Hopfen.

Zur linken Hand des Herrn von Kaiserfeld pflegt sich in der Abgeordnetenhaussitzung etwas zu kugeln, es ist sehr dick, hat sehr robuste Beine, etwa wie die jugendlichen Elephanten-Frauenzimmer und einen sehr dicken borstigen Kopf. Dieses Etwas ist der zweite Vicepräsident des Abgeordnetenhauses, Herr Dr. Franz Groß, Bürgermeister und k. k. Notar in Wels, Oberösterreich. Er ist einer von den drei „Größen", welche den Singular zu einem Viertelduzend im hohen Hause machen. Vielleicht sind es die einzigen „Größen" des verehrlichen Parlamentes; nichts Gewisses u. s. w.

Er hat keinen so fuchsrothen, generaldirektorlichen Bart, wie sein Kollege Robert aus Reichenberg, ist auch nicht ein für seine Nation glühender, deßhalb aber doch in Wien bleibender Pole, wie der Peter aus Lemberg — dafür ist er aber ein heiteres Alpenkind aus Wels, einem Orte, wo lustig die Schweine gedeihen, mit denen ehrsame Bürger daselbst einen nutzbringenden Handel treiben.

Dem geehrten zweiten Vice-Präsidenten wird von seinem

Parlamentskollegen eine göttliche Grobheit nachgerühmt, während seine übrigen Vorzüge neidisch verschwiegen werden. Da es mir nicht gelungen ist, auf eigene Faust zur Kenntniß derselben zu gelangen, so muß ich mich auf diese Daten beschränken! denn daß seine Parlamentskollegen so boshaft waren, ihm den Beinamen des Handelsartikels seiner Vaterstadt zu geben, werden sie vor Gott und dem Konzil kaum zu verantworten im Stande sein.

„Les chochons de Wels!"

Hodododoroh!!!

10. April 1870.

Das sind die lustigen Reichsraths-Hodododoroh! Eigentlich waren es bloß die Volkstribunen Kuranda, Schindler, Pratobevera und Tinti, die mit diesem ebenso ehrenwerthen als heiteren Gattungsnamen bezeichnet wurden, im Grunde aber paßte er für Viele, so da „mitratheten und thateten" zum Wohle der an Unterleibsschmerzen krankenden Austria. Hodododoroh! Lustig plätscherten sie, wie mausige Bären im großen Karpfenteiche, und fischten bald da, bald dort einen fetten Bissen aus dem trüben Wasser und nährten sich und waren froh für sich und das Volk, je nachdem man das eine oder das andere als solches betrachtet.

Hodododoroh! jubelte lustig der Nazi von der weißen Rose und legte betheuernd die Hand auf den kleinen Leopold im obersten Knopfloche. „Fort mit den „Czechen“ und fort mit den Slaven, sie sind der Ballast unserer großdeutschen Tendenzen!“ so deklamirte der kleine Kuranda mit der großen Nase und den noch größeren diplomatischen Talenten, und verzehrte dabei mit bewunderungswürdiger Ruhe den Gehalt als Direktor der Nordbahn, den ihm der dankbare Reichskanzler für die Verdienste um das Reich und die „Ostdeutsche Post“ zu verschaffen verstanden hat.

Hodododoroh! johlte laut vergnügt der ehemalige pauvre Notar und der jetzige Besitzer des königlichen Schlosses Leopoldskron von der Hochwacht der Freiheit, auf der er sich, für's Volk vom Neubau, seine kleine halbe Million erworben; fort mit der St. Wenzelskrone, die ein mythischer Krämpel und gut genug ist, sie als Schlafmütze für gichtkranke Patrone zu benützen; fort mit allen Elementen, die uns hindern, Eisenbahnen und Aktiengesellschaften zu gründen und Geld zu verdienen, Verwaltungsräthe zu werden und Orden zu erhaschen. Zum Fenster hinaus und zur Thür hinein sprechen wir für Freiheit und Gleichheit, so weit sie uns betrifft und uns zuträglich ist, daß das Volk für seine Diäten doch etwas genießt und wenigstens den „Figaro“ erspart, wenn es mich als Kikeriki von der Hochwacht der Freiheit krähen hört. Und dabei spielte Herr Julius Schindler mit der schweren goldenen Kette, und seine Diamanten blitzten am Finger und an den Gott weiß wie

verdienten Lazarusorden, daß man förmlich geblendet wurde vom Wohlstande dieses Volks — — vertreters.

Hodododoroh! lamentirte der biedere Pratobevera und vergoß treuherzige Thränen über die Freiheit des Vaterlandes, und schlug sich mit rührendem Selbstbewußtsein auf die alte Brust und bezeichnete sich selbst als ältesten Kämpen der Freiheit, der mit Wonne und Freiheitsliebe den Ausnahmszustand in Böhmen guthieß.

Hodododoroh! deklamirte der interessante Tinti seines Zeichens nach Baron und seinem Wunsche nach Minister, bisher jedoch ohne Portefeuille, und schrie sich seine Kehle heiser von lauter Betheuerungen und Ministerreden, bis er glücklich es vollbracht und die Tiroler, als Römlinge, hinausgejagt hat aus dem hölzernen Tempel cisleithanischer Freiheit, um dann stolz auf seine That, wie ein begossener Pudel, die entweihte Tribüne zu verlassen und sich vorläufig ohne Portefeuille mit den verschiedenen Verwaltungsrathsstellen und dem eigenen Bewußtsein zu begnügen, das so schön zusammengelegt war, wie die Kravatte des demokratischen Barons, und so glatt frisirt, wie das schöne Haupthaar des interessanten Volksmannes.

Hodododoroh! johlten die Vier, und ihnen nach in lautem Chorus die Bibnse und Wolfrums, die Kliers und Groß', die Daubeks und Hanische, die Seiferts und anderen Streetwitze und suchten auf diese Weise den Schmerzensschrei der mit ihrer Freiheit beglückten Völker zu übertönen und die Welt glauben zu machen, daß das jubelnde Oester-

reich ein Paradies auf Erden, ein Elysium im Diesseits bilde, indem die lustigen Volksvertreter mit Palmenzweigen in der Hand Wacht halten über die Freiheit der Nationen und das Wohlergehen der Völker.

Hodododoroh! so tönte es aus allen Ecken und Enden der großen Wiener Bretterbude, und lustig kapriolten die Hodododorohs über Steuern und Ausnahmszustände hinweg zu dem eigenen Vortheile; fröhlich und unbekümmert wie die heitere Jugend über die Schulbänke hinweg voltigirt, um der strengen Aufsicht des Meisters ledig, ihre munteren Spiele zu produciren.

Hodododoroh ist für den Wiener der Kernbegriff des Juxes, der höhere „Ulk", der Gipfelpunkt „der Hetz" er bezeichnet damit die sorgloseste Ausgelassenheit, die sich unbekümmert um das morgen ganz und vollständig der tollen Laune des Augenblicks hingibt, ohne Rücksicht auf oben und unten, auf hüben und drüben, auf d'rüber und d'runter, und daß der Wiener die Herren Volksvertreter mit diesem famosen Hodododoroh bezeichnete, ist charakteristischer, als hundert schweinslederne Folianten, mit tausendköpfiger Gelehrtheit, zu thun im Stande wären.

Unter dem Hodododoroh der lustigen „Volksvertreter" wurde das letzte Staatsgut verklopft, wurden Bocchesen zusammengeschossen oder auch gehängt — was am Ende einerlei ist, da es so ziemlich gleichgiltig erscheint, wie man freiheitlich in ein besseres Jenseits befördert wird — wurden Journalisten zu überlebenslänglichem schweren Kerker verur-

theilt, ganze Legionen von Steuerzahlern und Staatsbürgern eingesperrt, weil sie unter dem Banner „at jsem Franta, nevolím-li deklaranta“ zur Wahl fuhren, wurden arme Musikanten zu für sie unerschwinglichen Geldstrafen verhalten, wurden Dienstmädchen, Waschweiber und Hausknechte besteuert, wurden — —

Hodododoroh! erscholl es noch vor wenigen Tagen, bis auf einmal der lustige Ruf verstummte und Herr Schindler den letzten liberalen Purzelbaum schlug, der die letzten Mohikaner aus der „konstitutionellen Reitbahn“ hinaus und in die Heimath zurücktrieb, so daß in der Manège Niemand übrig war, als die „Künstler“ und die Clowns, die vier lustigen Reichsrathshododoroths.

Und sie wollten ihre Produktionen auf dem wohlgesattelten und gut gezäumten Freiheitspferde, mit der Peitsche in der Hand und den blutreißenden Sporen an den Stiefeln, weiter fortführen, und Hododoroh lein Streeruwitz, der kleine aber geistreiche Postmeister von Mies und Adjutant des unberittenen Justizministers Dr. Herbst, machte lustige Späße und konstatirte, daß sie noch immer beschlußfähig seien, als sich plötzlich die Stallmeister-Excellenzen bedankten und die Produktionen wegen Mangel an Theilnahme eingestellt werden mußten.

Irgend ein Witzblatt brachte vor Jahren ein köstliches Bildchen, das mit wenigen Strichen eine veränderte Situation von darstellte. Es waren zwei Zeichnungen neben einander gestellt, die eine zeigte ein Thierchen, wie es mit

luſtig nach oben geringeltem Schweife die vergnügliche Stimmung des glücklichen Beſitzers andeutete. Hododododoroh! Daneben war dasſelbe Thierchen verewigt, aber der Schweif war nicht mehr heiter nach oben geringelt, ſondern hing ſchwermüthig nach unten, und ſiehe da, der Eindruck war völlig verändert, aus dem luſtigen Thierchen wurde ein trauriges. O Jammer!

Das Hododododoroh iſt verklungen, trübſelig und mit hängendem Muthe ſehen die luſtigen Volksvertreter den Glanz ihrer Macht erbleichen, ihre Herrſchaft, die ſie ſo ſchmählich mißbraucht, verſchwinden. Aber luſtig gelebt und luſtig geſtorben. Noch einmal erſchallt das übermüthige Hododododoroh, noch einmal ſtellten ſie ſich in Reih' und Glied' und warfen dem Reiche und ſeinen Völkern den Fehdehandſchuh ins Geſicht. „Können wir nicht herrſchen, ſo möge Alles d'rüber und d'runter gehen.“ Die bekannten Bleiſohlen wurden aus den bereits gepackten Koffern ausgepackt und damit zum letztenmale der geduldige Rücken der Völker geklopft.

Schmählicher iſt noch kein Akteur von der Bühne gegangen, auf welcher ihn das Publikum ausgeziſcht; Gott hüte das Reich vor der neuerlichen Wiederkehr der — „Hododododoroh's.“

Druck der Leipziger Vereinsbuchdruckerei.

nügliche
odoroh!
Schweiß
rn hing
uck war
rde ein

nd mit
ter den
nmählich
ißig ge=
odoroh,
warfen
uh ins
d'rüber
wurden
nit zum

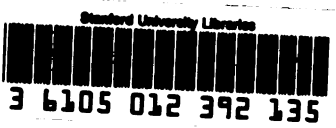
ihne ge=
st; Gott
– „Hr=

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

DB
86
.S3
v.1



Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.